

NDL

Neue Deutsche Literatur

ZEITSCHRIFT DES

DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBANDES

VERLAG VOLK UND WELT · BERLIN

GELEITET VON WILLI BREDEL UND F. C. WEISKOPF.
REDAKTION: GÜNTHER CWOJDRAK, GÜNTHER DEICKE,
HENRYK KEISCH. SEKRETARIAT: ACHIM ROSCHER.

Nachdruck nur mit Genehmigung

REDAKTIONSSCHLUSS FÜR DIESES HEFT: 10. JANUAR 1955

Redaktion: Berlin W 8, Friedrichstr. 169/170, Fernsprecher 225771, Verlag Volk und Welt, Berlin W 8, Taubenstraße 1/2. Für unverlangt eingehende Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Die Zeitschrift erscheint monatlich und ist in der Deutschen Demokratischen Republik durch jede Buchhandlung oder die Post zu beziehen. Im Ausland vermitteln folgende Stellen den Bezug: *UdSSR*: Meshdunarodnaja Kniga, Smolenskaja sennaja Pl. 32/34, Moskau; *China*: Guozi Shudian, Suchou Hutung 38, Peking; *Polen*: Prasa i Ksiazka, ul. Koszykowa 31, Warschau; *ČSR*: Artia AG, Ve Smečkách 30, Prag II; *Ungarn*: Kultura, Ungarisches Außenhandelsunternehmen für Bücher und Zeitungen, Rakoczi ut. 5, Budapest 62; *Rumänien*: IMEX, Strada Foisorului 41, Bukarest; *Bulgarien*: Raznoizos, 1, Rue Tzar Assen, Sofia; *Albanien*: Ndermarja Shetnore Botimeve, Tirana. Interessenten in den übrigen Ländern sowie in *Westdeutschland* wenden sich über den örtlichen Buchhandel oder direkt an: „Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, Leipzig C1, Schließfach 276“. Dieser weist ihnen Bezugsquellen in ihrem Land nach. Preis des Einzelheftes: 1,50 DM. Vierteljahrsabonnement: 4,50 DM. Briefe, die mit dem Inhalt der Zeitschrift zu tun haben, sind an die Redaktion, Zuschriften in Fragen des Vertriebs und Bezugs an den Verlag zu richten. Druck: IV-14-48 Volkstimme, Verlag und Druckerei, Magdeburg, Bahnhofstraße 17, Lizenz-Nr. 1313.

INHALT

Unsere Meinung	<i>Die Redaktion</i>	5
Eine Meinung aus Stuttgart	<i>H. T. Pohl</i>	12
Eröffnung des Indischen Zeitalters	<i>Peter Hacks</i>	16
Bilanz der Sowjetliteratur	<i>Alfred Kurella</i>	49
Ein Moskauer Wunder	<i>Erwin Strittmatter</i>	57
Die kleine Form – Deutsche Anekdoten aus vier Jahrhunderten		60
Köln – Karlsruhe – Jena	<i>Günther Cwojdrak</i>	91
Wohin?	<i>Heiner Müller</i>	98
Die politischen Valenzen des Dr. Witsch	<i>F. C. Weiskopf</i>	99
Der Friedensacker	<i>A. E. Thoss</i>	107
Bücher und ihre Leser – Eine Umfrage bei unseren Mitarbeitern		108

UNSERE LITERATURDISKUSSION

Theodor Körner – Sänger und Held?	<i>Gertrud Meyer-Hepner</i>	121
Die Nachdichtung ist Dienst am Dichter	<i>Hans Gaertner</i>	126
Leserwünsche zur Reportage	<i>Heinz Körner</i>	130
Kinderbuch, Verlag und Autor	<i>Adolf Görtz</i>	131
Achtung, Rauschgifthandel!	<i>Christa Wolf</i>	136

NEUE BÜCHER

Lion Feuchtwanger: Felix Krull, ein bürgerlicher Schelm, S. 141; *Henryk Keisch*: Alte und neue Anekdotenliteratur, S. 142; *Franz Hammer*: Friedrich Schiller und Charlotte von Kalb, S. 145; *Peter Schuerf*: Der „Schlurf“ und die Freiheit, S. 146; *Kurt Harrer*: Ein polnisches Werk über die moderne deutsche Dramatik, S. 149; *H. B.*: Die halbierte Deutschlandreise, S. 151.

UNSERE UMSCHAU

Howard Fast: Literaturbrief aus New York, S. 154; *Erhard Scherner*: Besuch in einer westdeutschen Gewerkschaftsbibliothek, S. 159; *Erwin Kohn*: Hoch Niederdeutsch – nieder Hochdeutsch?, S. 161; Schriftsteller im Anekdotenspiegel, S. 163; Literatur für Silvester, S. 164; Können zwei Schriftsteller über das gleiche Thema schreiben? S. 166; *Ralph Giordano*: Hamburger Bilderbogen, S. 169; ferner: „O diese Sprache!“ „Schwarz eingerahmt“, „Rot eingerahmt“ u. a.

ZU UNSEREN BEITRÄGEN

Peter Hacks, geboren 1928, lebt als Schriftsteller in München. Seinem Schauspiel „Eröffnung des indischen Zeitalters“ wurde im vergangenen Sommer bei einem Dramatikwettbewerb der Stadt München der erste Preis zugesprochen.

„Der Kaffee“ von Arnold Zweig hat eine interessante Geschichte. Er wurde 1915 in dem Buch „Die Bestie“ gedruckt, verfiel aber mit dem ganzen Buch sofort der Beschlagnahme. Unsere Leser sind also Zeugen seiner Wiedergeburt.

Peter Schuerl ist ein junger Wiener Kritiker.

In unserem Dezemberheft war auf Seite 89 der Anfang des ersten Chorliedes aus der „Antigone“ nicht richtig wiedergegeben. Er muß lauten:

Πολλὰ τὰ δεινὰ, κούδὲν ἄν
θρῶπον δεινότερον πέλει.

Auf Seite 126 des gleichen Heftes mußte es richtig heißen: „Die Weltfriedensbewegung gedenkt in diesem Jahr des 2400. Geburtstages von Aristophanes“, und auf Seite 69 unseres Januarheftes in dem Gedicht „Ernte“ von Erich Arendt, Zeile 16: „seine Lide“.

UNSERE MEINUNG

Der II. Kongreß der Sowjetschriftsteller hat die westdeutschen Journalisten vor ein unlösbares Dilemma gestellt: sie mußten ihren Lesern auftischen, das literarische Schaffen in der Sowjetunion sei gefesselt, staatlich gelenkt und in jeder Beziehung unfrei, mußten zugleich aber auch erklären, wieso es auf dem Kongreß eine so lebhafte und freimütige Diskussion geben konnte. „Die Welt“ eröffnete den Reigen der Berichterstattung mit der knalligen Sensation: „Kreml-Peitsche knallt über den Autoren“. Dazu in einer Unterzeile die „sachliche Feststellung“: „Literatur hat jenseits des Eisernen Vorhangs aufgehört zu existieren.“ Das war am 9. Dezember, also noch vor Eröffnung des Kongresses. Am 14. Dezember berichtete dasselbe Blatt: „Bemerkenswert ist, daß die Rednerliste, wie sie in der ‚Literaturnaja Gaseta‘ angegeben wird, keinen prominenten Vertreter der Partei- und Staatsführung aufweist.“ Und am 18. Dezember, also während

des Kongresses, teilt dieselbe Zeitung ihren gewiß höchst verblüfften Lesern mit: „In der Sowjetunion wurden die Werke Gorkis in einer Auflage von achtzig Millionen herausgebracht, die Werke Puschkins in einer Auflage von siebzig Millionen, die Werke Tolstois in einer Auflage von sechzig Millionen und Tschechows in einer Auflage von vierzig Millionen.“ Sie hütete sich freilich, die Gesamtauflagen aller in der Sowjetunion im Jahre 1953 erschienenen Bücher anzugeben, denn selbstverständlich erscheinen nicht nur die Werke der russischen Klassiker, sondern auch die Werke der Sowjetschriftsteller und die übersetzten Werke der ausländischen Schriftsteller in Millionenauflagen. Während im Jahre 1934 insgesamt etwa 3500 Titel in einer Gesamtauflage von 45 Millionen Exemplaren gedruckt wurden, waren es im Jahre 1953 bereits etwa 4700 Titel in einer Gesamtauflage von 222,8 Millionen Exemplaren – dies nur zur Information

angesichts der halben Wahrheit, zu der sich die westliche „Welt“ bequemen mußte.

Das Hervorstechende an dem großen Kongreß der sowjetischen Schriftsteller war gerade die rückhaltlos offene und offenherzige kritische Diskussion, und man muß schon sagen: die Schriftsteller nahmen wahrhaftig kein Blatt vor den Mund. Sie sprachen nicht nur über ihre schöpferischen Probleme, sie kritisierten auch freimütig, ohne Ansehen der Person, die Werke einzelner Kollegen und die Maßnahmen einiger Institutionen des Sowjetstaates. Sieben von den zwölf Tagen des Kongresses gehörten der Diskussion über die Referate.

Die Berichte und Diskussionsbeiträge auf dem Kongreß zeigten überzeugend, welch gewaltige Entwicklung die multinationale Literatur in der Sowjetunion während der letzten zwei Jahrzehnte genommen hat. Aber nur Narren können fordern, daß die literarische Produktion dieser Periode in ihrer Gesamtheit ausschließlich aus Meisterwerken besteht. Es spricht für das Verantwortungsbewußtsein der führenden Schriftsteller in der Sowjetunion, wenn sie auf dem Kongreß eine Steigerung der künstlerischen Qualität der gesamten Literatur forderten und der Selbstgenügsamkeit erbitterten Kampf ansagten. Es wurde indessen auch mit berechtigtem Stolz

darauf hingewiesen, daß von den Meistern der Sowjetliteratur Werke geschaffen worden sind, wie z. B. die Romane von Michail Scholochow, Alexej Tolstoi, Alexander Fadejew, Konstantin Fedin und vielen anderen, die Dichtungen von Tichonow, Twardowski und Simonow, die heute schon unbestritten zur Weltliteratur gehören. Angesichts dieser Leistungen, angesichts dieser reichen vielgestaltigen Literatur, die alle Genres umfaßt und die mannigfaltigsten Künstlerpersönlichkeiten widerspiegelt, bleibt es den Schreiberlingen der westlichen „Welt“ unbenommen, von ihrem Redaktionsstühlchen herunter zu behaupten, die Literatur „jenseits des Eisernen Vorhangs“ habe aufgehört zu existieren.

Wie sagt doch in einem afrikanischen Märchen der Schakal zur Hyäne?: „Ich belle den Mond an, und er versteckt sich!“ *wb*

Eines der Merkmale des authentischen Dichters ist, daß er den Wert des Wortes kennt und darum mit dem Wort sparsam umgeht. Bertolt Brecht ist ein Fanatiker des Lakonismus – und auch an dieser Eigenart als Dichter zu erkennen. Nicht von ungefähr besitzen die wenigen, aber wie aus transparentem Marmor gemeißelten Zeilen aus seiner Feder, in denen die Deutschen an das Schicksal Karthagos gemahnt werden, die beschwörende Kraft

einer Warnung am Rande des Abgrunds: sie sind eine aus dem historischen Denken geborene, zwei Jahrtausende überbrückende grandiose Metapher. Nicht von ungefähr sind die wenigen Sätze jenes Aufrufs aus Brechts Feder, in denen die Freiheit des künstlerischen und geistigen Schaffens proklamiert wird und zugleich ihre natürlichen Grenzen definiert werden, für jedermann so einleuchtend: sie sind ein Niederschlag der Liebe, mit welcher der Künstler die Welt und das Leben umfängt. Auch vor den unmittelbaren Forderungen des Tages verleugnet sich der Dichter nicht. Auch das Interview, das er dem Reporter gibt, auch der Appell, den er von einer öffentlichen Tribüne aus erhebt, tragen dichterisches Gepräge. Gerade daher rührt ihre außerordentliche, der klugen Rede manches Politikers gleichwertige und überlegene Wirkung.

Lakonisch wie stets, aber mit der sprachlichen Erfülltheit und präzisen Diktion aller seiner Äußerungen, hat Bertolt Brecht uns wissen lassen, was die Zuerkennung des Internationalen Stalinpreises „Für Festigung des Friedens unter den Völkern“ für ihn bedeutet:

„Es ist eine der erstaunlichen Gepflogenheiten der Sowjetunion, dieses höchst erstaunlichen Staates, alljährlich einige Leute mit einem Preis für Bemühungen um den Weltfrieden auszuzeichnen. Ein solcher Preis

scheint mir der höchste und am meisten erstrebenswerte von allen Preisen, die heute verliehen werden können. Was immer man ihnen einreden will, die Völker wissen: Der Friede ist das A und O der menschenfreundlichen Tätigkeiten, aller Produktion, aller Künste, einschließlich der Kunst zu leben.“

Man kann es ausführlicher, aber man kann es schwerlich besser und beredter sagen. Sagen auch wir mit beredter Kürze, was wir meinen: Der höchste und am meisten erstrebenswerte von allen Preisen, die heute verliehen werden können, hat in Bertolt Brecht einen würdigen Träger. bk

Und dann das Schillerfest! Diese „Kommunisten verachten und verhöhnen ja Schiller, wie kann man mit denen ein Schillerfest halten“: wir zitierten aus einem Brief, den Friedrich Engels Ende 1859 an Frau Jenny Marx gerichtet hat. In diesen Sätzen ironisierte Engels die Borniertheit von Gottfried Kinkel und Konsorten, die damals in London eine Feier zu Schillers 100. Geburtstag inszenierten, hauptsächlich zu dem Zweck, sich selbst in Szene zu setzen: Kinkel und Konsorten besaßen die feste Überzeugung, daß eine Schillerfeier das geheiligte Privileg solcher Philister sei, wie beispielsweise sie selbst es waren.

Ein Blick in verschiedene westdeutsche Zeitungen beweist, daß ähnliche Überzeugungen sich bis in die Gegenwart, fast über ein Jahrhundert hinweg, frischgehalten haben. Zur Vorbereitung der Schillerfeiern ist ein Arbeitsausschuß gebildet worden, der Mitglieder aus beiden Teilen Deutschlands vereint? Deutsche aus Ost und West wollen gemeinsam Schillers gedenken? Dieser Sachverhalt verschlägt einem Journal wie dem „Tagesspiegel“ die Sprache: Deutsche, die sich dazu hergeben, gemeinsam ihres großen Nationaldichters zu gedenken, dienen nur den „kulturellen Handlangern des Kremls“.

Vor hundert Jahren konnten sich Leute wie Kinkel noch erlauben, den Kommunisten zu unterstellen, sie würden Schiller „verachten und verhöhnen“; eine solche lügnerische Behauptung eignete sich damals noch als Vorwand, alle, die keine Kinkels waren, von einer Schillerfeier auszuschließen.

Wie haben sich die Zeiten doch geändert! Behauptet der „Tagesspiegel“ etwa, man dürfe nicht gemeinsam Schiller feiern, weil die Mitglieder des in unserer Republik gegründeten Schiller-Komitees (die übrigens verschiedene Weltanschauungen repräsentieren) Schiller „verachten und verhöhnen“ würden? Nein, die „Argumentation“ ist genau umgekehrt: die Deutschen aus dem

Westen unseres Vaterlandes, die gemeinsam mit uns Schiller ehren wollen, werden gewarnt, sich auf Gespräche über Schiller und seine Werke einzulassen, weil sie von vornherein unterlegen seien! Sind die westdeutschen Wissenschaftler, Schriftsteller und Künstler bereit, sich solche Unverschämtheiten sagen zu lassen? Genügt es ihnen, daß *wir* in ihrem Namen protestieren? Zeitungen, die es für denkbar halten, ihren Lesern ein derartiges Gestammel anzubieten, eignen sich nicht einmal für ein Abonnement an Klippschulen.

Wer für die Einheit der deutschen Kultur ist, kann nicht gegen gemeinsame Schillerfeiern sein, nicht dagegen, daß Thomas Mann seine Gedenkrede im Mai dieses Jahres in Württemberg *und* in Weimar halten wird. Wer gegen die Einheit der deutschen Kultur ist, kann aber sehr wohl für eine „kulturelle“ Gemeinsamkeit mit Franco-Spanien sein: so sehr sich einige westdeutsche Blätter über die gemeinsame Vorbereitung der Schillerfeiern entrüstet haben, so sehr zeigten sie sich erfreut über den Abschluß eines „Kulturabkommens“ zwischen Bonn und Madrid. Welcher Art die Kultur ist, die hier ausgetauscht werden soll, zeigt eine Auswahl von Büchern, die in den letzten beiden Jahren in Spanien am häufigsten verkauft wurden: „Moskau“ von Plievier;

„Statist auf diplomatischer Bühne“ von Paul Schmidt; „Mit Rommel in der Wüste“ von H. W. Schmidt; die Erinnerungen Guderians; die Memoiren Papens und „Hitlers Tischgespräche“.

Plievier, Guderian, Papen, Adenauer und Franco auf der einen Seite – Schiller, Thomas Mann und unsere Nationalkultur auf der anderen Seite: möge jeder seine Wahl treffen.

gc

In unserer Presse finden wir häufig Klagen über mangelnde Sorgfalt bei der Herstellung von Massenbedarfsgütern. Auch Bücher sind – auf ihre eigene Weise – „Massenbedarfsgüter“. In besonderem Maße gilt dies für Anthologien, die aus dem Schatz der deutschen Dichtung schöpfen. Wenn wir uns hier mit den Mängeln einer solchen Anthologie beschäftigen, so darum, weil wir Herausgeber und Verlage veranlassen möchten, künftig sorgfältiger zu Werke zu gehen.

Im Verlag Neues Leben ist ein Buch erschienen, das schon durch sein Thema und seine Aufmachung zur Zeit unseren Büchermarkt beherrscht: „Verse der Liebe, eine Anthologie deutscher Liebesgedichte“, herausgegeben von Dr. Walther Pollatschek. Der Band ist flexibel in rotes Leinen gebunden, auf dem der Titel schmuckvoll in Goldprägung erscheint, der Schutzumschlag hat ein

farbiges Titelbild, und die Zwischentitel sind mit lustigen Holzstichen von Ursula Wendorff-Weidt versehen. So weit, so gut: ein Büchlein, das jeden Bücherschrank ziert. Bei flüchtigem Durchblättern hat man den Eindruck, daß hier mit philologischer Akribie die schönsten Liebesgedichte aus acht Jahrhunderten ausgesucht worden sind; und in der Tat taucht aus früheren Jahrhunderten neben bereits Bekanntem manches Unbekannte auf, das wert ist, der Vergessenheit entrissen zu werden. Vorbildlich sind die biographischen Notizen zusammengestellt. Ein nach Autoren geordnetes Inhaltsverzeichnis allerdings fehlt, und das macht uns stutzig. Wenn wir selbst zu ordnen versuchen, bemerken wir, daß vor allem von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an die Problematik der hier getroffenen Auswahl offenbar wird. Warum ist zum Beispiel von den leidenschaftlichen Liebesgedichten der Droste-Hülshoff nichts aufgenommen worden? Je näher wir der Gegenwart kommen, um so fragwürdiger wird die Auswahl der Texte. Da finden wir zum Beispiel drei Gedichte von Otto Julius Bierbaum, zwei von Richard Dehmel und eines von Detlev von Liliencron. Was sind das für seltsame Proportionen! Kann man in einer Anthologie, die bis in die Gegenwart reicht, die Liebesgedichte der Else Lasker-Schüler übergehen?

Völlig ratlos aber werden wir vor der Auswahl aus der Lyrik der Gegenwart. Sie repräsentiert sich so: fünf Zeilen von Bertolt Brecht (aus dem „Guten Menschen von Sezuan“), ein Gedicht von Ernst Fischer, ein Gedicht von Louis FURNBERG, ein Gedicht von Kuba, ein Gedicht von Herbert LESTIBOUDOIS, ein Gedicht von Ruth von OSTAU, ein Gedicht von Ruth SCHAUMANN, zwei Gedichte von Friedrich WOLF. Aus. Nach welchem System wurde hier ausgewählt? Nach gar keinem vermutlich. Wenn wir eine Aufstellung der Liebesgedichte unserer Zeit hernehmen und dann den Würfelbecher zu Rate ziehen würden, dürfte eine ähnliche Auswahl zustande kommen. Der einzige Gegenwartsautor, der mit zwei Gedichten vertreten ist, war im eigentlichen Sinne kein Lyriker. Brechts „Erinnerung an die Marie A.“ ist aus unserer Liebeslyrik nicht mehr wegzudenken. Warum wurde sie unterschlagen? Es wird sich bei Anthologien nie vermeiden lassen, daß auch Verse von geringerem Belang aufgenommen werden, die man – samt dem Namen des Autors – wieder vergißt; es kann geschehen, daß ein bedeutender Autor in unzulänglicher Auswahl vorgestellt wird. Aber an den schönen Liebesgedichten Johannes R. BECHERS vorüberzugehen, das blieb dem Herausgeber dieser Anthologie vorbehalten! Und die jungen Lyriker unserer

Zeit? Schreiben sie keine Liebesgedichte? Gewiß: es gibt eine Grenze des Niveaus, die einzuhalten ist. Man muß sich, wenn man eine gültige Lyrikauswahl aus acht Jahrhunderten zusammenstellt, auch überlegen, ob man nicht einfach eine Altersgrenze setzt, da zu jüngeren Erzeugnissen der Abstand fehlt. Eine Auswahl allerdings, die auf chronologische Folge verzichtet und nach Themen geordnet ist, braucht nicht unbedingt Rücksicht darauf zu nehmen. Und wenn der Band noch dazu vom Verlag Neues Leben, dem Verlag der jungen Generation, unter den Augen des Zentralrats der Freien Deutschen Jugend (aber diese Augen sind in bezug auf Literatur offenbar blind!) herausgegeben wird, so sollte man annehmen, daß auch die junge Generation mit ihren besten Liebesgedichten vertreten ist.

Werfen wir noch einen Blick auf das im Auftrag des Zentralrats der Freien Deutschen Jugend herausgegebene „Liederbuch der Deutschen Jugend“. Hier wird man beim Blättern das peinliche Gefühl nicht los, daß – was unser Gegenwartsschaffen betrifft – die sogenannte „gängige Ware“ zusammengetragen wurde. Manches ältere Jugendlied, das eigentlich längst aus der Zeit und vor allem künstlerisch überholt ist, wurde aus Pietät oder Gewohnheit wieder aufgenommen. Gewiß haben einige Arbeiterlieder aus den zwanziger

Jahren historischen Wert, wenn sie auch künstlerisch fragwürdig sind; immerhin aber strahlen sie eine gewisse emotionelle Kraft aus, die einige unserer neuen Jugendlieder nicht haben, zum Beispiel „Wir haben einen Plan gemacht“, „Jugend erwach“, „Jugend voran“ u. a. Das ist die eine Seite. Über die andere Seite, über die Gefahr nämlich, daß unsere Jugendlieder mehr und mehr zu Schlagern entarten, sollte von berufener Seite einmal geschrieben werden; auch solche Lieder finden sich in diesem Band.

Was finden wir nicht in diesem Band? Das „Einheitsfrontlied“ von Brecht/Eisler. Von den Neuen Deutschen Volksliedern von Becher/Eisler sind außer dem „Lied von der blauen Fahne“ nicht einmal die schönsten und wirkungsvollsten aufgenommen worden, also: „Die alten Weisen“, „Das ferne Lied“, „Im Frühling“, „Deutschland“, „Heimatlied“ und der etwas schwierigere „Gesang vom Lernen“. Ist man der Meinung, daß diese Lieder nicht für die Jugend geschrieben wurden? Wer Lieder für besondere Feiern und Festlichkeiten in diesem Liederbuch sucht, ist veraten. Charakteristisch für die oberflächliche Arbeit der Herausgeber ist es auch, daß im Inhaltsverzeichnis ein Namenregister der Autoren und Komponisten fehlt.

Die oben angeführten Mängel können nur Beispiele sein. Eine sorg-

fältige Analyse des Liedschaffens der Gegenwart in Text und Musik steht noch aus. gd

In der Rubrik „Unsere Umschau“ finden unsere Leser das Ergebnis einer Untersuchung veröffentlicht, die eine Kommission, beauftragt vom Vorstand des Deutschen Schriftstellerverbandes, vorgenommen hat. Gegenstand der Untersuchung war ein Vorwurf dreifachen Plagiäts, den der Autor und Filmregisseur Slatan Dudow gegen den Autor und Dramaturgen Heinar Kipphardt vor einiger Zeit in dem satirischen Wochenblatt „Eulenspiegel“ erhoben hatte.

Der Bericht der Untersuchungskommission, die aus drei angesehenen Schriftstellern besteht, entkräftet Dudows Beschuldigungen und widerlegt sie in allen Punkten. Auch Slatan Dudow hat getan, was von ihm erwartet werden mußte. Er hat in einer öffentlichen Erklärung (die wir ebenfalls in unserer „Umschau“ wiedergeben) das Ergebnis der Untersuchung anerkannt und sich bei Heinar Kipphardt entschuldigt; damit ist unter den unerfreulichen Fall endlich der Schlußstrich gezogen.

Uns interessiert vor allem die allgemeinere Bedeutung dieser Angelegenheit, die über den Einzelfall hinausgeht: Es kann keine Freiheit der Kritik geben ohne eine Verantwortung der Kritik. Das gilt für jeden Autor, der eine Kritik schreibt,

das gilt für jede Redaktion, die eine Kritik veröffentlicht. Wir fürchten uns nicht davor, daß eine öffentliche Kritik von Fehlern, Mißständen, Schlampigkeiten oder Gaunereien unseren Gegnern mitunter Wind in die Segel geben kann: ohne eine solche Kritik würden wir selbst, zu unserem größeren Schaden, in eine völlige Flaute geraten; es gibt ein sehr interessantes Gespräch zwischen Stalin und Gorki, in dem diese Frage genau abgewogen und schließlich gültig entschieden wurde.

Wir müssen einerseits die Freiheit der Kritik gegen alle verteidigen, die sie aus Borniertheit oder Ängstlichkeit unterdrücken möchten; wir müssen sie andererseits gegen alle verteidigen, die Freiheit mit Verantwortungslosigkeit gleichsetzen. Sicherlich wird der Nationalpreisträger Slatan Dudow eine Handlungsweise bedauern, die es westdeutschen Zeitungen und Rundfunkstationen ermöglicht hat, den Nationalpreisträger

Heinar Kipphardt, den Nationalpreis und den Staat, der die Nationalpreise verleiht, verleumderisch zu beschimpfen. Was scheint die Redaktion des „Eulenspiegels“ für möglich zu halten, die Dudows Beschuldigungen abgedruckt hat, ohne sie vorher zu überprüfen? Was sollte die redaktionelle Bemerkung, daß „die Argumente von Nationalpreisträger Slatan Dudow einer Überprüfung wert sind“? Wenn diese Argumente auch, wie sich herausgestellt hat, nichts wert waren – auf alle Fälle wären sie es wert gewesen, daß die Redaktion sie *vor* dem Abdruck überprüft hätte.

Das Protokoll der Untersuchungskommission, die entschiedene Verurteilung eines Verhaltens, wie Dudow und die Redaktion des „Eulenspiegels“ es an den Tag gelegt haben, ist ein Beweis dafür, daß wir nicht gewillt sind, solche Praktiken zu dulden. Freiheit der Kritik – ja, aber nur, wenn sie mit Verantwortung gepaart ist.

EINE MEINUNG AUS STUTTGART

Unter der Schlagzeile „Neue Deutsche Literatur: Ein Programm im Osten – und was tun wir?“ veröffentlicht die Stuttgarter Zeitschrift „Die Kultur“ in ihrer Januar-Ausgabe einen Artikel, den wir – unwesentlich gekürzt – wiedergeben:

Seit gut einem Jahr jetzt – mag sein, daß es auch schon ein paar Monate früher zurückliegt – erscheint in Ostdeutschland die umfangreiche Monatszeitschrift „Neue Deutsche Literatur“, die im Untertitel die Bezeichnung „Zeitschrift des Deutschen

Schriftstellerverbandes“ führt. Rein äußerlich muß zu dieser Zeitschrift gesagt werden, daß man als westdeutscher Schriftsteller schon bei ihrem Anblick neidisch werden möchte; denn ein ähnliches Organ, das sich auch nur annähernd auf solcher Basis mit unserem Leben und Wirken, unseren Nöten und Wünschen als Schriftsteller befaßt, besitzen wir nicht.

Meines Wissens hat man in der Bundesrepublik bisher kaum oder noch nie dieser verhältnismäßig jungen Zeitschrift Erwähnung getan. Und das ist falsch! Denn der Titel dieser Zeitschrift ist immerhin programmatisch, er verkündet oder er will bringen: neue *deutsche* Literatur, das heißt also: er will sich nicht beschränken auf nur *ostdeutsche* Literatur. Damit muß man sich schon auseinandersetzen.

Warum? Nun, es sei mir gestattet, bei dieser Gelegenheit gleich auch ein anderes Beispiel aus der ostdeutschen Zeitschriftenproduktion heranzuziehen, nämlich die sich auf außerordentlich hohem Niveau bewegend, ähnlich umfangreiche Zweimonatschrift „Sinn und Form“, die redaktionell von dem noch verhältnismäßig jungen, auch in Westdeutschland bekannten Lyriker Peter Huchel betreut wird und leider bei uns in weiteren Kreisen ebenfalls so gut wie nie erwähnt wird. Was „Sinn und Form“ gewissermaßen auf internationaler Ebene tut, nämlich die großen Erscheinungen der Literatur aus allen Nationen zu würdigen und zu Wort kommen zu lassen, wobei auch westdeutsche Autoren von Rang einbezogen werden, was erst kürzlich wieder der im 2. Heft 1954 erschie-

nene ausgezeichnete Beitrag Hans Henny Jahnn's über Klopstock demonstrierte, das versucht die „Neue Deutsche Literatur“ auf mehr nationaler Basis, und zwar unter einem noch stärkeren Einbezug westdeutscher Literatur, sei es durch kritische Betrachtung, sei es durch Hergabe ihres Raumes auch für Autoren aus der Bundesrepublik.

Man mag einwenden, daß dieser Vorgang – übrigens schon seit langem auch in anderen Zeitungen und Zeitschriften Ostdeutschlands auf den verschiedensten Fachgebieten – sich nicht ohne eine gewisse Absicht abspielt, die vor allem eine bestimmte politische Ursache hat. Aber wie dem auch sei: gerade das kann und darf uns nicht gleichgültig sein. Die Taktik des Totschweigens, der man sich hierzulande beflleißigt, indem man von wesentlichen Publikationen keine Kenntnis nimmt, ist eine schlechte Taktik. Sie richtet sich früher oder später selbst, und sie bewirkt vor allem nie das, was sie will, denn früher oder später wird doch publik, was eben seinem ganzen Wesen nach öffentlich ist und für die Öffentlichkeit geschieht. Und dann allerdings mit dem Erfolg, den die Taktiker des Totschweigens am allerwenigsten gewünscht haben, nämlich mit der Frage: „Warum hat man uns das bisher vorenthalten, und warum haben wir diesem überhaupt nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen?“

Rein sachlich ist zu sagen, daß die „Neue Deutsche Literatur“ keineswegs den höchsten Ansprüchen genügt, wie sie doch weitgehend etwa von „Sinn und Form“ erfüllt werden – wenn auch die Einschränkung gemacht werden muß, daß die Inhalte

beider Zeitschriften naturgemäß von einem bestimmten politischen Gesichtspunkt diktiert werden (man bevorzugt also in beiden Zeitschriften Autoren, die man als fortschrittlich, neuen gesellschaftlichen Entwicklungen zugänglich und für den Gedanken des Friedens zwischen den Völkern tätig empfindet). Aber es soll auch gleich gesagt werden, daß Literatur schließlich nie und nirgendwo nur eine Angelegenheit „höchster Ansprüche“ ist, ganz davon abgesehen, daß sich über Ansprüche streiten läßt und daß sie ebenfalls nie und nirgendwo eindeutig etwa mit einem Meßband gemessen werden können. Um es an einem Beispiel zu erläutern: diesem Kenner und Liebhaber der Literatur bedeutet vielleicht ein Hermann Hesse höchste und letzte Erfüllung, jenem bedeutet er nichts oder wenig, weil er ihn als zu weltabgewandt und eigenbrötlerisch empfindet. Ich führe das Beispiel an, um zu demonstrieren, wie schwer oder gar unmöglich es ist, die sogenannten „literarischen Ansprüche“ eindeutig festzulegen.

Gleichwohl: was die „Neue Deutsche Literatur“ bringt, ist arg unterschiedlich, da sie es aber auf einem großen Raum bringt, der schon durch sein monatliches Format imponiert und der darüber hinaus sich der *deutschen* Literatur zur Verfügung stellt oder stellen will, ist zu fragen: Was haben wir eigentlich im gleichen Sinne getan, oder was gedenken wir zu tun?

Mir liegen verschiedene Hefte der Zeitschrift vor. Heft 5/1954, bringt gleich zwei größere westdeutsche Beiträge, deren einer sich mit Hans Hellmut Kirst und seinem vieldiskutierten

Roman „Null-acht-fünfzehn“ beschäftigt und deren anderer einen größeren Auszug aus Siegfried Sommers Münchner Roman „Und keiner weint mir nach“ gibt. In Heft 4/1954 findet man ein umfangreiches „Westöstliches Literaturgespräch“, das sich ziemlich eingehend mit dem durch den Kulturpreis der westdeutschen Industrie ausgezeichneten Buch „Weinberge, Ölberge“ von Dr. Erhart Kästner, dem Leiter der Bibliotheca Augusta in Wolfenbüttel, beschäftigt. Ich erinnere mich an weiter zurückliegende Hefte, die Fragen wie: „Was liest Westdeutschland?“ und ähnliche aufwerfen.

Nun, das sind Anfänge, Versuche, Vorstöße, dem programmatischen Titel „Neue Deutsche Literatur“ gerecht zu werden. Daß sie nicht auf Anhieb gelingen, ist verständlich. Daß ihr Gelingen darüber hinaus in Frage gestellt werden muß, wenn man in der Redaktion der „Neuen Deutschen Literatur“ einem alleinigmachenden politischen Dogma sich verschreibt, versteht sich ebenfalls von selbst. Aber daß sie überhaupt unternommen werden, und zwar nicht bei uns, sondern wieder einmal auf der anderen Seite der unseligen Zonengrenze, das zeigt erneut, wie wenig eine echte Initiative in einem *deutschen* Sinne von uns ausgeht, sei es nun auf dem Gebiet der Literatur, sei es auf anderen Gebieten, die für *ganz* Deutschland nach wie vor und trotz der Zonengrenze von vordringlicher Bedeutung sind.

Hier soll, vom Beispiel der „Neuen Deutschen Literatur“ ausgehend – es wäre engstirnig, immer wieder solche Beispiele zu ignorieren und sie nicht

zur Kenntnis zu nehmen –, der Vorschlag gemacht und die allmählich dringend notwendige Forderung erhoben werden, daß zumindest unsere ernsthaften westdeutschen Zeitungen und Zeitschriften auch an ostdeutsche Schriftsteller herantreten und sie auffordern, sich aus ihrer Sicht zu den uns alle bewegenden Fragen der deutschen Literatur und Kultur zu äußern, uns Proben aus ihren Büchern und Werken zu geben und mit ihrem Schaffen bekannt zu machen. Unsere Unwissenheit über sie, gestehen wir es uns doch ein, ist erschreckend und kaum noch zu beantworten. Diese Unwissenheit, gestehen wir uns auch das ein, kann einmal gefährlich, wenn nicht tödlich sein. Wenn ich diesen Vorschlag mit aller Eindringlichkeit zur Sprache bringe, dann nicht – ich möchte das betonen und absurden Verdächtigungen vorbeugen – dann nicht, um mich in zweckpolitischen Kunststücken zu versuchen, sondern im Interesse der deutschen Kunst und Literatur. Wir haben ein Anrecht darauf, allseitig und umfassend orientiert zu sein. Unsere jetzt noch weithin halbierte Literatur ist ein nationales Unglück und Unglück. Ich bin der Überzeugung, daß vor allem die jungen Schriftsteller jenseits der Zonengrenze, von denen wir so gut wie gar nichts wissen, kaum ein Interesse haben, uns „politisch aufzuklären“, kaum auch in der Lage dazu sind,

wohl aber ein großes Interesse daran, in einem größeren Deutschland bekannt zu werden und uns zu zeigen, was sie können, was wir von ihnen erwarten dürfen. Hier berühren sich unsere Interessen, hier gilt es anzusetzen und die Initiative zu ergreifen. Und dies darum, damit wir nicht – man entschuldige den harten Ausdruck, aber er ist angebracht – so dumm bleiben, wie die meisten von uns jetzt sind, was die deutsche Literatur betrifft. H. T. Pohl

Nachschrift: In dem Streben, mit allen Kräften dazu beizutragen, daß die deutsche Literatur aus Ost und West wieder zusammenfindet, schlagen wir unseren Stuttgarter Kollegen vor, gemeinsam mit uns einen ersten Schritt auf dieses Ziel hin zu tun. Wir sind bereit, allmonatlich einen der in der NDL erscheinenden Beiträge von Autoren aus der Deutschen Demokratischen Republik gegen einen Beitrag aus der Zeitschrift „Die Kultur“ auszutauschen. Wir sind ferner bereit, uns dafür einzusetzen, daß „Die Kultur“, wie es bereits bei anderen westdeutschen Zeitschriften der Fall ist, in die Postzeitungsliste der Deutschen Demokratischen Republik aufgenommen wird, wenn unsere Stuttgarter Kollegen ebenso für den freien Vertrieb der NDL in Westdeutschland eintreten.

NEUE DEUTSCHE LITERATUR

ERÖFFNUNG DES INDISCHEN ZEITALTERS

Ein Schauspiel um Christoph Columbus

3. Bild

Landstraße in Spanien.

Niedrige Gartenmauer des Klosters La Rábida. Herbst 1491. •

PEDRO VÁZ eine Stange voll Papageien quer über der Schulter: Gesinnungen, Gesinnungen. Wer kauft eine Gesinnung? In diesen Zeiten voll unaufhörlicher Kriege wird an dem Menschen neben seinem Besitz und seinen Gliedmaßen oft auch die treue und die loyale Gesinnung vermißt: letztere erhält der Mensch bei mir neu ab dreihundert bis vierhundert Maravedis. Meine seltenen afrikanischen Menschenvögel sprechen für Euer Herz als unwiderlegliche Zeugen. Die edlen Gefühle, die sie ausdrücken, habt Ihr ihnen tausendmal vorgeplappert, so lange braucht so ein blöder Vogel, bis er was lernt.

EIN PAPAGEI: Groß ist Ferdinand von Aragon.

PEDRO: Siebenhundert Maravedis.

EIN PAPAGEI: Groß ist Isabella von Kastilien.

PEDRO: Neunhundert Maravedis. Diese Könige führen soeben einen blutigen Feldzug gegen den Emir von Granada.

MEHRERE PAPAGEIEN: Groß ist Boabdil der Kleine.

PEDRO: Vierhundert Maravedis, die Schlacht steht nicht aussichtslos für die verfluchten Mauren. Nur vierhundert Maravedis für Boabdil den Kleinen, den Gott züchtigen möge, aber noch nicht gleich. Wer kauft? Wer denkt weiter? Nichts ist unbeständiger als der Wert einer Gesinnung: er schwankt wie ein blaues Segel auf dem Meer der Urteile. Kein Bauer baut nur eine Sorte, nur Flachs oder nur Rüben, er denkt an die Unterschiedlichkeit der Witterung, aber mancher meint, mit einer Gesinnung auszukommen fürs ganze wechselreiche Leben.

EIN PAPAGEI: Gelobt sei Jachveh.

PEDRO: Fünfhundert.

MEHRERE PAPAGEIEN: Gelobt sei Allah.

PEDRO: Dreihundert für das Stück. Dreihundert Maravedis.

EIN PAPAGEI: Gelobt sei Jesus Christus.

PEDRO: Zwölfhundert. Letzteren besonders für getaufte Juden und Mohren. Den Vogel auf dem Rücken seid Ihr wie umgewandelt: freudig hört Ihr die Häscher an Euer Tor pochen, willkommen sind Euch die Späher der Inquisition. Der vorsichtige Mann übersteht die fortwährende Veränderung des Geschicks. Eine Obrigkeit überleben heißt sie besiegen. Gesinnungen, Gesinnungen. Die erstklassige Papageiengesinnung, schon ab dreihundert bis vierhundert Maravedis.

COLUMBUS kommt, abgerissen und erschöpft: Lebt in dieser Stadt ein Gelehrter?

PEDRO: Ein Gelehrter? In Palos?

COLUMBUS: Es lebt in diesem Königreich, scheint's, keiner.

PEDRO: Ihr seid ein Ausländer? Wenn Ihr Ausländer seid: ich liefere Euch einen Papagei, rühmend den – König von Portugal.

COLUMBUS unmutig abwinkend: Ach.

PEDRO: Oder den König von England.

COLUMBUS: Ach, ach.

PEDRO: Oder den von Frankreich.

COLUMBUS: Guter Freund, ich habe mit allen diesen großen Ärger gehabt.

PEDRO: Ah! Ihr seid ein Mann, der mit Königen verkehrt. Woher kommt Ihr jetzt?

COLUMBUS: Aus Santa Fé. Vom Hof. *Er taumelt und sinkt auf einer Bank zusammen.*

PEDRO: Santa Fé? *Er stellt seine Stange ab.*

PATER BUIL aus der Klosterpforte. Er riecht an den über die Mauer hängenden Blüten: Die Tamarisken blühen. In diesem Winter des Jahres vierzehnhunderteinundneunzig blühen die Tamarisken. Welche Würdelosigkeit in dem Verhalten der Natur. Streng und gerächt hat Gott die Jahreszeiten eingeteilt nach seinem Plan. Vier sind sie und heißen: Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Aber es schleichen sich drei, vier milde Tage ein im Dezember, siehe, und schon, vom beliebigen Wärmereiz gekitzelt, sprießen Veilchen, Mimosen, leuchtende Granatapfelblüten. Über der Klostermauer blühen die roten Tamarisken.

Er bemerkt Columbus. Wer ist dieser Mann?

PEDRO: Ein Fremder. Er fragte nach einem Gelehrten.

COLUMBUS: Lebt in dieser Stadt ein Gelehrter?

BUIL: Er fiebert. Und Ihr untätig daneben lungernd, Pedro Vaz? Wißt Ihr den Weg zu Pater Buils Zelle nicht? Helft mir, ihn gegen die Mauer lehnen. So. Und jetzt gönnt ihm Ruhe, bis sich sein Zustand gebessert hat.

COLUMBUS: Bringt mir einen . . .

BUIL: Ich hör Euch schon. *Er geht hinein.*

PEDRO, Columbus rüttelnd: Aus Santa Fé, sagt Ihr? Herr, besinnt Euch: steht Granada?

COLUMBUS: Das tut es.

PEDRO: Groß ist Boabdil der Kleine. Siebenhundert Maravedis.

COLUMBUS: Aber es hat übergeben.

PEDRO: Übergeben! Vierhundert Maravedis. Zweihundert. Hundert. Vorbei. Spanien gerettet und ich ruiniert. Diese Mauren, Herr, sie halten nichts aus, keine Entbehrung, ihnen fehlt die rechte Religion. Ich bin bestraft, hab auf den Unglauben gebaut. Granada hin.

BUIL: Ihr mißversteh mich. Nehmt ein paar Schlucke von diesem Getränk, es ist von rätselhaftem Einfluß auf Leiden der Seele. Es lindert sie, obgleich sie sämtlich aus der Entfernung von Gott rühren.

COLUMBUS trinkt.

BUIL: Hungert Euch?

COLUMBUS: Nicht, wie Ihr meint, würdiger Herr: bringt mir einen Gelehrten.

BUIL: Ich bring Euch Brot. *Er geht hinein.*

PEDRO: Ihr wart selbst zugegen, Ihr irrt nicht? Jetzt kommen glorreich schlechte Zeiten voller Ordnung und Sicherheit: da machen wir allesamt Pleite, die spanischen Ritter, die spanischen Pfaffen und Pedro Vaz. Ich will rasch in die Stadt. Vielleicht, daß ich das ganze Geschäft mit Verlust losschlag, bevor es rumkommt, daß Spanien gerettet ist.

Er nimmt die Stange. Dank für die Nachricht.

COLUMBUS: Ihr nehmt's nicht schwer.

PEDRO: Ah! schlechte Leichtigkeit des Witzes, verlegene Stärke der Ironie. Man wirtschaftet mit Worten, die Dinge lassen nicht mit sich wirtschaften. Granada hin. Lieber Herr, ich führe ein freies Leben, und das ist eine Sache, die ich Euch, der Ihr ein liebenswürdiger Mensch zu sein scheint, nicht wünsche.

BUIL kommt: Schert Euch davon, wirklich, Ihr seid unverschämt.

PEDRO: Meine Unverschämtheit und Eure Moral, und ich wär Papst.

BUIL: Ihr glaubt, die Welt sei ein Witz des lieben Gottes.

PEDRO: Einverstanden. Und ich bin die Pointe darin.

BUIL: Schert Euch davon.

PEDRO zu Columbus: Lebt wohl, Herr. Ich schuld Euch Dank.

BUIL: Hier ist Brot.

COLUMBUS: Schrie ich nicht nach einem Gelehrten?

BUIL: Habt nur erst getrunken und gegessen, dann kümmert Euch keine Gelehrsamkeit.

COLUMBUS ißt.

BUIL: Freilich, was wir von der Natur der Seele sagen, paßt zu derlei Maßnahmen schlecht. Die Seele ist reiner Geist, die wird nicht gestoßen, außer von der Folgerichtigkeit der Gründe, sie wird nicht bewegt als von Frömmigkeit. Ihre Regeln sind, die für Geister gelten. Die Seele hat nicht Mund noch Magen, aber, Herr, ich habe dennoch gefunden: sie frißt. – Habt Ihr keine Freunde hier?

COLUMBUS: Keinen Gelehrten.

BUIL: Und sonst? Glaubst mir, ein Freund ist eine große Labsal. Ihr seid hochmütig. Ach, es gibt Säcke, die sich der stärkste Mann muß lassen tragen helfen. Ein Freund ist einer, der Euch von seinen Kräften mitteilt, aber nicht von seinen Sorgen. Ihr schweigst? Ich behellig Euch nicht weiter. Noch eins: Ist Euch nicht schon wohler?

Columbus, der Eßlust und Munterkeit zu zeigen begonnen, fällt in eine ganz elende Pose zurück.

Buil erhält keine Antwort und geht hinein.

COLUMBUS nach einer Weile, noch einen Schluck nehmend: Hm. Mir ist schon wohler.

4. Bild

Hafenstück von Palos.

Columbus sitzt am Quai. Pedro, von hinten, mit lobbeischem Gesicht.

PEDRO: Pst. Herr. Ihr seid doch, den so heftig nach einem Gelehrten verlangte. Ich bring Euch zwei. Zwei geistvolle Personen, die es zu großer Klarheit gebracht haben.

COLUMBUS: Zwei Gelehrte, sagt Ihr? Wo sind sie?

PEDRO: Seht Ihr, Ihr kamt, ein trauriger Mann, aber Ihr hattet Atem und Geduld für mich. Nun entdeck ich Euch hier, trübsinnig starrend auf unseren weinduftenden Ozean: ich geh und schaff Euch zwei Gelehrte.

COLUMBUS: Wirklich, Herr, wo sind sie?

PEDRO: Ihr müßt wissen, ich hab mein Geschäft verkauft. Hatt ein Angebot, kam darauf zurück, bevor es zu spät war. Darum unternehm ich das für Euch. Dankbarkeit, mein ich, ist die Art, in der gute Taten sich vermehren, allzu viele gebären leider fehl.

COLUMBUS: Spracht Ihr nicht von zwei Gelehrten? Spannt mich nicht auf die Folter.

PEDRO: Ich eil ihnen voraus auf den geflügelten Füßen der Unwissenheit.

COLUMBUS: Aber . . .

PEDRO: Herr, es sind welche von diesen grübelnden Nichtstuern, denkend und bedächtig, hungrig und angesehen weithin. Zwei entzückende alte Eulen. Seht Ihr sie nicht kommen? Vor Ungeduld überseht Ihr sie.
Er schreit aus: Es treten auf der sehr gelehrte Herr Gines Affonso, von Palos, und der sehr tiefsinnige Herr Nicolas Ortiz, nämlichensfalls von Palos.

Die genannten Herren erscheinen. Sie sind zwei bettelnde Individuen von unbeschreiblicher Zerpumptheit. Nicolas, ehemaliger Matrose, einarmig.

GINES: Herr Pedro Vaz, stets uns zu verpflichten besorgt, verständigte uns von Eurer Gegenwart.

NICOLAS: Können wir Euch im mindesten nützlich sein? Macht Eure Mühsale zu den unsrigen.

COLUMBUS zu Pedro: Das sind Eure Gelehrten? Der Anblick von ein paar Pavianen würde mich nicht weniger ergötzen.

PEDRO zu Gines und Nicolas: Er kommt von Hof.

COLUMBUS: Ihr seid gelehrt?

GINES: Ich bejahe Eure Frage, denn Hochmut ist mir weniger als Irrtum verhaßt.

COLUMBUS: Wo habt Ihr studiert? In Salamanca, Saragossa, Valladolid?

GINES: Wir haben in diesen Städten gelernt. Aber nicht mehr als in etlichen anderen Städten Spaniens auch.

COLUMBUS: Welche Gelehrsamkeit übt Ihr aus?

GINES: Die Lebensweisheit.

COLUMBUS: Und wie weit habt Ihr es in dieser Wissenschaft gebracht?

GINES: Wir leben.

COLUMBUS: Nun gut. Ihr lebt. Das ist etwas.

GINES und NICOLAS nicken bescheiden.

COLUMBUS: Ihr wißt Eure Worte zu setzen.

GINES und NICOLAS nicken bescheiden.

COLUMBUS: Und Ihr wißt sie am rechten Ort einzusparen. Ich bin nicht unzufrieden, Euch kennenzulernen, aber die mir helfen können, seid Ihr nicht. Gehabt Euch wohl.

Er geht bis zum Rand der Bühne, dreht da wieder um, erregt: Wißt Ihr, was sich da vor Euren Augen befindet?

NICOLAS: Das Meer, mein ich.

COLUMBUS: Und dahinter?

NICOLAS: Inseln, mein ich. Und noch wieder ein Festland.

COLUMBUS: Ein Festland, was!

GINES: Ja, Ihr staunt, wie viele, die vom Binnengebiet kommen. Das muß Euch nicht staunen machen.

NICOLAS: Es gibt ein Land im Westen.

COLUMBUS: Um keiner anderen Meinung willen, Ihr Herren, wurd ich gedemütigt. Gedemütigt bei den mächtigsten Königen dieser Welt. *Er setzt sich verzweifelt und begräbt den Kopf in den Händen.*

GINES: Das tut uns leid. Was versteht Ihr unter gedemütigt?

COLUMBUS: Eben abgewiesen. Mein Plan war, nach jenem Lande, Indien ist's, zu segeln. Ich trug ihn vor und wurde abgewiesen.

GINES: Ein recht alltäglicher Kummer.

COLUMBUS: Herr!

GINES: Zum Beispiel wette ich, daß dieser Nicolas Ortiz, mein Freund, an einem Tage mehr Demütigungen erfuhr als Ihr, Herr, in Euerm Leben.

COLUMBUS: Dieser? Was ist da der Vergleich?

GINES: Daß im Hause unserer Zeit Tugend und Erfolg in verschiedenen Stockwerken wohnen, das ist der Vergleich.

PEDRO: Wenn Ihr auf mich hören mögt, Herr, erzählt uns Eure Geschichte. Sie handelt von Personen von Rang und ist also jedenfalls belehrend.

COLUMBUS: O ja, und Ihr werdet erkennen, sie handelt auch von Gefühlen von Rang. Der erste König, dem ich meinen Plan vortrug, war Don Johann II. von Portugal, ein schöner Mann mit einem kastanienbraunen Bart. Ich weiß, sagte dieser zu mir, nichts von einem westlichen Indien. Ich bin das erste Land dieser Erde, ich bin, sozusagen, ein Experte in westlichen Dingen. Wer nach Westen segelt, gelangt nach Portugal. Und ich weiß nichts von Indien. Laßt von dem närrischen Vorhaben ab, ich rat Euch in Euerm Interesse. Sire, sagte ich zu dem portugiesischen

Johann, wenn Ihr es weiter so haltet, kann es sein, die Welt beginnt einmal von hinten zu zählen, und Ihr seid nicht mehr der Erde erstes Land, sondern das letzte. Versteht Ihr, er sagte: Es gibt es nicht.

GINES: O ja. Die aus Wohlunterrichtetheit Beschränkten. Was sagte heut der Hundevogt von Palos zu dir, Nicolas, als du ihn um ein Stück Brot ankamst?

NICOLAS: Wirklich, mein Freund...

GINES: ...sagte der Hundevogt...

NICOLAS: ...ich bin Fachmann für Elend. Ich seh es Euch an, es geht Euch immerhin noch erträglich. Ich kenne die Armut und ihre Tricks. Ich kenne die Grimassen, die sie schneidet. Hülfe ich Euch...

GINES: ...sagte der Hundevogt...

NICOLAS: ...ich erwiese Euch keinen Dienst. Denn ich hielt Euch davon ab, Euch eine redliche Arbeit zu suchen. Ich sagte: aber mich hungert. Was Euch im Magen knurrt, ist die Scham, mit Recht abgewiesen worden zu sein...

GINES: ...sagte der Hundevogt. Dieser Mann wohnte an der Küste, wenn Ihr so wollt, des Ozeans, die Wohlhabenheit von dem Elend trennt, und er sagte: es gibt es nicht.

COLUMBUS: Vernehmt, wie es mir bei Heinrich VII. von England erging. Ich trug ihm meine Berechnungen vor, so gründlich, daß kein Zweifel übrig war. Ihr müßt einsehen, Majestät, sagte ich, daß es möglich ist, Indien auf dem westlichen Wege zu erreichen. Ich bin sicher, sagte der König, daß dies möglich ist. Es scheint mir selbst möglich, die Welt nach Westen hin zu umschiffen, derart, daß einer, der nach Abend fortreist, von Morgen her wieder in die Themse einfährt. Seid gepriesen, rief ich, Ihr einsichtsvoller Herrscher. Noch viel mehr scheint mir möglich, sagte der König: daß die Erde ein Würfel sei, eine Schildkröte oder auch ein Plumpudding. Möglich ist alles, sagte der englische Heinrich, und darum halte ich mich streng an die Offenbarung.

GINES: O ja. Die aus Knochenlosigkeit Verständnisvollen. Berichte, Nicolas, von dem Käschändler in der Sankt-Stefans-Gasse. Was sagtest du?

NICOLAS: Ich habe meinen linken Arm verloren, gnädiger Herr.

GINES: Und er?

NICOLAS: Ich glaube Euch.

GINES: Und?

NICOLAS: Gnädiger Herr, die Portugiesen schlugen ihn mir ab, als wir in den afrikanischen Gewässern Handel trieben. Ich glaube Euch. Meine

Wunde schmerzt mich noch immer, und keiner bietet mir armem Krüppel einen Verdienst. Ich glaube Euch. Wollt Ihr nicht noch etwas hinzufügen, gnädiger Herr? Ich glaube Euch, genügt Euch das nicht? Darüber ward ich närrisch und zänkisch, ich hob meinen rechten Arm hoch und schrie: ich hab auch meinen anderen Arm verloren. Ich glaub Euch. Mir fehlen beide Beine, und die Ohren sind mir von der Pest herabgefallen. Ich glaube Euch. Ach, so schenkt mir doch einen Maravedi, um mein übergroßes Unheil zu mildern.

COLUMBUS: Nun?

NICOLAS: Wenn ich die Absicht gehabt hätte, Euch etwas zu schenken, mein Sohn...

GINES: ...sagte der Käsehändler...

NICOLAS: ...denkt Ihr, ich hätte Euch auch nur den linken Arm geglaubt?

COLUMBUS: Dieser Vorfall ist dem von mir beschriebenen nicht unähnlich. Aber seht, so verfuhr man mit mir bei Karl VIII. von Frankreich. Diesen König traf ich in überaus gnädiger Laune. Er saß bei der Tafel und frühstückte eben wieder drei von seinen größten Vasallen. Ihr kommt aus dem Lande der Christenverfolgungen? fragte er mich. Durchlauchtige Hoheit, erwiderte ich, sehe ich aus wie ein Maure? Nein, sagte er, wie ein Spanier. Durch solche Scherze noch freundlicher aufgelegt, hörte er meinen Vortrag an. Da hatte einer seiner Höflinge den Einfall und rief: Wäre Indien tatsächlich zu entdecken, Frankreich hätte es längst entdeckt. Dieses Zeichen von Geist, sagte der französische Karl, kann ich unmöglich verleugnen. Und er entließ mich unverrichteter Sache von seinem Hof.

GINES: O ja. Die aus Witz Grausamen. Der Humor ist eine Krankheit ihres Verstandes und hindert sie zu tun, was ihr Herz ihnen vorschreibt. Heut begegneten wir einem Ablaßverkäufer, dick und behaglich auf seinem Esel reitend, und eine gebratene Taube nach der anderen aus dem Schnappsack lüpfend und verspeisend.

NICOLAS: Herr, gebt mir eine Taube, sagte ich, der ich nebenherlief, das ist genug Speise für einen Tag. Er ergriff leutselig eine Taube, hielt aber inne und fragte mich: Wollt Ihr Speise für einen Tag oder lieber Speise für mehrere Tage? Ich bin nicht von sehr wendigem Verstand und sagte daher: lieber für mehrere. Da steckte der Ablaßverkäufer meine Taube wieder ein, holte statt dessen ein zerlesenes Brevier aus dem Sack und sprach dazu: Hier habt Ihr Speise für Euer ganzes Leben, und so viel Ihr ihrer genießet, wird sie nicht aufhören, Euch zu stärken.

GINES: So mußten wir, von einem schlechten Witz gesättigt, abziehen.

PEDRO zu Columbus: Und nun, mein Herr?

COLUMBUS: Und nun noch die Königin von Kastilien.

NICOLAS: Und nun noch ein Ausrufer, ein Tamburinmaler, ein Ziegelbrenner, ein Mühlenbesitzer, ein Metzger, ferner gegen sechzig Kirchenbesucher, denen wir Gebete verkaufen wollten, dazu Soldaten, Geistliche, Ritter und andere vornehme Herren, nicht abzuzählen.

GINES: Gebt Ihr verloren?

PEDRO: Es scheint, als hättet Ihr verspielt, mein Herr, denn jene haben mehr Demütigungen erduldet.

COLUMBUS: Mehr Demütigungen. Es ist wahr. Kränkung, Verachtung, Erniedrigung, sie ertragen sie tagtäglich. Wie, und ich? Was sie um der bloßen Notdurft willen leiden, das tue ich also nicht für den Ruhm der Wahrheit? Wirklich, ich schäme mich.

Entschlossen: Ihr Herren, kennt Ihr den Martin Alonso Pinzon in der Straße zu unserer lieben Frauen von La Rábida?

PEDRO achtungsvoll, aber bedenklich: Pinzon?

GINES: Martin Alonso Pinzon?

NICOLAS: Den Reeder?

COLUMBUS: Führt mich zu ihm! Der Mann hat Schiffe.

5. Bild

Palos. Ein Lagerhof.

Pater Buil, auf einem Berg von Kisten, erzählt die Geschichte von Sankt Brandans Eiland. Columbus sitzt neben Martin Alonso Pinzon, dem Hausherrn. Gines, Nicolas, Pedro.

BUIL: Im siebenhundertzwölften Jahr, während der blutigen Schlacht am Guadalete, saßen der Erzbischof Brandan und sechs Bischöfe, die mit dem frommen König Roderich in diese Schlacht gefahren waren, furchtsam in ihrem Zelte beieinander, da öffnete sich über ihren Häuptern das Paradies, es trat ein Engel zu ihnen und sagte: Wollt ihr alle den Märtyrertod leiden? Der Erzbischof Brandan erwiderte dem Engel und sagte: Wenn es der Herr will, so wollen wir den Märtyrertod leiden, wir bleiben aber lieber am Leben, um noch mehr für den Herrn zu wirken. Wie ihr meint, sagte der Engel, nahm sie auf seinen Rücken zwischen seine Schwingen wie ein Vogel und trug sie davon. Und flog mit den sieben Bischöfen auf blaßblauen Fittichen in den goldenen Abend. Er trug sie zwei Tage lang. Weil sie sich aber, obwohl sie mit ihren Augen in das

Paradies gesehen, vor dem Sterben gefürchtet hatten – so unbegreiflich verhält sich des Menschen Seele –, flog der Engel mit ihnen nach Westen. Und flog über den wüsten Ozean und brachte sie auf ein Eiland, das nachmals Sankt-Brandans-Eiland genannt wurde. Und es war voll von Bewohnern, die lebten in heidnischer Sanftmut, und ohne das Ende aller Dinge zu bedenken, dahin. Dort gründete der Erzbischof Brandan ein christliches Reich mit sieben Diözesen oder Bischofstümern und gewann dem Herrn für die Seelen, die der Teufel ihm in Hispanien geraubt, andere neue Seelen. Denn der fromme König Roderich lag längst erschlagen.

PINZON triumphierend: Ah, das ist das Land.

NICOLAS zu Columbus, zeigt: Solche Stücke Rohr, Herr, mit zehn Unzen Inhalts von Knoten zu Knoten. Der Ozean trug sie ans Ufer, als ich in Portugal gefangen war, woher?, da muß ein heißer Acker liegen.

PINZON: Ah, das ist das Land.

PEDRO: Erstaunliche Dinge finden sie. Glatte, silberschuppige Bäume, noch anderes: geschnittene Bilder von breitmäuligen, glotzügigen Heiligen, abscheulich zu betrachten.

NICOLAS: Und einmal gar ein Boot mit zwei toten Leuten darin, hab's aber nicht selbst zu Gesicht bekommen.

GINES: Kein bekannter Ort der Welt sendet derlei Botschaft.

PINZON: Ah, das ist das Land, *zu Columbus:* und ist in Euren Karten eingezeichnet. Ich habe Eure Karten studiert. Es gibt keine besseren Karten als die Euren, danach fragt meine Schiffe. Ihr habt mir die Gunst angetan und mir über Eure Pläne geschrieben, obgleich Ihr ein Genie seid und ich nur ein kleiner Reeder in einem kleinen Hafen, habt mich um Auskünfte gebeten über Strömung und Windweg.

COLUMBUS: Nennt mich nicht ein Genie, Martin Alonso. Ihr wißt, was ich weiß, auch. Ihr alle wißt's. Das stimmt mich fast ein wenig mißmutig, wenn es mich auch stärkt und innig tröstet.

PINZON: Wissen, ja wissen. Wir haben's im Kopf, Columbus, aber Ihr habt es in den Händen. Wir wissen: dort und dort liegt ein großes Land mit großen Handelsplätzen und Städten. Aber wer verfällt darauf, hinzufahren? Nicht einer. Seit anderthalbtausend Jahren wissen Adams Kinder, daß sie sollen ihren Nächsten lieben, und? *Zu den Umsitzenden:* Wir alle wissen's, und er tut es, das ist's, warum ich ihn einen großen Mann nenne. *Zu Columbus:* Sagt, wessen Ihr bedürft. Wollt Ihr ein Schiff mieten?

COLUMBUS: Wieviel Geld, meint Ihr, brauch ich?

PINZON: Drei Karavellen, Besatzung, Vorräte für sechs Monat. Sechstausend.

NICOLAS: Was für eine Summe! Sechstausend Maravedis.

PINZON: Dukaten.

NICOLAS *springt von seinem Sack auf*: Dukaten.

Buil, der auf einer Kiste nicht bequem saß, will auf den Sack hinüberrautschen.

PEDRO *hält sein Bein vor*: Das ist nicht Euer Platz, Bruder.

PINZON: Warum laßt Ihr nicht den Pater sitzen?

PEDRO: Der kommt einmal in den Himmel, unsereiner muß mehr geizen mit dem Vergnügen.

BUIL *zu Columbus*: Wenn ich könnt was leihen auf meine künftige Heiligsprechung. Daß ich nicht ohne Entgelt mitfahr.

COLUMBUS: Wie, Bruder Bernhard, Ihr kämet auch mit?

BUIL: Glaubt Ihr, einer möcht zurückbleiben?

COLUMBUS: Freunde, ich hasse Verwirrung, diesmal ist's aber vor Glück. Ich stolperte der Verzweiflung hinterdrein und finde nichts als Hoffnung. Hoffnung grünt aus fremden Hölzern, Hoffnung schütten, Füllhörnern gleich, hohle Rohre aus, Tote reden hoffnungsvolle Kunde. Kein Heiliger aber war mir je so wert wie der heilige Brandan. Ah, auf diesen Kisten, in denen ich Pfeffer und Aloe vermute, zerrinnt das Bild des Mißerfolgs in mir. Das Gewürz der Ferne durchdringt meine Seele.

PINZON: Columbus, Ihr seid ein großer Mann.

COLUMBUS: Wenn dies die großen Männer ausmacht, daß sie Freude stärker empfinden als Leid, dann laßt mich Euch beipflichten. Ich bin ein fröhlicher Mann. Ich geh noch einmal nach Frankreich. Zum Sultan, wenn's not tut.

PEDRO: Hoch, Columbus!

ALLE: Columbus ist ein großer Mann.

Sie heben ihn auf ihre Schultern, tragen ihn umher. Sein Kopf überragt eben die weiße Mauer des Hofes. Schreck: unvermittelt sieht er sich dem Kopf des Don Ronco Patillas gegenüber, der seinerseits, von außen, hinten hereinschaut.

PATILLAS *scharf*: Columbus ist kein großer Mann.

Alle halten ein und horchen verwundert.

PATILLAS: Stellt man sich so einen großen Mann vor? Ein bartloses Kinn, eine müdäugige Stirn, ein langnasiges Grinsen, auf einem schäbigen Kragen sitzend, dazu krummgetretene Schuhe: eine häßliche Figur, kein schöner Anblick. Große Männer bieten einen anderen Anblick, die

Rasse der Professoren gehört nicht zu ihnen. Der Ruhm liebt an der Tiefe nur die Leidenschaft und an der Wahrheit nur den Opfersinn, der Ruhm liebt Tugenden gerade dort, wo sie vermeidbar wären, und Columbus der Feigling, ist kein großer Mann.

PINZON *auf der Kiste*: Was quarrt der Rabe?

PATILLAS: Vermißt Ihr nicht etwas, Herr Columbus?

COLUMBUS: Nicht, daß ich wüßte.

PATILLAS: Euern Degen nicht?

COLUMBUS: Ich verwende keinen Degen. Hab das Klopffechten nicht gelernt.

PATILLAS *streckt blitzschnell den Degen über die Mauer*: Ihr irrt Euch.

COLUMBUS: Wirklich, ich bin Euch verpflichtet.

Er nimmt den Degen. Patillas Kopf bewegt sich langsam und befriedigt auf der Mauer entlang. Pferdegetrappel: er reitet. Er biegt rechts um, steigt ab. Columbus sticht den Degen bis zum Griff in einen Sack. Patillas kommt von rechts.

COLUMBUS *erfreut*: Don Ronco.

PATILLAS: Führt Ihr Euern Degen bei Euch?

COLUMBUS: Degen? *Er steigt herunter und schaut sich ein bißchen um*: Mein Wort, Herr, eben hatt ich ihn noch.

PATILLAS: Wollt Ihr nicht kämpfen?

COLUMBUS: Ich will Euch nicht die Wahl der Waffen lassen.

PATILLAS *auf seinen Degenweisend*: Diese Waffe ist schicklich und allgemein gebräuchlich. Sie bietet jedem gleiche Vorteile.

COLUMBUS: Don Ronco, seid Ihr mir gute vier Tage weit nachgereist um einer alten Affär willen? Warum haßt Ihr mich?

PATILLAS *erregt*: Warum ich ihn hasse, so recht. Steht mit beiden Beinen fest auf der Erde, die ihm nicht gehört. Riecht nach Aufklärung und grüner Seife. Will nach Indien segeln ärschlings. Fragt, warum ich ihn hasse. *Er stampft solcherart auf den Boden, daß seine großen Radsporen sich stolz und klirrend drehen. Und fährt, wieder recht fein, fort*: Aber überschätzt nicht die Anziehungskraft meiner Abneigung gegen Euch. Ich suche Euch nicht aus gemütlichen Gründen.

PINZON: Eure Gründe kümmern uns wenig, Herr. Welch ein Gebaren in meinem Haus. Verlaßt uns!

PATILLAS: Vor Euch steht Don Ronco Patillas, werter Herr, Sekretär der Königin, Meister der Inquisition und abgesandt vom Minister der

Polizei an den Herrn Christoph Columbus. *Zu Columbus:* Bereitet Euch vor, Palos sogleich zu verlassen.

COLUMBUS: Herr von Sant Angel schickt Euch?

PATILLAS empfindlich: Mich? Ja mich! Was meint Ihr mit der Frage?

COLUMBUS: Nichts.

PATILLAS erregt: Ja, ja, ja. Herr von Sant Angel. Euern Wunsch, den Ihr geäußert, wird er Euch erfüllen. Er erwartet Euch in sieben Tagen bei Hof. *Zu Pinzon:* Euer Diener, mein Herr.

COLUMBUS: Don Ronco. Das ist eine lange Fußreise nach Santa Fé, ein Weiser schont aber lieber seine Beine als seinen Kopf.

PATILLAS: So reitet!

COLUMBUS: Worauf?

PATILLAS: Ihr habt kein Geld?

PINZON: Doch, doch, gnädiger Herr, er hat welches. Ich biet ihm mehr an als das. *Zu Columbus:* Verfügt über das meinige.

COLUMBUS: Nein, Martin Alonso. Nein. Ihr seht doch, dieser Edelmann hat mich eingeladen über eine Woche. Er wird mir doch ein Maultier kaufen.

GINES: Ein Maultier, ah, ich weiß ein prächtiges. Nicolas, geh, hol es!

NICOLAS rennt ab.

COLUMBUS zu Pinzon: Ich bemühe meine Feinde lieber als meine Freunde. Sie helfen mir, weil ich ihr Feind bin, mit doppeltem Eifer. So weit treibt die Menschen der Stolz.

PATILLAS zu Gines: Seid Ihr ein Viehhändler?

GINES: Ich handel mit Maultieren, Herr, aber ich habe nicht den Beruf eines Maultierhändlers. Ich hab gar keinen Beruf, weil, meine Pflegemutter wollt mich keinen lassen lernen. Du bist imstand, Kind, sagte meine Pflegemutter, und kriegst Lust an der Arbeit: da hast du ein Vergnügen mehr, das du dir nicht leisten kannst. Ein einfacher Mensch, sagte sie, soll mit solchem Luxus gar nicht erst anfangen, mit einem Beruf.

PATILLAS: Ich will Euch das Maultier abkaufen.

PEDRO zu Patillas: Euer Gnaden, schenkt mir fünfzig Maravedis, dieser Winter ist so kalt.

PATILLAS: Kalt? Warm ist dieser Winter, warm.

PEDRO: Ich meine, das Holz ist teuer.

NICOLAS kommt zurück: Herr, es gibt das Maultier.

PATILLAS: Warum bringt Ihr es nicht mit?

NICOLAS: Ihr fragt voll Vernunft, Herr. Es ist nur: ich wagte nicht . . .

PATILLAS: Was stockt Ihr? Lahmt es, ist es blind, hat es die Räude?

NICOLAS: Nichts von allem dem, Herr. Es ist der Preis.

PATILLAS: Wollt Ihr handeln, Gesindel? Was fordert Ihr, ich sagte, ich kaufe es.

GINES *macht ein Zeichen.*

NICOLAS *vorwurfsvoll*: Na!

GINES *wiederholt es.*

NICOLAS: Vierzehn Dukaten, Herr.

PATILLAS: Vi . . .! Ungeheuerlich. Das Maultier des Erzbischofs kostet keine zwei.

NICOLAS: Dies schon.

PATILLAS: Gut, Halunke. Hier habt Ihr drei Dukaten, es kann nicht mehr wert sein. *Er wirft sie auf ein Faß.*

NICOLAS: Ihr mißverstehst mich. Ich sagte nicht, soundso viel ist es wert, ich sagte: soundso viel macht's.

PATILLAS: Hat man einen Patillas schachern sehen? Ich gebe noch einen halben drauf.

NICOLAS: Herr, wenn ich auch von einfachem Stand bin und möchte ein Recht haben auf Unverläßlichkeit, ich hab meinen Willen. Grad so wie Ihr, wie ein vornehmer Herr, mein ich.

PATILLAS *ein paar kleinere Münzen herauskramend, werfend*: Es geht mir nicht ums Geld, mir ist es um die Gerechtigkeit.

NICOLAS *zählt, schüttelt den Kopf*: Wenn's mir bloß um die Gerechtigkeit wär, könnt ich eher was nachlassen.

PATILLAS: Ihr werdet nicht im Ernst zehn Dukaten verlangen für ein Maultier, das ich nicht einmal zu Gesicht bekomme.

NICOLAS: Nein, Herr. Vier drüber.

PATILLAS: Genug, du Hund. *Wendet sich zum Gehen.*

COLUMBUS: Ihr zeigt schlechte Haltung, Don Ronco. Mangelt es Euch an Großmut?

PATILLAS *stampft wütend mit dem Fuß auf. Die Sporen beginnen zu rotieren. Das erinnert ihn an sein Pferd, sein Wappen, seine Privilegien usw. Er schlägt die Goldstücke auf das Faß*: Elf? Zwölf? *Sporen klirren.* Vierzehn. Eure Art von Triumphen, Herr Columbus, sind Niederlagen in den Augen der Nachwelt. *Ab zu Pferde.*

COLUMBUS: Die Nachwelt geht nicht ins einzelne.

GINES: Genügt Euch die Hälfte? Nehmt sieben Dukaten, Ihr werdet eine behagliche Reise haben.

COLUMBUS: Sehr gütig, Herr Alonso.

PINZON: Ich wünsch Euch Glück.

COLUMBUS: Was ist Euch, Martin Alonso?

PINZON: Nichts. Ich wünsch Euch Glück. Ich wünsch Euch auch, daß es Euch nicht an einem Freund fehlen möge, wenn Ihr einmal gesonnen seid, Euch seiner Hilfe zu bedienen. Kurz und gut, Ihr nehmt mein Geld nicht.

COLUMBUS: Niemals, Martin Alonso, so lange ich es sonstwoher krieg. Aber um etwas anderes bitt ich Euch.

PINZON: Ich bin nicht leicht zu versöhnen.

COLUMBUS: Ich bitt Euch um Euch selbst, Martin Alonso. Begleitet Ihr mich nach Santa Fé?

PINZON: Noch heute, Schockhagel. Noch heute.

COLUMBUS zu allen: Ich bereicher mich an Eurem Geld und Eurem Zuspruch, ja (er ergreift Pinzons Hand) ich gebrauch Eure Hilfe bis zum äußersten. Ich will Euch danken, indem ich Euch nicht enttäusche.

PINZON: Kommt herein.

BUIL: Nehmt unsere Herzen mit.

NICOLAS: Und Euern Hut.

Pinzon und Columbus geben ins Haus.

PEDRO: Unterdes, Freunde, wollen wir uns unserer Weiber annehmen und trachten, daß wir entsetzlich zu Schulden kommen. Denn, glaubt mir, in hundert Tagen sind wir alle auf See.

6. Bild

Eine Arena in Santa Fé.

Diener harken Sand. Patillas erscheint auf der stark erhöhten Tribüne und winkt. Diener ab. Isabella erscheint mit Sant Angel und einigen Hofdamen. Ihr Kleid ist von schwarzem Brokat, mit Gold gestickt. Sie setzt sich in die Mitte der vordersten Reihe. Die Hofdamen verteilen sich dahinter in symmetrischer Anordnung.

PATILLAS verbeugt sich.

ISABELLA stimmt zu.

PATILLAS gibt ein Zeichen.

Das linke schwere Boblentor wird hochgewunden. Hereingesprungen kommen: Dr. Bruder Hernando de Talavera, cholerischer Glatzkopf; Dr. Ambrosio Maldonado, älterer Aristokrat; Dr. Vicente Ferrer, Geck, mit Heptachord. Sie verbeugen sich ehrfürchtig vor der Königin.

MALDONADO die Königin aus einem Manuskript anredend: Allerweiseste Herrscherin, allergerechteste Richterin, allereifrigste Verwalterin . . .

SANT ANGEL unterbricht ihn mit einer Handbewegung.

MALDONADO schweigt verwundert.

SANT ANGEL: Es wird genug geredet werden, Doktor. Die Königin dankt Euch.

PATILLAS gibt ein Zeichen.

Das rechte Tor wird geöffnet.

COLUMBUS kommt, auch im Talar. Er verbeugt sich, erst vor den Doktoren, dann vor Isabella. Er zieht ein Manuskript aus der Tasche und beginnt: Ich beabsichtige, in ungefährer Höhe des dreißigsten Breitenkreises bis zu dem westlichen Indien zu gelangen.

HERNANDO erregt: Was, worum handelt es sich?

COLUMBUS: Ich beabsichtige, bis zu dem westlichen Indien . . .

HERNANDO: Ungeheuerlich, welche Worte! Welch eine Eingebung des Aberwitzes, westliches Indien. Westlich vom Mond, was?

COLUMBUS: Um Vergebung, Doktor, äh Bruder. Ich . . .

HERNANDO: Ketzerei.

COLUMBUS: Was erregt Ihr Euch, Doktor Bruder. Ich war im Glauben, Ihr berietet meinen Plan seit zwei Monaten.

MALDONADO: Das tun wir. Bruder Hernando ist sehr leicht und immer frisch erregbar.

COLUMBUS will etwas sagen.

HERNANDO: Ich vermag das nicht zu hören. Ich fordere, daß solche Worte nicht ausgesprochen werden.

COLUMBUS: Ich ersuche Euch: seid nicht leidenschaftlich.

HERNANDO: Ich leidenschaftlich? Ihr seid leidenschaftlich. Spreche ich von dem westlichen Indien? Nicht der Schall macht, daß gewisse Worte einem das Gehirn zersprengen. Ah, ah, westliches Indien. Die bezeichnenden Widersinnigkeiten der Gottlosigkeit.

COLUMBUS: Wie kann ich reden, wenn man mich fortwährend unterbricht?

MALDONADO: Er wird Euch nicht mehr unterbrechen.

COLUMBUS: Ich beabsichtige, in ungefährer Höhe des dreißigsten Breitenkreises bis zu dem westlichen Indien zu gelangen. Ich stütze mich auf die Tatsache, daß die Erde ein kugelförmiger Körper ist . . .

HERNANDO: Ah! Ah! Ah! *Er fuchelt mit einer Urkunde in der Luft.*

COLUMBUS: . . . welche erhellt erstens: aus dem scheinbaren Höhenverlust der in Polnähe befindlichen Sterne bei Ortsveränderung von Nord gegen Süd, nach dem Sacrobosco; zweitens: aus der zeitlichen Verschiebung der Sonnenaufgänge und -untergänge bei Ortsveränderung von Ost gegen West, nach dem Regiomontan; drittens: aus der Form des Erdschattens, welcher die Verfinsterungen des Mondes bewirkt, hierüber bei dem Kardinal Pierre d'Ailly und vielen anderen. Ich stütze mich fernerhin auf die Berechnungen des Toscanelli, der die Länge der bewohnten Inseln mit zweihundertdreißig geographischen Graden angibt, ähnlich wie bereits Marinus von Tyrus mit zweihundertfünfundzwanzig, nicht aber, wie irrümlich Ptolemäus, mit einhundertsiebenundsiebzeigenviertel. Aus dieser Festsetzung folgt, daß die Ausdehnung des Wassers nach Westen hin nicht mehr als hundertdreißig Grad betragen kann. Die Messung der Grادلänge nehme ich vor nach dem Abulfeda aus Ferghana. *Für Isabella:* Gnädige Frau, auf der Erde, die eine Kugel ist, verlieren die Begriffe östlich und westlich ihre Eindeutigkeit: jeder Punkt liegt östlich und westlich. Die westliche Strecke ist aber die kürzere. Diese Reise nach Indien wird höchstens fünfzig Tage benötigen und nicht mehr als drei leichtere Karavellen.

HERNANDO: Es hört sich an wie eine Kleinigkeit.

COLUMBUS: Streng genommen, Bruder Astronom, ist es eine.

HERNANDO: Eine Kleinigkeit, mein Herr, so gering wie die Sünde. Habt Ihr nicht gelernt, daß die Erde flach ist?

COLUMBUS lächelnd: Wo, Herr?

HERNANDO: In der Schrift.

COLUMBUS: Schon gut. Ihr müßt doch zugeben: die ganze Welt weiß, daß sie rund ist.

HERNANDO: Was die ganze Welt weiß, weiß Spanien noch lange nicht.

COLUMBUS: Mathematisch . . .

HERNANDO liest aus einem Manuskript: „Wo warest du, da ich die Erde gründete? Sage an, bist du so klug! Weißt du, wer ihr das Maß gesetzt hat, oder wer sie über eine Richtschnur gezogen hat? Worauf stehen ihre Füße versenkt, oder wer hat ihr einen Eckstein gelegt?“ Hiob 38/4-6.

Worauf stehen ihre Füße versenkt? Ja, oder, hat sie denn überhaupt Füße? Nein, lese ich bei Herrn Columbus, sie hängt mitten in der Luft.

Als eine Kugel. Sage an, bist du so klug! Als eine Kugel, wo mißt sie da wohl ihr unten und oben? Oben, lese ich bei Herrn Columbus, bedeutet: entfernt vom Erdmittelpunkt. Aber als Jesus zum Himmel fuhr, heißt es: er entfernte sich vom Erdmittelpunkt, oder: er fuhr zum Himmel? Erlaubt uns Herr Columbus überhaupt noch einen Himmel?

„Er sitzt über dem Kreis der Erde, der den Himmel ausdehnt wie ein dünnes Fell und breitet ihn aus wie eine Hütte, darin man wohnt.“ So also erklärt uns der Prophet Jesaja 40/22 die Gestalt des Himmels, anders bedauerlicherweise, als Herr Columbus tut. So bildet Moses das Tabernakel nach dem Weltbau. Auf der Scheibe der Erde liegen die Kontinente, Europa, Asia und Afrika, umgeben von dem sagenhaften Ozean, darüber steht die Glocke des Firmaments.

Diesen Rand der Welt wird keiner je erblicken. Da donnern die schwarzen Wogen wider den grauen Kristall, daran die bleichen, weißen Scheiben der Gestirne in unendlicher Stille auf- und niedersteigen. Lasset uns in Furcht und Andacht, mit den Worten des 104. Psalms, Vers 5, Ihn verehren: „der das Erdreich gegründet hat auf seinen Boden“ – auf seinen Boden! – „daß es bleibt immer und ewiglich“.

MALDONADO: Wollt Ihr zu den Gründen entgehen?

COLUMBUS: Zu welchen Gründen? Zu den Gründen, ah. Ich rat Euch, Bruder, Ihr müßt die Stellen anders auslegen.

HERNANDO: Warum anders auslegen, wenn Gott sie so geschrieben hat? Haltet Ihr Gott für einen schlechten Schriftsteller?

COLUMBUS: Dann helft Euch, wie Ihr könnt. Die Mathematik streitet nicht mit dem Glauben, sie folgt nur ihren eigenen, unschuldigen Gesetzen. Die Erde ist einmal neuerdings rund.

HERNANDO: Neuerdings, Herr? Die Universität Salamanca und ihre Lehre sind nun dreihundert Jahre alt. Was kümmert sie das verderbte Geschwätz, das Ihr Mathematik nennt?

COLUMBUS erschüttert: Vergebt, daß ich Euch anstiere, Bruder, wie einen Frosch im Talar. Euresgleichen kam mir noch nicht vor. Welche Unwissenheit. *Plötzlich beunruhigt zu Maldonado:* Herr, bezweifelt Ihr, daß die Erde rund sei?

MALDONADO erschrocken: Nicht das.

COLUMBUS: Und Ihr?

FERRER: Keineswegs. Im Gegenteil.

COLUMBUS: Ah, gut. Ich berufe mich also auf die Aussagen dieser würdigen Gelehrten. Ich unterwerfe mich dem Urteil dieser Kommission des Quadriviums von Salamanca. Hochweise Herren, nicht Euer Wohlwollen

rufe ich an und nicht Euern Eifer, sondern allein die nüchterne Betrachtung der geometrischen Linien. Sünde ist es, die Augen aufzuschlagen zu den Wolkenbildungen der Gefühle. Die Ergebnisse der Mathematik sind allen klar und keinem Streit der Parteien unterworfen. Einmal geboren, regieren sie schon, unbeschränkte Herrscher im Reiche des Geistes. Ihr werdet meine Beweise prüfen?

FERRER: Ist geschehen.

COLUMBUS: Das Ergebnis?

FERRER: Sie sind richtig befunden.

COLUMBUS: Ich wußt es.

FERRER: Was den logischen Aufbau betrifft.

COLUMBUS: Den logischen Aufbau? Was sollte es sonst betreffen? Ich bitte um Euern Vortrag.

MALDONADO *liest aus einem Manuskript*: Ich, Ambrosio Maldonado, Doktor der Geographie, stamme von jenem Beltran Maldonado, der, von einem Maurensäbel durchbohrt, zehn Meilen bis zum Palast kroch und mit seinem Blut König Ferdinand den Großen zu dem Entschluß der Wiedereroberung Spaniens bewegte. Ich stamme auch von dessen Sohn, dem Grimaldo Maldonado, Ritter des Calatrava-Ordens, welcher dem Kaiser Alfons die Schlüssel von Toledo überbrachte. Hieran starb er, denn die Schlüssel waren mit Gift bestrichen. Durch die Botschaft in Schreck versetzt, kam das Weib jenes unvergleichlichen Mannes auf der Stelle mit Drillingen nieder: dem Diego Maldonado, dem Felipe Maldonado und dem Aires Maldonado. Diese ruhmvollen Brüder verhinderten unter Preisgabe ihrer adeltümlichen Leben den Verlust der Fahne des Cid an die Berber volle vierzig Minuten lang. Bald darauf erscheint unter meinen Ahnen Torribio Maldonado, oder Torribio Mohrentod, dessen abgehauener Arm in der glorreichen Schlacht bei Navas de Tolosa noch sieben Mauren erschlug. Sein Urenkel, Aparico Maldonado . . .

COLUMBUS: Könnt Ihr nicht ein paar überspringen, Doktor?

MALDONADO *läßt vor Überraschung das Manuskript fallen. Er hebt es auf und sucht verirrt darin herum*: Die Stelle, ich habe die Stelle nicht mehr. Ich werde noch einmal anfangen.

FERRER: Sein Urenkel, Aparico Maldonado, sagtet Ihr zuletzt, war es, der den frechen Sultan von Marokko . . .

MALDONADO *hat es*: . . . in einem so fürchterlichen Zweikampf besiegte, daß nachher die Leichen nicht getrennt werden konnten; keiner vermochte zu sagen, welchem von beiden die herumliegenden Glieder zugehört hatten. Der Edle Fabricio Maldonado wieder übertraf noch seinen

König Peter, den man den Grausamen nannte. Er erstickte an einer Hand, die er dem Emir von Marrakesch abbiß. Von allen diesen stamme ich, und der bisher noch nicht erwähnte Teil ihres Blutes fließt in meinen Adern. Mir aber blieb es vergönnt zu erleben, wie Spaniens allerherrlichste Isabella die Stadt Granada wiedererobert, welche die Mauren dieser Königin schon seit siebenhundertsechunddreißig Jahren vorenthalten. Spanien ist frei (*er sucht einen Augenblick nach der nächsten Zeile*) von Heiden. Kein Land kann wetteifern mit diesem Land Spanien. Fische finden sich in seinen Teichen und stolze Hirsche und Sauen in den Wäldern, feste Burgen schmücken jeden seiner Berge. Klöster und Abteien liegen in den Tälern, und die Nachtigall singt in den Lauben zur Frühlingszeit. Es ist ein schönes, blühendes und reiches Land.

SANT ANGEL sehr empört: Dieser Mann ist verrückt.

MALDONADO: Ich nenne Spanien ein Heerlager der Tugend. Auch die spanische Wissenschaft verfügt über viele adelige und hochgeborene Köpfe. Möge dieses Spanien für alle Zeiten die erste Nation des Abendlandes bleiben durch die Tapferkeit seiner Krieger, die ständische Disziplin seiner Untertanen und die hohe Gesinnung seiner Könige. *Er macht eine Pause und fragt:* Habt Ihr hierzu zu entgegnen?

COLUMBUS verwirrt: Nein. Oder ich wage höchstens zu bemerken, daß Ihr wenig zu der Sache geredet habt.

MALDONADO: Herr! Kein Wort als zur Sache.

COLUMBUS: Oder daß Ihr verabsäumtet, Eure Nutzenanwendung für die Wissenschaft deutlicher zu machen. Hört ich nicht, Ihr wäret Geograph?

MALDONADO: Herr! Der Spanier trennt nicht Wissenschaft und Ehre. Er vermißt Land mit dem Schwerte, Wiedereroberung heißt seine Summe. Seine Geographie ist Tapferkeit. Ich frage den Herrn Christoph Columbus, der in meinen Worten die Nutzenanwendung entbehrt, und er sollte über diese Frage nachdenken: Haben wir mit Vernunft und Mathematik die Mauren vertrieben?

Nun ist seine Rede beendet.

COLUMBUS zu Ferrer: Seid Ihr der Mathematiker?

FERRER: Ich bin es.

COLUMBUS: Was sagt Ihr?

FERRER: Die erste Pflicht des Mathematikers: Enthaltung vom beseelten Geschöpf. Er darf bloß Pflanzliches verspeisen. *Er klimpert auf dem Heptachord.* Die zweite: Er muß schön sein. *Er klimpert und singt:* Lalala. Ich nehme wirklich kein Fleisch zu mir. Ich zweifle, Herr Christoph Columbus, ob Ihr

diesen vornehmsten Pflichten genügt. Man hat Euch, in gewisser Hinsicht, zu heftig getadelt. Ich las Eure Berechnungen und fand sie durchaus talentiert. Aber Euer Fehler: eine schlechtweg irrige Auffassung vom Wesen der mathematischen Kunst. Ihr verwechselt diese Kunst mit der sinnlichen Wirklichkeit. *Er klimpert und führt dazu folgendes aus:*

Mathematische Beweise sind Kritzeleien auf dem Papier, was kümmern sie die Sonne und den Ozean? Ihr könnt Euch nach Indien hin vernünfteln, aber nicht begeben. So wenig Ihr in einem Gedicht oder einem Bild Raum habt, so wenig könnt Ihr in einer mathematischen Berechnung herumsegeln. Eure Beine zum Zirkel machen, das ist nicht der Zweck. Ihr dringt nicht zu einer erhabenen Deutung durch. *Er gerät in Verückung.*

COLUMBUS: Doktor, was kommt Euch an?

FERRER: Wo war ich?

MALDONADO: Ihr wart wieder in Verückung.

FERRER: Was sprach ich?

COLUMBUS ärgerlich: Ihr sagtet zu mir, Ihr glaubtet an die Rundheit der Erde.

FERRER erwacht langsam und sagt tadelnd: Ich glaube an die Rundheit der Erde. Aber nicht in so gemeiner Weise, wie Ihr dies versteht. Wie Ekphantos von Syrakus lehrt, ist die Kugel das Zeichen der vollkommensten Harmonie, daher haben wir die Erde als eine Kugel zu denken. Daraus ist sonst nichts zu schließen. *Er klimpert.* Die Zahlenkunst erfaßt nicht die Dinge, sondern das Innere der Dinge. Das Innere der Dinge ist aber, wie Archytas von Tarent lehrt, Klang und Ton. Die Mathematik ist eine Unterwissenschaft der Musik. *Er klimpert und singt: Lalalalala.*

COLUMBUS: Verspritzte der Tintenfisch all seine Tinte und sprach: Die Welt scheint mir grundsätzlich unerkennbar.

FERRER tadelnd: Die Welt ist nicht zu erkennen, sie ist nur zu hören. Euch kommt sie öd und still vor. Ihr seid taub. *Klimpernd:* Aber es singen die Zahlen und tönen die Sphären, und die Körper sind gefüllt mit Wohlklang und kristallischem Entzücken. Pfui, Herr, Ihr wollt ihre Stimme töten: um der indischen Affen willen. Philolaos von Kroton lehrt: Die Zahl ist die Wirklichkeit des Geistes. *Er gerät in Verückung.*

COLUMBUS: Was für eine Verschrobenheit. Jedenfalls steht doch fest: diese Doktoren sind außerstande, ein Urteil über mich zu fällen.

PATILLAS sich vorbeugend: Und dies, warum?

COLUMBUS siegesicher: Sie widersprechen einander.

HERNANDO höchst erstaunt: Wer, sagt Ihr?

FERRER aufwachend: Wir?

MALDONADO: Bei meinen Ahnen, Kollegen, glaubt ihm nicht. Wir könnten einander widersprechen? *Die Doktoren umarmen sich gerührt und schütteln die Köpfe.*

COLUMBUS: Ihr alle, werthe Herren. Ihr nehmt die mathematische Erkenntnis aus der Bibel, aus der Ahnentafel oder aus der Notenrolle. Ihr laßt die Erde platt, einen Teil von Spanien oder auch ein Sinnbild der Vollkommenheit sein. Ihr widersprecht einander tatsächlich in jedem Punkte.

MALDONADO: O nein.

COLUMBUS: Nein? Inwofern nein?

DIE DOKTOREN: Nein. Denn wir alle widersprechen Euch.

HERNANDO: Er kennt nicht den Unterschied zwischen einer wissenschaftlichen Meinung und einer aufrührerischen Idee.

COLUMBUS wütend: Man habe Verstand und versteh mich. *Dann aber:* Oder verstehen sie mich am Ende besser, als ich mich verstehe? Meine Beweise sind unwiderleglich, sie spenden Gewißheit. Aber diese Gewißheit stimmt nicht froh wie sonst Gewißheit. Was für eine Wahrheit, die den, der sie zu seinesgleichen trägt, verächtlich macht? Ist es denn möglich, daß ein ganzes Zeitalter in allem, was es lehrt und was es lebt, unrecht hat?

MALDONADO: Vier Könige haben Euch nicht angehört.

COLUMBUS: Aber weltberühmte Gelehrte haben's. Toscanelli. Ferner: ferner der König aller Weltweisen, der große Gines Affonso. Auch der Nautiker Nicolas Ortiz.

MALDONADO: Ferner?

COLUMBUS einen glücklichen Gedanken findend: Ich bitte um die Erlaubnis, daß ein Gewährsmann für mich sprechen dürfe.

MALDONADO: Ein Gelehrter?

HERNANDO: Ein weltberühmter?

COLUMBUS: Nein. Aber ein Mann, der von der Erde weiß: nicht, weil er über sie nachgedacht, sondern weil er sie gesehen hat. Ein bedächtiger Mann voll Einfluß und Erfahrung. Ein ansehnlicher Mann mit einem Barte von der Art, wie er im Westwind wächst. Ich bitte um die Erlaubnis.

Er läuft zum Tor und gerät Pinzon herein. Das ist Martin Alonso Pinzon, Reeder und Kapitän aus Palos. Ich bitte, ihn anzuhören. Erklärt diesen Herren, Martin Alonso, wie es um die Welt steht.

PINZON: Was Christoph Columbus sagt, kurz und gut, es ist wahr, gnädige Herren.

FERRER: Ihr berichtet uns, daß die Erde ein runder Körper sei, Herr Pinzon?

PINZON: Ohne Zweifel. Jeder weiß dies.

FERRER: Woher?

PINZON: Jeder weiß dies. Jeder Seefahrer. Kommt nach Palos, Herr. Ihr erkennt es, zweitens, auch an den Masten eines Schiffes. Ist es entfernt, so bleibt oft der ganze Rumpf unsichtbar bis zum Topp.

FERRER: Eure Erklärung hierfür?

PINZON: Glaubt Ihr mir nicht, daß es so ist, Herr? Ihr könnt es jederzeit selbst beobachten. Das Schiff steckt hinter dem Meer verborgen wie hinter einem Berg.

FERRER: Ah, also um zu Euch zu gelangen, muß es diesen Berg hinauffahren?

PINZON: Ich denk schon.

COLUMBUS: O nein.

FERRER: Laßt Euern Gewährsmann. Er sagt, es steckt hinter einem Berg. Warum rutscht es nicht von ihm herunter?

PINZON: Je nun.

FERRER: Wir wollen das miteinander klären. Bruder Hernando, zeigt Eure Langmut und kauert Euch auf den Boden, der Wissenschaft zuliebe. Hier, Herr Seefahrer, habt Ihr einen runden Körper, wie Eure Erde einer ist. Auf den Scheitel zeichne ich Spanien. *Tut es mit einer Koble.*

COLUMBUS: Warum auf den Scheitel?

MALDONADO: Wollt Ihr andeuten, Herr, die Königin von Spanien stünde nicht mit den Beinen nach unten?

FERRER: Wenn Ihr, östlich, die Nase als den Berg des Paradieses nehmt mit den Strömen Euphrat, Tigris, Gihon und Nil und den Mund als das indische Goldmeer – so säße Indien dem Bruder Hernando gleichsam hier im Genick. Westlich.

PINZON: Westlich. Seht Ihr.

FERRER: Westlich. Ich setze hierin eine Laus. *Er nimmt eine aus Hernandos Pelz.* Diese Laus, eine Karavelle, krabbelt westwärts. Sie will nach Indien. Sie

krabbelt bis zu diesem Punkt am Hinterkopf: bis zum Rand der Welt.
Er setzt den Zirkel ein und schlägt einen Kreis um Hernandos Glatze. Was tut sie da,
fällt sie nicht herunter?

PINZON: Gewiß.

COLUMBUS: Nein.

PINZON: Nein. Sie fällt nicht herunter.

FERRER: Sie fällt nicht herunter? Sie kommt, westlich, bis nach Indien?

PINZON: Ja. Ihr trifft es.

FERRER: Warum fällt sie nicht herunter?

PINZON: Sie klammert sich fest mit den Beinen.

FERRER: Ah, die Laus meint Ihr. Ich sprach von einer Karavelle. Die Laus
kann mit den Beinen nach oben laufen. Aber gesetzt, wir brächten statt
dieser Laus ein Schiffchen aus Papier auf diesen Kopf.

MALDONADO: Oder die Königin von Spanien? Läuft sie auch, die Beine
nach oben? Sagt Ihr das?

FERRER: Ein Schiffchen, sagt ich, aus Papier. Dann würde es herunter-
fallen?

PINZON: Nein.

COLUMBUS: Doch.

PINZON: Doch? Aber wir wollen doch nach Indien. Ich verteidige Eure
Meinung.

COLUMBUS: Pinzon. Warum sollte ein Stück Papier an dieser Glatze haften
bleiben?

HERNANDO *auf dem Boden*: Unterbrechung. Ich hab Euch nicht unterbrechen
dürfen.

COLUMBUS: Es macht einen Unterschied, ob ich einen Unsinn unterbreche,
oder ob man mich mit einem Unsinn unterbricht. Papier hat keine Beine.

PINZON: Ihr habt recht.

FERRER: Also eine Karavelle, die fortwährend nach Westen segelte . . .

PINZON: Würde herunterfallen.

COLUMBUS: Dummheit.

PINZON: Columbus, Ihr müßt zugeben: eine Karavelle hat auch keine
Beine.

COLUMBUS *voll Wut*: Dieser Mensch ist ein Esel.

FERRER: Lalala, ein Esel.

PINZON: Columbus! *Er weicht an die Wand zurück.*

COLOMBUS: Ihr habt nichts begriffen. Nicht das Einfachste. Ihr wollt mein Freund sein, aber Ihr habt mich schauderhaft verraten. Mit einem Esel befreundet. O Schande. *Er bedeckt sein Gesicht mit den Händen.*

FERRER: Lalala. *Er trällert und zupft.* Mein Beweis.

HERNANDO: Was Beweis. Abgöttischer Unfug. Mein Kopf mißhandelt von der Wissenschaft. Die Schrift alleine. . .

MALDONADO: Beantwortet mir: Wo sind die Beine der Königin von Spanien? In der Luft, wie?

Diener stürzen herein und harken den Sand wieder glatt.

PINZON: Ich habe meine Aussage noch nicht beendet.

COLUMBUS: Schweigt doch.

PINZON: Die Herren Doktoren haben mich einen Esel genannt. Der Mann, den ich am innigsten verehere, hat mich einen Esel genannt. Es scheint, daß ich ein Esel bin. Nun denn, so laßt mich einen sein. Ich glaube daran, daß die Welt rund ist, und daß spanische Boote den westlichen Weg nach Indien finden werden. Ich tue hiermit kund, daß ich mit meinem gesamten Vermögen für die Kosten bürge, die auf einer solchen Reise meinem Freund Christoph Columbus, neben dem Anteil der Krone, etwa erwachsen. Nun habe ich nichts mehr zu sagen. *Er geht ab.*

COLUMBUS: Martin Alonso!

Er will ihm nachlaufen, aber Patillas beginnt zu reden. Das ist wichtiger.

PATILLAS: Meine Herren Doktoren. In Euch, in der Institution der Universität, verkörpert sich die Wissenschaft. In Euch hat die Wissenschaft Christoph Columbus verworfen. Nicht als ein Fachmann also und Gelehrter, sondern als ein Diener des Landes, der Lehen hat in Katalonien und anderswo auf der Welt, will ich zu diesem Manne und zu diesem Plan noch etwas sagen. Es ist ein furchtbarer Mann und ein furchtbarer Plan. Unsere Zeit und unsere Nation beruhen auf dem Glauben. Sie beruhen auf dem Glauben an den Kriegerstand. Sie beruhen auf dem Glauben an den gelehrten Stand. Sie beruhen auf dem Glauben an den geistlichen Stand. Unser Sein, meine Herren, ist Geglaubtwerden. Wenn aufgehört wird, an uns zu glauben, sind wir nicht mehr. Spanien, das ist der Glaube. Die Wissenschaft, erklärt dieser Mann Columbus, streite nicht mit dem Glauben. Aber wie? Kann man denn glauben, wo man weiß? Und vor allem: wird man es noch? Allerorten hetzt die Wissenschaft den Glauben vor sich wie der Jäger den Bären. Die entlegensten Winkel sind sein Wohnsitz heute, da er doch eben noch neben uns in der Wolke wohnte. Nein, nein, meine Herren, laßt Euch hierin nicht beirren: Dem Glauben widerspricht jegliche Wissenschaft. Ganz besonders aber die Geographie.

Die Geographie zerstört unabänderlich festgesetzte Grenzen: der Länder, der Weltteile und selbst des Himmels. Seht, dieser Mann Columbus macht die Erde zur Kugel.

COLUMBUS: Nicht ich.

PATILLAS: Ihr allein. Es ist mir geläufig, daß es Gelehrte gibt, die Eure Meinung über diese Sache teilen. Dem messen wir keine Bedeutung zu. Ihr hingegen wollt die Matrosen lehren, die Seeleute und Piloten, um die Erde herumzufahren, auf Schiffen, wie man seine Arbeit tut. Wenn es dahinkäme, dann erst wäre sie rund. Eine Kugel aber, Ihr Herren, steht nicht fest. Sie beginnt zu rollen und rollt in den Raum und zerbricht das Firmament und erschüttert das Weltall. Diese Erdkugel vergleiche ich einer Kegelkugel. Am Ende ihrer Bahn stehen neun Kegel: Der dreieinige Gott, die Throne, die Mächte, die Erzengel, die Engel, die Kaiser, die Könige, die Edelleute und der Teufel. Die Erde ist die Kegelkugel des Unglaubens.

Columbus beginnt, sich den Schweiß von der Stirn zu wischen.

PATILLAS: Wer gibt dem Arm dieses Keglers Columbus solche Stärke? Ist es nicht jener neue Geist, der sich in der Welt breitmacht, bei einigen trostlosen Vielwissern sowohl als bei dem Haufen der Seestädte? Überall rühren sich Untere, Nichtedle, Uneingeladene. Überall sehen wir Bürger aus ihren Winkeln hervorschlüpfen, schachernde, fieselnde, wimmelnde, reisende, wiegende und wägende. Blicken wir nach Italien. Sie treiben Handel, von Küste zu Küste, von Meer zu Meer; sie wännen, die Welt sei unendlich, und ihre Philosophen plappern es ihnen nach. Dieses pöbelhafte Zeitalter, dieses indische Zeitalter ist es, das uns bedroht in der trockenen Maske nachdenklicher Redlichkeit.

Columbus wischt den Schweiß von der Stirn. Zieht seinen Talar aus und hängt ihn über die Barriere.

PATILLAS: Wirklich, es handelt sich nicht um die Frage, ob die Erde rund sei. Es handelt sich um die Frage, ob die Erde rund sein darf. Es handelt sich um Spanien. Es ist eine gewaltige Zeit, in der wir leben, eine Zeit des Triumphes. Wir erobern Granada, wir vertreiben die Mauren aus ihren Häusern und lassen sie auf ihren heidnischen Schriften öffentlich verbrennen. Juda ist weggewaschen allsamt, das Parlament ist aufgelöst und gezähmt die Städte, Tag für Tag, um des Glaubens willen, steigt der Weihrauch der geistlichen Hinrichtungen. Und alle diese Errungenschaften sollen zunichte werden: durch einen lumpigen Professor, drei Karavellen und sechstausend Dukaten. Das, meine Herren, ist die Frage, über die Ihr zu entscheiden habt.

HERNANDO: Sorgt Euch nicht um unseren Entscheid. *Er zieht eine Urkunde hervor und entrollt sie.*

SANT ANGELO: Erlaubt. Erlaubt, daß ich ebenfalls . . . nur einige Worte. *Er erhebt sich schmausend und mühevoll:* Ich möchte, daß Herr Christoph Columbus auf diese Rede noch etwas erwidert. *Er setzt sich wieder.*

COLUMBUS: Ja, ich will noch etwas erwidern. Ich werde meine Erwiderung ungeordnet und, mag sein, in ungeschickter Form vorbringen. Denn es sind schwierige Überlegungen, die mein Gehirn bewegen, oder jedenfalls solche, die mir schwierig scheinen. Don Ronco Patillas und auch die anderen Herren haben über Dinge gesprochen, an die ich nie gedacht, und Gründe in die Wissenschaft eingeführt, die ich nie darin gesucht hätte. Was mich wundert, ist, daß ich diese Dinge sehe und diese Gründe begreife. Ich glaube, daß sie wirklich in die Wissenschaft gehören, und daß meine gegenteilige Meinung voreilig war.

Für alle Zeit gilt: die Wahrheit der Mathematik kann nicht angezweifelt werden. Aber ich habe trotzdem heute an zwei Beispielen verschiedener Art gesehen, daß Mathematik und Entdeckung der Wahrheit nicht einfach Worte für eine Sache sind, wie ich doch bis zu diesem Tage angenommen. Es gibt offenbar mehrere Arten, zu richtigen Ergebnissen zu gelangen, und mehrere Arten von Mathematik. Es gibt Erkenntnisse, die nicht aus der Mathematik folgen, und Mathematik, die nicht zu Erkenntnissen führt. Meinem Freund Martin Alonso Pinzon, dem ich so bitter unrecht getan, war es möglich, in völliger mathematischer Verblendung richtig zu handeln, und diesem Doktor Ferrer mit aller Mathematik falsch. Das muß ich mir nun zurechtlegen. Die Wissenschaft, so hat es den Anschein, erleuchtet nur den, der von ihr erleuchtet werden will. Es gehört zu der Mathematik noch eine moralische Sache, noch etwas wie: der Wille zur Wirklichkeit. Oder der Wille zur Welt. *Er betrachtet Ferrer und sagt:* Die Mathematik selbst hat nämlich keinen Willen. *Er weist auf das Tor, durch das Pinzon wegging, und fährt fort:* Auf der anderen Seite finden wir das Ergreifen der Wahrheit bloß aus der einfach angemessenen Lage zum Gegenstand heraus. Das ist die Art der Leute, die nicht recht haben, sondern recht sind. Ich beschreibe das so. Wenn ich schräg vor einem Haus stehe, sehe ich ein schiefes Gebilde mit spitzen Winkeln; nichts anderes ist, was ich sehe. Erst denkend erblicke ich es als einen Würfel mit rechteckigen Wänden. Der aber gerade davor steht, wird nicht denken und kann doch nicht irren. Der Mensch ist auf einem Platz klug und ist auf dem anderen Platz dumm. Ich weiß nicht, an welchem Platz Don Roncos Lehen liegen.

Hieraus folgt mit aller Deutlichkeit: weder Klugheit noch Bildung eines Mannes sind Hinweise auf die Richtigkeit seiner Meinung. Die Bildung ist eine Mörtelkelle, mit der man Häuser bauen kann oder auch Mauern

um die Lehen des Don Ronco. Die Gelehrsamkeit ist willfährig und der Scharfsinn nicht mehr als ein gehorsamer Diener.

Es trifft mich nun minder schwer der Vorwurf, ich hätte versagt, die Wissenschaft habe mich abgelehnt. Gewiß, ich habe mich dem Urteil der Gelehrten unterworfen. Der Grund war aber nur: ich kannte sie nicht.

Verwunderung unter den Hörern.

COLUMBUS: Als mir jene Herren zu verstehen gaben, daß ich ein Ausländer sei, schwerfällig und ohne Demut, ließ mich dies jedesmal einer Tatsache gedenken, die ich sonst leicht vergesse, daran, daß ich von Haus aus ein Weber bin. Ein Weber, also einer, der seine besten Jahre mit Wollekämmen und Wollekrepeln und Schafvlieswaschen und Tuchprüfen verbracht hat; ein Mann, der einem Rock ansieht, ob sein Garn vom Schulterblatt stammt oder bloß von Schwanz und Füßen; ein Mann, der kurze und lange Fäden unterscheidet oder die vom Merino, die kurz sind, aber von edler Qualität.

HERNANDO: Ah, ah, ah! Ein Weber.

COLUMBUS: Wenn ich allerdings nun fortfahre, die Wolle meiner Gedanken zu kämmen, erklärt sich mir vieles. Es erklärt sich vor allem meine Ehrfurcht vor spanischen Universitäten. Ich kannte sie nicht. Es erklärt sich, daß ich so viel klüger bin als diese Leute. Mein Vater hat mich gelehrt, redlich Buch führen und die großen Gedanken nicht denken, ehe ich die kleinen gedacht. Er pflanzte mir einen kräftigen Sinn für das Neue ins Herz, welches keine Laune ist, sondern eine geschäftliche Notwendigkeit. Er erfüllte mich mit unendlichem Zutrauen zu der Vernunft, unter der ich verstehe, was ich vorhin Mathematik zuzüglich Willen zur Welt genannt habe. Ich habe der Rede des Don Ronco entnommen, daß er die Vernunft nicht liebt. Aber ich sage: was vernünftig ist, ist liebenswürdig.

Isabella gähnt.

COLUMBUS: Don Ronco hat die Frage aufgeworfen, ob die Erde rund sein solle. Meine Meinung ist: sie soll rund sein.

Isabella gähnt

COLUMBUS: Hohe Gnaden Eure Majestät: es ist eine kühne und gerechte Sache, für die ich bitte. Seid immerhin einsichtig.

HERNANDO: Abgelehnt. Schon abgelehnt.

PATILLAS: Abgelehnt in der Tat. Das Gutachten, meine Herren.

HERNANDO seine Urkunde nun endlich zum besten gebend: Gutachten über Christoph Columbus aus Genua, gegeben von drei Doktoren der Universität Salamanca im Februar vierzehnhundertzweiundneunzig. Christoph Colum-

bus wurde geprüft und mündlich angehört. Er legte der Kommission eine Menge Vermutungen vor von dem Anschein der Weisheit. Im Namen der Weisheit erklärt die Kommission: Christoph Columbus ist in Widerspruch mit aller überkommener Lehrmeinung, mithin nicht weise. Christoph Columbus ist in der Lage, tatsächliche Verhältnisse zu beeinflussen, mithin nicht weise. Christoph Columbus ist im Begriff, seine Kenntnisse unbedenklich zu verbreiten, mithin nicht weise. Er ist als grober Scherzmacher und Unfläter erkannt, ich füge aus dem Stegreif hinzu: sowie als Weber; der Sache nach ist er ein Schwärmer und bloßer Phantast. Er ist nicht sorgfältig und denkt mit dem Herzen. Seine Anträge sind ohne Sinn. Seine Anträge müssen aus Gründen der Gelehrsamkeit, der geistigen Gesittung und der Vernunft abgelehnt werden. Unterzeichnet: Dr. Hernando de Talavera. Dr. Ambrosio Maldonado. Dr. Vicente Ferrer.

MALDONADO tritt vor, die Königin anredend: Allerweiseste Herrscherin . . .

SANT ANGEL unterbrechend: Es ist genug geredet worden

7. Bild

Palast in Santa Fé. Gemach der Königin.

Isabella steht in einer Ecke, eine Hofdame schnürt ihr das Korsett auf. Sant Angel arbeitet.

ISABELLA: Ein Stück weiter, Herzogin. Bitte. Seid nicht immer so streng. Laßt mir doch noch ein bißchen Luft.

EINE HOFDAME kommt: Herr Christoph Columbus.

ISABELLA: Ah, kommt Ihr her. Helft mit.

Columbus kommt. Sant Angel empfängt ihn, verdeckt Isabella und die Hofdamen.

COLUMBUS: Ich sollt Euch danken. Ihr wolltet mir helfen. Aber ich dank Euch nicht, denn Ihr konntet mir nicht helfen.

SANT ANGEL: Rasch im Hoffen, rasch im Verzagen, Ihr kennt keine Behörden.

COLUMBUS: Was nennt Ihr rasch?

Die Hofdamen sind fertig und gehen ab.

SANT ANGEL: Hört, was ich Euch mitteile. Euer Plan . . .

ISABELLA: . . . hat den ganzen Beifall der Königin. Sich entsetzlich rekelnd: Gute Botschaft bringt man gern selbst.

COLUMBUS: Gute Botschaft. Dreibeiniger Kompaß, wieso?

ISABELLA: Ihr habt hinreißend geredet, mein Lieber. Hinreißend.

COLUMBUS: Majestät haben zu gähnen geruht.

ISABELLA: Ich hab nicht Euretwegen gegähnt, mein Lieber. Ich hab gegähnt, weil ich steif saß, viel zu eng geschnürt und mit eingeschlafenem Hinterteil. Etikette, mein Lieber. Mein Dasein ist ein Gähnen.

COLUMBUS: Ihr führtet diese Etikette ein.

ISABELLA: Oh, ich achte darauf, daß man sich an sie hält. Ihr müßt mich verstehen. Dies sind die Lebensgewohnheiten meiner edlen Granden. Es schmeichelt ihnen bis in ihr ausgetrocknetes Mark, wenn ich mich ihnen unterwerfe. Unser Abkommen ist so: ich bestimme die politischen Regeln, dafür lasse ich sie die gesellschaftlichen bestimmen. Das ist Politik. Den Leuten liegt oft mehr an ihren Hüten als an ihren Köpfen.

SANT ANGEL: Nur die Königin regiert in Spanien.

ISABELLA: Er lügt, ach, wie er lügt. Es gibt niemanden, der hier nicht regiert, das ist eine feine Monarchie. Oder irre ich mich, mein guter Sant Angel? Er hat mir dutzendmal in den Ohren gelegen wegen Eurer Sache. Aber wie es oft geht, man hat nicht immer Zeit. Übrigens mußte ich erst die Mauren besiegen. Der Krieg ist der Vater der Wissenschaft.

SANT ANGEL: Sein Tod macht sie reich.

ISABELLA: Nun gebt Euch zufrieden. Euer Antrag ist so gut wie genehmigt.

COLUMBUS: Ich frag fortwährend, was, wie ein Knabe. Warum, wenn Ihr ihnen nicht folgt, brachtet Ihr mich vor die Doktoren?

SANT ANGEL: Ihr verlangtet es.

COLUMBUS: Das war nicht klug.

SANT ANGEL: Doktoren sind Staatsweise. Sie dürfen nicht mehr sehen als der Staat, das heißt weniger als fast alle anderen Leute. Ihre Herzen sind die Ruinen, in denen die Eule der Weisheit wohnt.

ISABELLA: Nebenbei, Don Ronco war sehr gut. Ich kann ihn auf den Tod nicht ausstehn.

SANT ANGEL: Durch Doktoren allein entsteht nichts.

COLUMBUS: Wie denn?

SANT ANGEL: Hierfür erlaubt mir eine kleine ökonomische Abhandlung. Eine Rede nach meiner Art, eine Rede ohne schöne Stellen. Spanien führt seit siebenhundert Jahren einen Krieg gegen die Mauren, Wiedereroberung genannt. Es gibt in diesem Lande zwei Sorten von tätigen Leuten: Ritter, um die Mauren zu überwältigen, und Kleriker, um sie zu

bekehren oder zu verbrennen. Siebenhundert Jahre Heldenzeit, deren Erbe wir antreten müssen.

ISABELLA: Hyazinthen, Hyazinthen, Hyazinthen und kein Kohl. Ich hasse Spanien.

SANT ANGEL: Aus bestimmten, sehr dringenden Gründen haben wir uns entschließen müssen, zuerst die Juden und demnächst auch die Mauren des Landes zu verweisen. Das bedeutet: es wird nichts hergestellt. Nun hat aber vor einem Menschenalter der türkische Sultan Mehmed dem Kaiser Konstantin Konstantinopel weggenommen. Seither versperren die Türken den östlichen Weg nach Indien, sie kapern jedes zweite oder dritte Schiff. Das bedeutet: es wird nichts gehandelt. Und selbst wenn wir bis Alexandria durchkommen, sind wir auf die Dauer übel dran. Orientwaren sind gut und teuer, unsere sind schlecht und billig. Wir haben, kurzum, einen Überschuß an Ehre und einen großen Mangel an Geld.

COLUMBUS: Und wie weiter?

SANT ANGEL: Ihr könnt mir glauben, die wirtschaftliche Lage unseres ruhmreichen Gemeinwesens ist verzweifelt. Es gibt nur ein Gegenmittel.

ISABELLA: Gold.

SANT ANGEL: Gold ins Land gepumpt in ungeheuren Mengen.

COLUMBUS: Was verspricht Ihr Euch davon?

SANT ANGEL: Eine ungeheure Preissteigerung, Verbilligung des Geldes, Verteuerung aller Waren bis auf das Vierfache. Große Hilflosigkeit bei den Ungefügen, große Bewegung bei den Beweglichen. Geld verdienen werden die Seidenspinner in Andalusien, die Messerschmiede von Toledo, die Kaufleute zu Sevilla. Das sind Leute, die nützlich sind. Kein Geld verdienen werden die Hídalgos, die Grundherren, die Pfaffen. Das sind die Leute, die nicht nützlich sind. Es kann sein, daß es von den unnützen zu viele gibt und von den nützlichen zu wenig. Dann ist Spanien verloren. Dann wird das große Spanien ein Reich sein, in dem die Sonne nicht aufgeht, Ihr versteht, in dem es nie aufhört, Nacht zu sein. Aber kein Gedanke an morgen. Dem Heute dient eine enorme finanzielle Transaktion. Hierfür brauche ich Euch und Euern Plan. Man muß das Genie kommerzialisieren.

COLUMBUS mißtrauisch: Was verlangt Ihr?

ISABELLA: Ihr sollt Indien erobern und Gold holen, mein Lieber.

COLUMBUS: Ich bin kein Eroberer.

SANT ANGEL: Ihr seid ein Entdecker, also seid Ihr ein Eroberer.

COLUMBUS: Ich verachte Gold.

SANT ANGEL: Was wollt Ihr von mir?

COLUMBUS: Sechstausend Dukaten.

SANT ANGEL: Spanien ist ein sehr armes Land. *Er wühlt in seinen Dokumenten.*

Wenn es Euch beliebt: wir ernennen Euch zum Professor für Eure wissenschaftliche Leistung, wir machen Euch zum Herzog von Veraguas, weil Eure Rede die Königin erheiterte, wir befördern Euch zum Admiral der See, weil Ihr Euch auf Fragen der Schifffahrt trefflich versteht. Aber wofür sollten wir Euch sechstausend Dukaten geben? *Er nimmt einen bestimmten Zettel, den er geschrieben.* Im Ernst, Herr, Ihr müßt Euch denen unterwerfen, deren Ziele den Euren ähneln. [Keine Fackel trägt sich selber. Verlaßt Ihr Euch auf die Engel des Herrn? Die Engel sind uns keine Bundesgenossen, wie könnten Bundesgenossen Engel sein? Bedient Euch der Mittel, die Ihr findet. Laßt die Euch helfen gute Männer sein. Wollt. Ihr fordert Gold für Schiffe, wir . . .

COLUMBUS: Ihr?

SANT ANGEL: Schiffe voll Gold.

COLUMBUS *schüttelt heftig den Kopf und sagt*: Ihr sollt sie haben.

SANT ANGEL *übergibt einen Zettel an Isabella*: Eure Majestät, Ihr verfügt über sechstausend Dukaten aus den Einkünften der heiligen Polizei. *(Ab.)*

COLUMBUS *glücklich*: Eine neue Welt bring ich Euch her, jung und von feuchten Farben.

ISABELLA *bricht in ein trockenes Schluchzen aus*.

COLUMBUS: Gnädige Frau.

ISABELLA: Weg. Wollt Ihr mich erdrücken? Wer hieß Euch eine Welt ins Zimmer hereinbringen? Seht Ihr nicht, daß es zu eng ist? Spanien ist nicht groß genug, um Eure fürchterliche Last zu ertragen. O mein Spanien, wie ich es liebe.

COLUMBUS: Ihr liebt es?

ISABELLA: Bin ich nicht seine Königin? Es ist ungeheuer, was Ihr Euch herausnimmt, mir vorzuschlagen. Die Verantwortung ist mein, nicht wahr? Meine.

COLUMBUS: Ja. Das ist Eure Verantwortung.

ISABELLA: Ihr sagt es frech heraus. Ihr wollt mich erschrecken durch die Unverschämtheit Eures Plans. Es geht nicht um Geographie, nicht um Finanzen. Eine neue Zeit denkt Ihr aus dem Meer zu ziehen mit einer goldenen Angel. Don Ronco hat es ausgezeichnet dargelegt, und auch der Baron weiß es. Aber wie klingt das Wort Spanien in einer neuen Zeit?

COLUMBUS: Ihr seid bereits ein neuer Mensch, Majestät.

ISABELLA: Eine Patriotin, ihr Land verderbend.

COLUMBUS: Ihr seid eine Patriotin der neuen Zeit.

ISABELLA: Ach, mein Lieber. Ich habe die Etikette angenommen wegen der Granden, die Inquisition zugelassen wegen der Kardinäle, die Juden vertrieben wegen der Kaufleute und die Mauren wegen der Grundbesitzer. An meinem Hof werden die Charaktere geknackt wie die Flöhe. Und Don Ronco ist mein Sekretär. Ich bin die Königin von Spanien. Oh, ich wünschte, ich könnte in dieser neuen Zeit leben wie alle Länder, England, Frankreich, Italien auch. Ich hab eine englische Großmutter. Aber ich bin die Königin von Spanien. Ich kann's nicht. *Sie bekommt zu wenig Lust und macht daraus folgende Szene:* Die Stände, die Sitten, die Tugenden, die Gebräuche, die Ehre, der Glaube, die Tradition. Fischbein und immer Fischbein, bis sich der Busen rückentwickelt.

COLUMBUS: Eure Gedanken, Majestät . . .

ISABELLA: . . . erweisen sich als undurchführbar. Meine Taten erweisen sich als unrecht. Mein Verstand ist Engländer, mein Gewissen Spanier, sie schämen sich voreinander. Ich bin außer der Ordnung. Ich bin nicht ich. Dämmert es schon wieder? Gebt mir die Kerze herüber.

Columbus tut es.

ISABELLA: Ah, wie habt Ihr das gemacht? Wie habt Ihr das gemacht, was Ihr eben gemacht habt? Sagt, wie?

COLUMBUS: Ich nahm die Kerze und stellte sie hierher.

ISABELLA: Beneidenswert. Ihr nehmt sie und stelltet sie hierher. Man kann kein Licht von einem Tisch auf den anderen setzen, ohne sich zu einem Weltbild zu bekennen. Wie will ich Neues tun! Wie, solange ich eine Kerze noch so herübersetze? *Sie macht es, mit Grandezza.* Ich bin die Königin von Spanien.

COLUMBUS: Wir gehen alle mit alten Schuhen ins neue Leben.

ISABELLA weint wieder: Rettet mich, mein Lieber. Versprecht, daß Ihr mich rettet: vor der Geschichte. Ihr sollt mich loskaufen vor ihrem harten Spruche. Die spätern Zeiten werden nicht sagen: Isabella von Spanien, die die Mauren austrieb, oder Isabella, die mit der Inquisition begann. Sondern: die den Columbus geschickt hat, eine neue Zeit zu entdecken. Christoph Columbus' Isabella. Ihr seid nach Indien entlassen, Don Christoph.

COLUMBUS: Ich dank Euch, Majestät.

BILANZ DER SOWJETLITERATUR

Erster Bericht über den Moskauer Schriftstellerkongreß

Im Augenblick, da diese Zeilen geschrieben werden, ist wohl noch kaum jemand imstande, eine erschöpfende Darstellung dessen zu geben, was der Zweite Kongreß der Sowjetschriftsteller uns gebracht hat. Meine Bemerkungen wollen also als erster, andeutender Versuch einer solchen Berichtserstattung verstanden sein. Man vergegenwärtige sich das Ungewöhnliche des Ereignisses: 800 Schriftsteller aus insgesamt 83 Ländern (von denen 45 auf die verschiedenen Nationalitäten der Sowjetunion entfallen) waren in der Zeit vom 15. bis zum 26. Dezember des vergangenen Jahres zu täglichen, je acht Stunden dauernden Sitzungen versammelt. Zur Beratung standen Probleme aller Gattungen der Literatur, vom lyrischen Gedicht bis zum Filmdrehbuch und zur literarischen Übersetzung. Als Diskussionsstoff lagen buchstäblich Tausende von literarischen Werken vor: die Schöpfungen der anwesenden Schriftsteller und die Arbeiten der nicht als Delegierte gewählten oder in den letzten Jahren verstorbenen Kollegen. Die Erfahrung, die in diesen Werken niedergelegt war, verteilte sich auf einen Zeitraum von zwei Jahrzehnten. Wann ist, seit es eine Literatur gibt, ein solcher Stoff je vor einem solchen Forum in dieser Weise behandelt worden? Wer wollte sich unter diesen Umständen wundern, daß alle Teilnehmer noch ganz im Banne des Erlebten stehen, daß sie noch nicht imstande sind, ihre Eindrücke systematisch auszuwerten?

Die zwanzig Jahre, die hier auf ihr literarisches Ergebnis hin untersucht wurden, waren zudem Jahre gewesen, die sich von anderen Jahren durch eine besondere Ereignisfülle unterschieden. Die in Moskau versammelten Schriftsteller hatten, wie die Völker, die sie vertraten, ebenso schwere wie erhebende Zeiten durchgemacht, und da sie Künstler waren, mußten alle diese Ereignisse ihnen besonders lebendig sein. So kam es, daß die zwanzig Jahre dem ganzen Kongreß das Gepräge gaben, daß sie seinen Rhythmus bestimmten und daß sie ebensooft etwas schwer auf ihm lasteten wie sie ihm mit der ganzen Dynamik ihrer Inhalte Auftrieb gaben.

Das alles wirkte zusammen, um dieser großen Moskauer Beratung der Schriftsteller einen Verlauf zu geben, der etwas anders war, als man nach der vorausgegangenen Diskussion hätte erwarten können. Es zeigte sich, wie nötig eben diese Zusammenkunft, diese große Aussprache unter einem Dach war. Erst sie vermittelte dieser noch recht jungen Literaturbewegung – was sind denn, so betrachtet, zwanzig Jahre? – das richtige Selbstbewußtsein, ohne das Streit und Aussprache über Teilprobleme des künstlerischen Schaffens sich in Kleinigkeiten verloren hätten.

Einhundertvierzig Redner kamen in der Diskussion zu Wort – ungerechnet die ausländischen Gäste, die sich übrigens keineswegs nur als Gäste fühlten und mit ihren Reden (es waren ihrer mehrere Dutzend) frisch in die Debatte eingriffen. Weitere achtzig Redner standen noch auf der Liste, als die Aussprache am Ende des zehnten Kongreßtages auf einstimmigen Beschluß beendet wurde. Diesem lebendigen Interesse für die Aussprache auf dem Kongreß selber entsprach eine vielleicht noch lebhaftere Anteilnahme außerhalb der Mauern des Gewerkschaftshauses, in dessen „Säulensaal“ die Tagung stattfand. Die ganze Tagung war ständig besucht von Menschen aller Altersklassen und Berufsgruppen, jenen Glücklichen, denen es gelungen war, sich eine Tageskarte zu beschaffen. Die Zuhörerplätze waren ständig bis auf den letzten Platz gefüllt. In den Sitzungspausen, oft auch parallel zu den Sitzungen, waren die Delegierten zu Lesungen und Aussprachen in Moskauer Großbetriebe, Ämter, Institute und vor allem zu Studenten eingeladen. Man muß eine oder mehrere dieser Zusammenkünfte mitgemacht haben, um zu verstehen, was das eigentlich Besondere dieser Literatur ist: ihre Volksverbundenheit im tiefsten Sinne des Wortes, die ja nicht nur eine stets wiederholte Forderung an den sowjetischen Schriftsteller, sondern vielmehr das Ergebnis der Kunst des sozialistischen Realismus ist: ganz aus der Wirklichkeit und aus dem Leben der Zeitgenossen schöpfend, in die Zukunft blickend, die in den Zeitgenossen als persönliches Lebensziel schon vorgebildet ist, bringt diese Kunst, wo sie mit höchster Meisterschaft angewandt wird, Werke hervor, deren Gestalten von den Lesern als lebendige Gefährten empfunden und verstanden werden. Man muß ein Auditorium wie jene zweitausend Studenten in einem der schönen Säle der Moskauer Universität gesehen haben, diese jungen Menschen, die in lautloser Spannung dem Vortrag zweier Lyriker der Bürgerkriegsgeneration, Michail Swetlow und Alexander Besymenski, lauschten: alle schienen die Verse, die sie wohl längst auswendig wußten, im Innern mitzusprechen, ja manche formten die Worte lautlos mit den Lippen nach. Man muß so etwas miterlebt haben, um das Verantwortungsgefühl zu verstehen, mit dem der sowjetische Dichter und Schriftsteller zu Werke geht. Und dann wird einem auch klar, warum bei aller Schärfe, die die Auseinandersetzung oft annimmt, bei allen Meinungsverschiedenheiten in wichtigen Fragen,

doch niemals ein Zweifel an der Richtigkeit der Grundhaltung aufkommt, an der Auffassung des Verhältnisses von Dichter und Volk, von Dichtung und Wirklichkeit, von Kämpfertum und Parteilichkeit, kurz an all dem, was in dem Wortpaar „Sozialistischer Realismus“ enthalten ist.

Ich sagte schon, daß der Kongreß anders verlaufen ist, als man anzunehmen geneigt war. Im Novemberheft der „Neuen Deutschen Literatur“* habe ich zusammenfassend über den Stand der vorbereitenden Diskussion zum Kongreß berichtet. Mein Bericht umfaßte die Zeit bis Ende September. Die Diskussion nahm dann auf weiteren Landeskongressen, in Versammlungen und in der Presse ihren Fortgang. Nach alledem konnte man annehmen, daß der Kongreß die so begonnene Aussprache weiterführen und zu einem formalen Abschluß führen würde. Aber wer aufmerksam die letzte Etappe der Diskussion verfolgt hatte, konnte eine gewisse Diskussionsmüdigkeit feststellen. Es sah fast aus, als würden einzelne Fragen, wie man im Deutschen sagt, „zerredet“. In der „Literaturnaja Gaseta“ erschien ein boshaftes Epigramm: es sei höchste Zeit, daß der Kongreß beginne, damit endlich die Diskussion aufhöre. Dieses Urteil ist dann vom Kongreß bestätigt worden. Alexej Surkow konnte in seinem Einleitungsreferat über „Stand und Aufgaben der Sowjetliteratur“ sagen: „Unserem Kongreß ging in der Presse eine recht lebhafte Diskussion über den positiven Helden voraus. Diese Diskussion ist im Sande verlaufen...“ Tatsächlich hat keiner der einhundertvierzig Redner speziell zu diesem „Problem“ gesprochen, das sich in der vorbereitenden Diskussion so in den Vordergrund gedrängt hatte. Surkow gab auch die Erklärung dafür: die Diskussion war zu abstrakt, zu scholastisch geführt worden, die Teilnehmer hatten es versäumt, „dem Meinungsaustausch das reiche Material zugrunde zu legen, das unsere Literatur bereits angehäuft hat“.

Es war dem Kongreß vorbehalten, dies Versäumnis nachzuholen. In den Referaten und Korreferaten wurde das reiche literarische Material vor uns ausgebreitet, das in den vergangenen zwanzig Jahren entstanden ist. Allein schon die Aufzählung der wichtigsten Werke – und keiner der Referenten, ja fast keiner der Diskussionsredner, die meist entweder über eine besondere Literaturgattung oder über die Nationalliteratur ihres Volkes sprachen, konnte ohne solche Aufzählungen auskommen – ergab ein imponantes Bild. Die Gesamtheit der von immer neuen Standpunkten aus betrachteten Leistungen hatten auch dem Kongreß als Ganzem sein Gepräge gegeben. Es zeigte sich, daß man bis dahin einfach gar nicht recht gewußt hatte, was man an der Sowjetliteratur besaß, und daß das Geleistete, recht betrachtet, Antwort auf die meisten Fragen gab, die in der vorhergehenden Diskussion behandelt worden waren.

* Heft 11/54, Seite 111.

Die „Entdeckungen“ bezogen sich auf drei Gebiete: auf die russische Literatur, auf die Literatur der anderen Nationen der Sowjetunion und auf die fortschrittliche Literatur der Länder außerhalb des Sowjetstaates.

Über allen möglichen Teilfragen hatte man eigentlich bisher eine „Kleinigkeit“ überschen: daß nämlich in den Werken der Sowjetschriftsteller eine ganz neuartige Literatur, die beinahe aus dem Nichts angefangen hatte, zum Rang einer Weltliteratur aufgestiegen war, und dies in nur zwanzig Jahren. Ich sage „aus dem Nichts“ und meine damit jene ersten Jahre der Sowjetmacht, in denen sich – das haben wir heute fast vergessen – die literarische Bewegung auf dem Gebiet des ehemaligen Zarenreiches im Zustand des Zerfalls befand: die meisten noch lebenden Träger der alten russischen Tradition standen skeptisch oder wartend abseits, wenn sie der Revolution nicht gar den Rücken gekehrt hatten. Die damalige „Avantgarde“ stand im Banne kleinbürgerlicher, ultraradikaler und formalistischer Tendenzen. Der größte Teil der jungen Kräfte, die aus den befreiten Klassen zum literarischen Schaffen vordrängten, bewegte sich ebenso auf sektiererischen Bahnen, huldigte dem „Proletkult“. Die literarische Bewegung zerfiel in Gruppen und Cliques, die einander bis aufs Messer befehdeten. Es bedurfte einer langen, vorsorglichen, fast väterlichen Bemühung der revolutionären Partei, um diese disparaten Kräfte zusammenzuführen und ein ideologisches und ästhetisches Terrain abzustecken, auf dem sie in ständiger Auseinandersetzung weiterschreiten und zu einer einheitlichen Bewegung werden konnten. So betrachtet, hatte die Literatur, die mit dem Kongreß der Sowjetschriftsteller im Jahre 1934 zum erstenmal als Ganzes an die Öffentlichkeit trat, wirklich aus einem Nichts begonnen.

Und heute? In den Jahren 1945 bis 1953 sind in den Ländern außerhalb der Sowjetunion die Bücher von neunhundert sowjetischen Schriftstellern in vierundvierzig Fremdsprachen und in über neuntausend verschiedenen Ausgaben verbreitet worden. Allein in den Jahren 1951 bis 1953 erreichten die im Ausland erschienenen Werke der sowjetischen Belletristik eine Gesamtauflage von rund neunzig Millionen Exemplaren. Bedenken wir, daß es sich hier nicht um „Comics“, „Digests“ oder sonstige Schleuderware handelt, sondern um meist umfangreiche Bücher. So erscheint die Behauptung, daß diese junge Literatur in kurzer Zeit zu einer Weltliteratur geworden ist, als nicht übertrieben.

Wichtiger als die quantitative Ausbreitung der Sowjetliteratur in der ganzen Welt ist ihre qualitative Wirkung. Die Namen der großen, einprägsamen Figuren, die neben die weltbekannten Gestalten älterer großer Literaturwerke getreten sind, haben sich bei Millionen Lesern in der ganzen Welt eine Popularität erworben, die es fast mit Gulliver, Robinson und Don Quichote, jedenfalls aber mit den Helden der großen englischen, französischen, deutschen

und italienischen Romane des 19. Jahrhunderts aufnehmen kann. In allen Referaten und in vielen Diskussionsreden kehrten die Namen dieser Helden wieder, und jedesmal empfand man auch als „ausländischer Leser“, daß hier von Personen gesprochen wurde, die einen jeden unmittelbar angehen.

Neben diesem imposanten Bild der in russischer Sprache geschriebenen Sowjetliteratur, die auch heute noch unbestritten führend ist, trat die nicht minder imposante Demonstration dessen, was die anderen Nationen in den vergangenen zwanzig Jahren auf dem Gebiet der Schönen Literatur geleistet haben. Hier trifft das Wort von dem „Entstehen aus dem Nichts“ noch buchstäblicher zu. Am Präsidiumstisch des Kongresses saß neben den weißhaarigen „Alten“, die schon vor zwanzig Jahren, als noch der Graukopf Gorkis sie überragte, hier gesessen hatten, eine stattliche Reihe von Männern und Frauen, die sich schon durch ihre Haut- und Haarfarbe als jüngere Vertreter nichtrussischer Völker kenntlich machten. Ein großer Teil der heute in aller Welt verbreiteten Werke der Sowjetliteratur stammt bereits von ihnen. Die Gesänge und Balladen Turssun-Sadehs, Mirschakars und anderer mittelasiatischer und transkaukasischer Dichter sind heute in ganz Vorderasien und Indien so populär wie viele Romane der russischen Schriftsteller im Westen. Vor allem aber haben die Literaturen dieser Teile der Sowjetunion – zum erstenmal in ihrer Geschichte – eine Reihe hervorragender Prosawerke, Memoiren, Erzählungen und Romane hervorgebracht, die zu den großen Kunstwerken dieser zwanzig Jahre gehören. Mit Recht konnte Surkow in seinem Schlußwort rückblickend davon sprechen, daß diesmal im Verlaufe der Tagung Vertreter der Bruderliteraturen, wie der Ukrainer Mikola Bashan, der Tadshike Turssun-Sadeh, der Aserbaidshaner Ibrahimow, der Lette Vilis Lacis, nicht nur als reife Künstler vor ihren Kollegen Ausführungen machten, die sich allen tief eingeprägt haben, sondern daß diese Männer sich auch im Sessel des Vorsitzenden als überlegene Versammlungsleiter „wie zu Hause“ fühlten.

Schließlich brachte der Kongreß auch eine gewisse Überraschung hinsichtlich der Literaturen in den Ländern außerhalb der Sowjetunion. Auch aus diesen Ländern waren Männer und Frauen anwesend, deren Namen längst Weltgeltung haben, wie Pablo Neruda, Louis Aragon, Jorge Amado, Anna Seghers, Willi Bredel, wie der Pole Leon Kruczkowski, der Tscheche Jan Drda, die Chinesin Ding Ling. Sie alle machten kein Hehl daraus, daß sie ihre Entwicklung zu einer solchen weltweiten Wirkung dem entscheidenden Einfluß der sowjetischen Literatur und der Methode des Sozialistischen Realismus verdanken. Sie alle beteiligten sich an der Erörterung schöpferischer Fragen, und es wurde hier wohl zum erstenmal ausgesprochen und ausführlich begründet, daß und warum erst die Methode des Sozialistischen Realismus dem fortschrittlichen Schriftsteller auch in den kapitalistischen Ländern eine

wirkliche, tiefe und umfassende Erschließung der Wirklichkeit und damit eine große künstlerische Darstellung ermöglicht. Gleichzeitig wurden die sowjetischen Schriftsteller aufgefordert, aus den Leistungen der fortschrittlichen Schriftsteller des Westens zu lernen.

Hinter diesen drei großen Momenten, die den ganzen Kongreß beherrschten und das eigentlich Bleibende und Wesentliche sind, trat die Erörterung von Problemen, wie sie in der vorhergehenden Diskussion aufgeworfen worden waren, zurück. Der eine oder andere Redner kam auf sie zu sprechen, aber das geschah doch meist im Vorübergehen, jedenfalls ergab sich keine kontinuierliche Diskussion über diese Fragen. Ich sagte schon, daß Surkow vom „Versickern der Diskussion“ über den positiven Helden gesprochen hatte. Er selbst zeigte dann, wie man wirklich an diese Frage herankommen könne. Von den Gestalten der in den letzten zwei Jahrzehnten populär gewordenen Werke der Sowjetliteratur sind viele für die Masse der Leser, besonders für die Jugend, zweifellos zu richtigen „Helden“ geworden. Sehen wir näher hin, um welche Figuren es sich dabei handelt, so finden wir, daß weder Ostrowskis Pavel Kortschagin noch Gaidars Timur irgendwelche „idealen“ sowjetischen Musterknaben sind; und unter den vielen, von Fadejew so plastisch gezeichneten Mitgliedern der „Jungen Garde“ sind es gerade solche gar nicht „idealen“, vielmehr recht problematischen, aber starken und tief menschlichen Charaktere wie Serjoscha Tjulenin und Ljuba Schewzowa, die das Herz der Leser am stärksten bewegen. Solche Charaktere im Leben, in der Wirklichkeit aufzufinden und sie zu Trägern einer mit der revolutionären Entwicklung vorwärtsschreitenden Handlung zu machen, das ist ein besseres „Rezept“ als das Abwägen oder Abmessen verschiedener Dosen positiver oder negativer Eigenschaften, wie sie in der vorbereitenden Diskussion immer wieder vorgeschlagen wurde.

Unter die Diskussion über die sogenannte „Konfliktlosigkeit“ setzte Alexander Fadejew einen Schlußstrich, als er, vom lebhaften Beifall unterstützt, davor warnte, sich dieser „Theorie“ als Entschuldigung für mißlungene Werke zu bedienen. Nicht, daß irgend jemand einmal diese Theorie vertreten hat, ist schuld daran, daß gar zu viele Romane und sogar Theaterstücke der letzten Jahre den großen und kleinen Konflikten aus dem Wege gegangen sind, die auch das vorwärtsschreitende Leben der Sowjetunion in sich birgt. Die meisten Autoren solcher Bücher, in denen die Handlung von einer idealen Situation zur anderen glatt abläuft, haben gar nichts davon geahnt, daß es eine solche Theorie gab. Sie waren einfach lebensfremd, sie standen nicht als eingreifende Kämpfer in der Wirklichkeit und kannten daher diese Konflikte ihrer Zeitgenossen gar nicht. Andere wieder, die diese Konflikte wohl kannten und sahen, umgingen sie, weil es ihnen an einer klaren und begründeten Vorstellung von der Tendenz der allgemeinen Entwicklung fehlte, so daß sie

keine richtige kritische Stellung zu den Konflikten finden und keine wirklichkeitsnahen, verständlichen Lösungen geben konnten.

Der Kongreß hat weder zu den Berichten noch zu irgend einer Streitfrage Resolutionen angenommen. Sein äußeres Resultat waren ein Brief an das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der Sowjetunion (als Antwort auf den Brief des Zentralkomitees an den Kongreß, mit dessen Verlesung die Tagung begann), die Annahme eines neuen Statuts und die Neuwahl des Vorstandes, der dann seinerseits das Präsidium und das Sekretariat der Verbandsleitung wählte. Wer also von diesem Kongreß die Lösung detaillierter Probleme des künstlerischen Schaffens, Rezepte oder Anweisungen erwartet hat, wird enttäuscht sein. Unausgesprochen enthält der ganze Verlauf des Kongresses auf diese Fragen die allgemeine Antwort, daß es nicht Sache eines Kongresses und auch nicht Sache des Verbandes sein kann, in einzelne Fragen der Thematik und des Stils lenkend einzugreifen. Es war durchaus nicht als Resignation gemeint, wenn Surkow schon in seinem Einleitungsreferat sagte: „Wie die Erfahrungen unserer Literatur zeigen, hängt es in der Regel nicht von der ‚lenkenden‘ Einwirkung des Schriftstellerverbandes und nicht von den Propagierungsversuchen der Kritik ab, sondern einzig und allein vom Charakter des Werkes selbst, von seinen ideologischen und künstlerischen Werten, ob es einem Buch gelingt, aus dem allgemeinen Strom der literarischen Werke in den Kreis der ‚Lieblingsbücher‘ zu gelangen. Wenn ein Buch den Hoffnungen des Lesers nicht entspricht, kann keine Kraft ihm dazu verhelfen, sich unter den ‚unvergänglichen Schätzen‘ zu behaupten.“

Statt Rezepte in Teilfragen zu geben, hat der Kongreß – teilweise auch ohne es direkt auszusprechen – Forderungen ganz allgemeiner Art an den Schriftsteller, gewisse Hinweise für sein Verhalten zum Leben und zur Kunst aufgestellt. Durch alle Reden, gerade der älteren, führenden Schriftsteller, ging der Gedanke: Hören wir auf, einander so sehr auf die Federn zu gucken und uns im einzelnen zu kritisieren. Lernen wir einander richtig lesen, einführend lesen, bezeigen wir dem anderen, als einem erfahrenen Schriftsteller, mehr Duldsamkeit in allen Fragen, die Einzelheiten betreffen, ohne dabei in den großen Fragen unserer gemeinsamen Weltanschauung irgendwelche Konzessionen zu machen.

Es gab also auf dem Kongreß, entgegen manchen Erwartungen, kein „Problem Ehrenburg“, und kein „Problem Panowa“. Ehrenburg selbst sagte in seiner Rede (die übrigens enttäuschte, weil sie gar zu flüchtig über viele Dinge hinwegging), er sei sich der Mängel seiner Erzählung „Wenn das Eis bricht“ durchaus bewußt – wenn er auch diese Mängel an anderen Stellen sehe als seine Kritiker –, und versprach, bei seiner nächsten Arbeit „einen Schritt vorwärts zu tun“. Wenn der Kongreß es also ablehnte, Urteile über einzelne Werke und ihre Tendenzen zu fällen, soweit es sich um künstlerische Fragen

handelte, so war er andererseits einmütig in der Ablehnung aller Äußerungen, die einen unernsten und cliquenmäßigen Charakter trugen. Eine solche, ziemlich streng ausfallende Zurückweisung mußte sich Scholochow für einige Stellen seiner anfangs mit großem Beifall aufgenommenen Rede gefallen lassen. Der populäre Dichter hatte sich gegen den Mißbrauch gewandt, der seiner Meinung nach mit der Verleihung von Stalinpreisen getrieben worden war, und im allgemeinen von einer Verkleinerung der Maßstäbe, einer Senkung der Ansprüche gesprochen, in denen er den Hauptgrund für ein allgemeines Absinken des literarischen Niveaus in den letzten Jahren sah. Hierbei fand er die Unterstützung der großen Mehrheit des Kongresses, wobei er allerdings darauf aufmerksam gemacht wurde, daß er etwas zu schwarz male und daß gerade diese selben letzten Jahre eine Reihe hervorragender, anerkannter Werke hervorgebracht haben. Als Scholochow dann aber, statt konkrete Beispiele für seine Kritik zu geben, kleinliche und beinahe gehässige Angriffe gegen Schriftsteller wie Konstantin Simonow, Ilja Ehrenburg oder den Kritiker Rjurikow vorbrachte, stieß er auf lebhaften Widerspruch. Ähnlich ging es dem begabten Reportage-Schriftsteller Owetschkin, als er in etwas demagogischer Weise die Existenz des Schriftstellerwohnhauses in Moskau und der Schriftstellersiedlung Peredjelkino für die „Lebensfremdheit“ und „Wirklichkeitsferne“ mancher Schriftsteller verantwortlich machen wollte. Diese kleinen Kontroversen fast moralischer Art waren übrigens die einzigen „Sensationen“ des Kongresses, wenn man nicht die satirische Wandzeitung dazu rechnen will, die an einer Wand des Foyers angebracht war und jeden Tag ihren Inhalt wechselte. Auf diesen großen Blättern mit schwungvoll gezeichneten Karikaturen ging es allerdings heftig zu. Da gab es keine Autoritäten und keine Würden, da flogen die Federn in jedem Sinne. Und wenn es im Saal, dem großen Ereignis entsprechend, im ganzen recht feierlich zuging, so kamen hier im Vorraum, genährt durch endlose Gespräche in den Wandelgängen, Humor, Witz und kollegiale Bosheit zu voller Geltung.

Was in den einzelnen Referaten und Reden des Kongresses an klugen Urteilen und Gedanken vorgebracht worden ist, läßt sich heute einfach noch nicht völlig übersehen. Jeder Teilnehmer fühlt deutlich, daß es mehr ist als die Erinnerung ihm nach dem Anhören von fast zweihundert Reden aufbewahrt hat. Wir werden jedenfalls noch mehr als einmal auf die Ergebnisse dieses Kongresses zurückzugreifen haben.

EIN MOSKAUER WUNDER

Wir saßen auf dem Kongreß, hörten gespannt zu und machten uns Notizen. Es war nicht immer leicht, sich täglich zehn Stunden und mehr Konzentrationsfähig zu halten. Nicht, daß es langweilig gewesen wäre, aber der Mensch scheint eben nicht für zehntägige Sitzungen eingerichtet zu sein. Gestehen wir also, daß wir zwischendurch einmal dachten, unsere Ohren seien jetzt vom Kopfhörer so glatt an den Kopf gepreßt, wie wir uns das als Junge immer gewünscht hatten, wenn der Dorflehrer sie abwechselnd als Handgriffe benutzte, um uns mit der anderen Hand nachdrücklichst eine Mauschelle geben zu können. Einmal kam uns der Gedanke, wenigstens während eines Kongreßtages zusammenzuzählen, wie oft das Wort Literatur vorkam. Einen anderen Tag zwackte uns der Wunsch, einmal die Menschen sehen zu dürfen, die diese Literatur, von der so viele Tage lang die Rede war, benötigen und verbrauchen.

Wir hatten schon beobachtet, daß jeder Taxifahrer in Moskau ein Buch bei sich hatte. Es war nicht immer ein Fachbuch. Es waren Romane und zweimal sogar Gedichte. Wir hatten auch schon die Leute in der Metro beobachtet, die nicht wie bei uns eine Aktentasche, sondern ein Kofferchen bei sich trugen. In einem solchen Kofferchen steckten unter anderem stets zwei, drei Bücher. Die Bücher wurden gelesen, ob man einen Sitzplatz hatte oder nicht. Eines der Kofferchen sahen wir auch im Gorki-Institut. Wir besuchten dort das Lyrik-Seminar, das Eugen Dolmatowski leitet. Eine angehende Dichterin, die eben erst die Oberschule absolviert hatte, trug ihre neuesten Arbeiten vor. Das bewußte Kofferchen stand, einen Schlitz breit geöffnet, vor ihr auf dem Tisch. Das Mädchen sagte etwa zwanzig Minuten eigene Verse auf, ohne sie abzulesen. Sein Blick war dabei auf das Kofferchen gerichtet, in dem die Manuskripte gelegen haben mögen. Wir hatten auch das etwa fünfzehnjährige Mädchen im Großen Theater beobachtet: Sobald ein Akt zu Ende war, setzte es sich abseits und vertiefte sich in eine Lektüre. In diesem Falle war es ein wissenschaftliches Buch. Unsere Bewunderung nahm von Beobachtung zu Beobachtung zu.

Während einer Abendsitzung winkte uns unser Betreuer, der liebe Genosse Steshenski, aus dem Kolonnensaal. Es sollte eine Schriftstellerdelegation in die neue Universität auf den Leninbergen fahren. Wir sollten mit. Zunächst hatten wir keine Zeit, uns diesen Riesenbau anzusehen. Die Veranstaltung sollte beginnen. Man wartete nur noch auf Scholochow. Die Studenten aus aller Welt, die sich versammelt hatten, wurden unruhig. Sie klatschten. Es war ein Rauschen wie von einem großen Wasserfall. Da begannen auch wir im Nebenraum unruhig auf dem Stuhle hin und her zu rutschen. Endlich kam Scholochow. Die Schriftstellerdelegation ging zur Bühne des Veranstaltungsraumes. Es war schlecht zu schätzen, wieviel Studenten auf die Schriftsteller warteten. Es mögen 1500, es mögen 2000 gewesen sein. Sie saßen in jeder Nische, auf jedem Vorsprung und auf den Säulensockeln. Das hatten wir bisher nur auf Bildern gesehen, die Majakowski bei Lesungen zeigten.

Als der erste sowjetische Kollege zum Rednerpult ging, mußte er des Beifalls wegen lange warten, ehe er sein erstes Gedicht sagen konnte. Dem zweiten und dem dritten erging es nicht anders. Wir schauten uns die Gesichter im Saal an. Soweit wir blicken konnten, kein gelangweiltes, uninteressiertes Gesicht. Ja, wir nahmen wahr, wie sich die Lippen der zuhörenden Studenten bewegten, mitsagend bewegten. Es war, als sprächen alle im Saal leise das Gedicht mit, oder als ob alle leise vor sich hin sängen. Am Rednerpult aber stand der Vorsänger.

Die Dichter konnten nicht einfach aufhören, wenn sie es für nötig erachteten. Man rief ihnen Titel von bestimmten Gedichten zu, und sie mußten wohl oder übel unter Beifallsstürmen das Gewünschte vortragen. Unzählige Zettel mit Anfragen und Wünschen wanderten zur Bühne. Vor Scholochow lag ein ganzer Berg davon. Als Scholochow ans Pult trat, beklagte er sich scherzhaft, daß ihn die Lyriker in eine schlechte Position gedrängt hätten. Er benutzte diesen Scherz, um schnellstens wieder abtreten zu können. Als jedoch die Veranstaltung danach zu Ende ging, stürmten die Studenten die Bühne. Scholochow flüchtete in den Nebenraum, in dem wir zuvor gegessen hatten. Im Nu war dieser Raum von Studenten gefüllt. Sie baten Scholochow, mehr zu sagen, aber in dieser Bedrängnis wäre es ihm beim besten Willen nicht möglich gewesen. Man hatte Mühe, ihn aus der „Umklammerung“ zu befreien.

Da wußten wir, wie die Sowjetjugend ihre Dichter und Schriftsteller liebt. Der Wunsch blieb in uns zurück, auch einmal vor einem so begeisterten, literaturfreudigen Publikum sprechen zu dürfen.

Einige Tage später wurde die deutsche Schriftstellerdelegation zur deutschen Fakultät des Instituts für Fremdsprachen eingeladen. Anna Seghers war verhindert, und wir hatten uns durch besondere Umstände verspätet. Auf der Hotelterrasse kamen uns zwei junge Leute entgegen. Sie waren aufgeregt:

„Kommen Sie doch bitte. Vierhundert Studenten warten seit einer halben Stunde auf Sie. Inzwischen vertreiben sie sich die Zeit mit Singen!“ Wir schauten uns betroffen an und fuhren sogleich los. Im Institut, einem älteren Gebäude, erhob sich freudiges Gemurmel, als wir uns dem Saale näherten, in dem die Veranstaltung stattfinden sollte. Wir gingen durch ein Spalier Beifall klatschender Studenten und erreichten durch verwinkelte Korridore die Bühne. Als wir in den Saal schauten, sahen wir uns einer ähnlichen Situation gegenüber wie vor einigen Tagen in der Universität: offene, fröhliche, begeisterte Gesichter.

Willi Bredels humorvolle Rede wurde des öfteren vom Beifallklatschen der Zuhörer unterbrochen. Als Stefan Heym sprach, sah man ihm an, wie gerührt er vom herzlichen Empfang war. Schon im Auto auf der Hinfahrt hatten sich die jungen Leute erkundigt, ob wir als Prosaschreiber nicht vielleicht doch ein heimlich gemachtes Gedicht bei uns hätten. Wir mußten verneinen. Während des Nachmittags, den wir im Institut verbrachten, stellte sich heraus, daß die Studenten zumindest alles gelesen hatten, was Willi Bredel geschrieben hat. Sie fragten ihn über einzelne Figuren aus und wollten wissen, was er die letzte Zeit gearbeitet habe. Auch Stefan Heyms „Kreuzfahrer von heute“ kannten sie. Nicht lange, und auch vor uns auf dem Tisch wuchsen Zettelhäufchen an. Sonderwünsche und Anfragen. Man hätte einfach alles wissen müssen. Wie die jungen Autoren in der Deutschen Demokratischen Republik arbeiten, wußten wir. Schwieriger wurde es schon, als wir umfassende Auskünfte über die Theatersituation bei uns geben sollten. Da schob jeder von uns die erschöpfende Auskunft an den anderen ab. Welche sowjetischen Filme sind in der Deutschen Demokratischen Republik am beliebtesten, welche Filmschauspieler sieht man gern? Wir kamen in arge Bedrängnis und mußten zugeben, daß wir schlechte Kinogänger seien. Und da wirklich keiner von uns mit einem Gedicht aufwarten konnte, trug schließlich die Assistentin, Veronika Horwat, ein Gedicht vor, das sie auf Willi Bredel verfaßt hatte.

Genau wie wir es einige Tage zuvor in der Universität erlebt hatten, wurde am Schluß der Veranstaltung die Bühne gestürmt, obwohl wir uns doch nun wirklich nicht wie Scholochow „aus der Schlinge“ gezogen hatten. Wir mußten unsere Namen in Notizbücher oder in mitgebrachte Bücher schreiben, und ein Chor sang uns Lieder von Brecht und Becher mit den Melodien von Hans Eisler vor. Wir vergaßen völlig, daß wir nicht daheim waren und daß die jungen Menschen; die zum Teil fließend Deutsch sprachen, junge Menschen aus verschiedenen Ländern der Sowjetunion waren, die uns aus unseren Arbeiten genauso kannten wie ihre sowjetischen Schriftsteller. Unser Wunsch, den wir seit einigen Tagen in uns trugen, war in Erfüllung gegangen – in Moskau in Erfüllung gegangen.

DIE KLEINE FORM

Deutsche Anekdoten aus vier Jahrhunderten

Vor einigen Monaten – im Augustheft 1954 – beschäftigten wir uns mit einem der „vernachlässigten Genres“, über die vor und auf unserem Schriftstellerkongreß diskutiert werden soll: mit der literarischen Reportage (und ihrer Schwester, der Skizze). Heute setzen wir diese Bemühung fort, indem wir einen guten Teil dieses Heftes der kleinen Form, insbesondere der Anekdote, widmen.

Wieder bringen wir Beispiele aus mehreren Jahrhunderten deutscher Literaturgeschichte. Und wieder ist unsere Auswahl notgedrungenermaßen fragmentarisch und willkürlich, mit der Einschränkung freilich, daß auch diesmal durch charakteristische Proben die Entwicklungslinie der anekdotischen Kurzgeschichte und ihrer Verwandten (des Schwanks, der pointierten Glosse, der kleinen Kalendergeschichte u. ä.) angedeutet wird: von ihren frühen Erscheinungsformen, etwa einer Eulenspiegelei aus des Barfüßerpredigers Johannes Pauli Sammlung „Schimpff und Ernst – 700 ernstliche und kurtzweilige exempel, paraboli und historien zur besserung des menschen“, Anno 1522, oder den Geschichtchen seiner nur um wenig jüngeren literarischen Kollegen Jörg Wickram (der das „Rollwagenbüchlein“ schrieb) und Johannes Kirchhof (von dem der „Wendunmuth“ stammt) bis zu den Meisterstücken klassischer Anekdotenliteratur von Kleist und Hebel und den Proben aus dem Schaffen der Heutigen.

Obwohl die Anekdote eine lange Tradition in der deutschen Literatur besitzt, hat man sich mit ihrer „Theorie“ noch wenig beschäftigt. Auch muß festgestellt werden, daß die Kunst des Anekdotenschreibens seit Kleist und Hebel in Verfall geraten ist und Leser wie Schriftsteller sich daran gewöhnt haben, in der Anekdote nur noch ein Mittelding zwischen Schwank und Witz, zumeist ein unterhaltsames Histörchen über eine mehr oder weniger berühmte Persönlichkeit zu sehen. Um so nötiger scheint es, die Anekdote in ihrer ursprünglichen Bedeutung wiederherzustellen: als pointiert vorgetragene, merkwürdige – das ist: des Merkens würdige – kurze Geschichte, welche Vorgänge, Verhaltensweisen und Charaktere gewissermaßen blitzartig erhellet, dergestalt daß die Mit- und Nachwelt den Kern eines Menschen, die Quintessenz einer historischen oder persönlichen Situation, den Herzpunkt eines gesellschaftlichen Zustandes präsentiert bekommt. Dabei ist die Skala der Ausdrucksmittel, die dem Anekdotenschreiber zur Verfügung steht, ebenso unbegrenzt, wie der Raum, auf dem er sie zur Geltung bringen muß, begrenzt ist; er kann pathetisch oder ironisch, heiß oder kalt sein, Mitgefühl oder Furcht oder Lachen erregen – nur Weitschweifigkeit und Verschwommenheit sind ihm verwehrt.

„Eine Anekdote“, sagt Börne, „darf nie zu Fuß gehen, sie muß sich zu Pferde setzen und im Galopp davonreiten.“ Dem widerspricht durchaus nicht

die Tatsache, daß der Anekdotenschreiber sich bisweilen kunstvoller langer Perioden bedient; in dem Gegensatz zwischen der gedrängten Kürze des Erzählten und dem weitläufigen Bau der wenigen Sätze liegt vielmehr eine zusätzliche, beinahe möchte man sagen: elektrische Spannung, die den Genuß am Vortrag (denn auch die gelesene Anekdote wird gleichsam mit dem inneren Ohr gehört) erheblich zu erhöhen vermag.

Betrachtungen über die Anekdote, Buchbesprechungen, Aphorismen und Glossen in allen Teilen dieses Heftes sollen auch diesmal andeuten, von wieviel Seiten her sich das Thema „Die kleine Form“ beleuchten und diskutieren läßt.

fcw

Arnold Zweig

ÜBER DIE ANEKDOTE

Die Anekdote, wie sie seit Jahrhunderten in allen europäischen Sprachen beheimatet ist, stellt die kürzeste Form erzählender Prosa dar. Sie berichtet aufs geschliffenste einen Vorgang oder ein Ereignis, das im besten Falle den für Jahrzehnte gültigen Ausdruck eines gesellschaftlichen Symptoms oder Symbols zusammenfaßt, die Essenz dessen, was endlich einmal ausgesprochen wird, um diese Vergangenheit oder Gegenwart zu beleuchten. Besonders aus dem 18. Jahrhundert, und zwar von seinem Beginn bis zu seinem Ende, hat uns französischer Geist und das Verlöschen der feudalen Vorrechte Anekdotensammlungen geschenkt, die auch noch als Übersetzungen ihren Juwelen-Charakter behalten. Keiner der großen Epiker, von Voltaire bis Balzac, kann mit den Unbekannten konkurrieren, denen wir sie verdanken. Selbstverständlich kann eine solche Anekdote nicht weit-schweifig sein, muß sich aller Kommentare enthalten, darf sich aber histo-rischer Personen bedienen, mit denen sie lange im Gedächtnis der Nachwelt haftet. Das ist auch dann der Fall, wenn sie als Kern eine Fälschung zum Vortrag bringt, wie die berühmte Anekdote von Friedrich II. und dem Müller von Sanssouci. Sie ist ihrem Wesen nach anonym, sehr selten verbindet man einen literarischen Verfassernamen mit einer Anekdotensammlung; in unserer Literatur besitzen wir in Heinrich von Kleist und Johann Peter Hebel, dem Verfasser des „Schatzkästleins des rheinischen Hausfreundes“, solche Klassiker. Unter den neuesten haben Bertolt Brecht mit seinen „Kalendergeschichten“ und F. C. Weiskopf mit seinem „Anekdotenbuch“ jene schöne Tradition für die Gegenwart gerettet – seien wir ihnen dankbar dafür! Denn Anekdoten pflegen das Ende gesellschaftlicher Epochen zu schmücken, wenn Zeit genug vorhanden ist, um sie zu schleifen, und Sinn für die Kunst und Lust des gedrängten mündlichen Erzählens. In aufgeregten

Läuften gehen sie unter und werden durch den Witz ersetzt – jenen Witz, der blitzartig eine ganze Krise durchsichtig macht. Wie zum Beispiel jener, mit dem wir diese kleine Bemerkung abschließen wollen: Als nach dem Machtantritt der braunen Barbarei ein Besucher unseren großen Berliner Maler Max Liebermann fragte, wie es ihm denn nun gehe, blickte der ehemalige Präsident der Akademie der Künste den Frager prüfend an und antwortete: „Man kann gar nicht so viel fressen, wie man kotzen möchte!“ Womit wohl alles ausgedrückt ist, was ein Vertreter der letzten bürgerlichen deutschen Kultur zum „tausendjährigen Reich“ zu bemerken hatte.

DER BILLIGERE FRIEDEN

Einmal zog man mit großen Büchsen und vielen Gewehren in einen Krieg, wie es denn Gebrauch ist. Da stand ein Narr am Straßenrand und fragte: „Was tut man im Krieg?“

Sie sprachen: „Man verbrennt Dörfer und gewinnt Städte; man verdirbt Wein und Korn und schlägt einander tot.“

Da sprach der Narr: „Warum geschieht das?“

Da hieß es: „Nun, um Frieden zu machen!“

Der Narr sprach: „Es wäre besser, man würde vorher Frieden machen, damit solcher Schaden vermieden würde. Es scheint, daß ich klüger bin als ihr tapferen Herren. Wenn es auf mich ankäme, würd' ich den Frieden vorher schließen und nicht erst, wenn der Schade geschehen ist.“

Johannes Pauli (1455–1530)

DER GESCHEITERE

Einmal fuhr ein mächtiges Schiff mit viel Gut und Schätzen beladen über das Meer. Da erhob sich ein wilder Sturm, so daß alle glaubten, ertrinken und sterben zu müssen. Auf dem Deck befand sich ein grober, einfältiger Bayer. Als er hörte, daß das Ende nahe sei, machte er sich über seinen ledernen Sack her, nahm eine dicke Scheibe Brot und bestreute sie mit Salz. Die aß er nun in aller Ruhe und ließ die Mitfahrenden Gott und alle Heiligen anrufen.

Wie nun der Sturm verbrauchte und alle Mannschaft wieder zur Ruhe kam, fragte einer den Bayer, weshalb er so ruhig geblieben sei? Er antwortete:

„Als ich von Euch hörte, daß wir ersaufen und verenden sollten, nahm ich eine tüchtige Portion Salz und Brot, damit mir ein solcher Riesenschluck nicht zu übel munden möchte.“

Da hatte er die Lacher auf seiner Seite.

Jörg Wickram (1520—1562)

AUS DEM „WENDUNMUTH“

Leopold, weiland ein Herzog von Österreich, hielt mit seinen Obersten und Gewaltigen Rat, über welchen Paß er am besten und füglichsten in das Land Schweiz kommen möchte, das er zu bekriegen gedachte. Da ihm sein Narr immer wie ein Hündlein auf den Fersen war, kam er auch in den Rat. Der Herzog fragte ihn, wie ihm der Handel gefalle. „Sehr übel“, sagte der Narr. „Deine Feldherren sagen dir, wie du ins Land hineinkommst, aber von keinem höre ich, wie du wieder herauskommen kannst.“

Da lachten die Herren, und der Krieg begann. Sie kamen ins Land, aber fast keiner kam wieder heraus.

Hans Wilhelm Kirchhof (1525—1603)

DER WOHLGEPRÜGELTE TRABANT

Als ich in Florenz war, hat es sich begeben, daß ein großer Hecht einen Fuchs bei dem Rachen erwischt und so stark gehalten hat, daß sie beide von einem Bauern gefangen worden. Der Bauer wollte solchen Fang dem Herzog als eine seltene Begebenheit weisen, konnte aber nicht vorkommen als durch Versprechen, er wolle dem Trabanten die Hälfte verhoffter Beschenkung abgeben.

Der Herzog wunderte sich ob der Sache und befahl, ihm 100 Kronen zu verehren. Der Bauer bedankte sich und bat, man wolle ihm auch 100 Streiche mit einem Prügel geben. Der Herzog fragte, warum er das begehrte? Er erzählte, daß dem Trabanten die Hälfte der Verehrung zukommen sollte, und solche Schläge vermeine er dem Trabanten zuzuwenden. Der Herzog ließ dem Bauern das Geld und dem Trabanten die Stöße zustellen, wie begehrt.

Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen (1622—1676)

DAS EBENBILD

Ein gewisser Mensch wollte sich malen lassen. Ein jeder will einmal in seinem Leben gemalt sein. Es ist der Eigenliebe eigentümlich, daß sie Ebenbilder liebt. Diese Kunst, welche uns abmalet, scheint uns auch

zu vervielfältigen. Das ist nicht unsere einzige Torheit. Als das Ebenbild fertig war, wollte unser Mann das Urtheil seiner Freunde, in der Malerei erfahrener Leute, darüber vernehmen. „Betrachtet es“, sagte er, „und seht, ob ich getroffen bin und ob es meine Gestalt ist.“

„Gut“, sagte der eine, „man hat Euch schwarz gemalt und Ihr seid doch weiß!“ – Der andere sprach: „Was für ein verdrehtes Maul!“ – „Die Nase steht nicht am rechten Orte“, setzte ein dritter hinzu. „Ich möchte wohl wissen, ob Ihr solche kleine und finstre Augen habt? Und wozu dienen denn diese Schatten? Kurz, Ihr seid es nicht, es muß ganz anders gemalt werden!“

Der Maler schreit vergebens dawider; umsonst ärgert er sich. Auf diesen Ratschluß muß er wieder anfangen zu malen. Er arbeitet und verbessert; es gelingt nach seinen genommenen Maßregeln, und er wollte dieses Mal sein ganzes Vermögen draufsetzen, daß es vollkommen getroffen wäre. Die Kenner werden wieder zusammen berufen, und sie verdammen noch einmal das ganze Stück. „Das Gesicht“, heißt es, „ist zu lang, die Backen sind eingefallen, die Haut ist runzlig; Ihr seid schmutzig und wie ein Mann von sechzig Jahren gemalt, und ohne Schmeichelei, Ihr seid jung und schön.“

„Nun gut“, sagte der Maler, „ich muß es noch einmal machen. Ich verspreche es Euch recht zu machen, oder ich will meinen Pinsel darüber verbrennen.“ Als die Kenner weg waren, sagte der Maler zu dem, der sich malen ließ: „Wenn ich Eure Freunde bei ihrem rechten Namen nennen darf, so sage ich Euch, daß sie privilegierte Unwissende sind, und wenn Ihr erlauben wollt, so will ich sie morgen ertappen. Ich will eben so ein Bild, aber ohne Kopf malen, und an dessen Stelle sollt Ihr Euren Kopf hinhalten. Laßt sie morgen wieder kommen, es soll alles fertig sein!“ – „Ich bin es zufrieden“, antwortete jener. „Lebt wohl bis auf morgen!“

Der Schwarm dieser Kunstverständigen versammelte sich den Tag darauf wieder. Der Maler zeigte ihnen das Bild ein wenig von ferne und sagte: „Nun, gefällt Euch dieses besser? Was dünkt Euch? Wenigstens habe ich den Kopf von neuem mit großem Fleiß gemalt!“ – „Warum laßt Ihr uns wieder rufen?“ sagten diese. „Warum zeigt Ihr uns diesen unausgearbeiteten Entwurf noch einmal? Wenn wir es aufrichtig sagen sollen: er ist es ganz und gar nicht; Ihr habt es noch schlimmer gemacht!“

„Ihr irret Euch, meine Herren!“ sprach der Kopf. „Ich bin es selbst.“

Gotthold Ephraim Lessing

ZWEIFELHAFTES HELDENTUM

Als sich der junge Alcibiades mit andern auf der Straße spielenden Knaben vor einen fahrenden Karren mitten in den Weg legte und dem Fuhrmann trotzig zurief: „Fahre nun zu!“, legte sich doch wohl der Bube eines Optimaten, Aristokraten oder Patriziers hin.

Da nun der Fuhrmann ein Bauer oder Sklave war, so wußte jeder von beiden, wieviel und was einer vom andern zu fürchten hatte. Der Fuhrmann eines Aristokraten, wenn der Herr selbst auf dem Wagen gesessen hätte, würde ihm wahrscheinlich einen Hieb auf den Hintern gegeben haben, und das vielleicht zu des Buben und Athens Bestem.

Ein Hieb zur rechten Zeit könnte wohl für manchen Staaten zerstörenden Mann von wichtigen Folgen gewesen sein; aber solche Leute teilen gewöhnlich schon als Knaben den andern Hiebe aus, und diese sind wohl noch dumm genug, es für Zeichen des Heldenmuts zu nehmen.

Wer in die Alcibiade verliebt ist und sich über das, was ich sage, ärgert, der begeben sich nur dahin, wo Leute seiner Art ihr Wesen treiben.

Friedrich Maximilian Klinger (1752–1831)

FÜRSTENBLUT FÜR OCHSENBLUT

Als Kaiser Karl V. im Jahre 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf seinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwitwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, eine geborene Fürstin von Henneberg, einen Sauvegarde-Brief bei ihm aus, daß ihre Untertanen von der durchziehenden spanischen Armee nichts zu leiden haben sollten. Dagegen verband sie sich, Brot, Bier und andere Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolstadt an die Saalebrücke schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen, die dort übersetzen würden, zu versorgen. Doch gebrauchte sie dabei die Vorsicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der Geschwindigkeit abbrechen und in einer größeren Entfernung über das Wasser schlagen zu lassen, damit die allzu große Nähe der Stadt ihre raublustigen Gäste nicht in Versuchung führte. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortschaften, durch welche der Zug ging, vergönnt, ihre besten Habseligkeiten auf das Rudolstädter Schloß zu flüchten.

Mittlerweile näherte sich der spanische General, von Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhnen begleitet, der Stadt und bat sich durch einen Boten, den er voranschickte, bei der Gräfin Schwarzburg auf ein Morgenbrot zu Gaste. Eine so bescheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheeres getan, konnte nicht wohl abgeschlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort, Seine Exzellenz möchten kommen und vorliebnehmen. Zugleich unterließ man nicht, der Sauvegarde noch einmal zu gedenken und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung derselben ans Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gut besetzte Tafel erwarten den Herzog auf dem Schlosse. Er muß gestehen, daß die thüringischen Damen eine sehr gute Küche führen und auf die Ehre des Gastrechts halten. Und man hat sich kaum niedergesetzt, als ein Eilbote die Gräfin aus dem Saale

ruft. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die spanischen Soldaten Gewalt gebraucht und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volkes; was dem ärmsten ihrer Untertanen widerfuhr, war ihr selbst zugestoßen. Aufs äußerste über diese Wortbrüchigkeit entrüstet, doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer ganzen Dienerschaft, sich in aller Geschwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schloßpforten wohl zu verriegeln; sie selbst begibt sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten noch bei Tische sitzen. Hier klagt sie ihnen in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwidert ihr mit Lachen, daß dies nun einmal Kriegsbrauch sei und daß bei einem Durchmarsch von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten stünden. „Das wollen wir doch sehen“, antwortete sie aufgebracht. „Meinen armen Untertanen muß das ihrige wieder werden, oder, bei Gott!“ – indem sie drohend ihre Stimme anstrengte: „Fürstenblut für Ochsenblut!“ Mit dieser bündigen Erklärung verließ sie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die sich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit, hinter die Stühle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten. Beim Eintritt dieser kampflustigen Schar veränderte Herzog Alba die Farbe; stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von der Armee, von einer überlegenen, handfesten Menge umgeben, was blieb ihm übrig, als sich in Geduld zu fassen und, auf welche Bedingungen es auch sei, die beleidigte Dame zu versöhnen? Heinrich von Braunschweig faßte sich zuerst und brach in lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang ins Lustige zu kehren, und hielt der Gräfin eine große Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entschlossenen Mut, den sie bewiesen. Er bat sie, sich ruhig zu verhalten, und nahm es auf sich, den Herzog von Alba zu allem, was billig sei, zu vermögen. Auch brachte er es bei dem letzteren wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigentümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte sie sich aufs schönste bei ihren Gästen, die sehr höflich von ihr Abschied nahmen.

Friedrich Schiller

GRENZEN DES RUHMS

„In meiner Art, auf und ab zu wandeln, war ich seit einigen Tagen an einem alten Mann von etwa 78 bis 80 Jahren häufig vorübergegangen, der, auf sein Rohr mit einem goldenen Knopfe gestützt, dieselbe Straße zog, kommend und gehend. Ich erfuhr, es sei ein vormaliger hochverdienter österreichischer General aus einem alten, sehr vornehmen Geschlecht. Einige

Male hatte ich bemerkt, daß der Alte mich scharf anblickte, auch wohl, wenn ich vorüber war, stehenblieb und mir nachschaute. Indes war mir das nicht auffallend, weil mir dergleichen wohl schon begegnet ist.

Nun aber trat ich einmal auf einem Spaziergang etwas zur Seite, ich weiß nicht was genauer anzusehen. Da kam der Alte freundlich auf mich zu, entblößte das Haupt ein wenig, was ich natürlich anständig erwiderte, und redete mich folgendermaßen an:

„Nicht wahr, Sie nennen sich Herr Goethe?“ – „Schon recht!“ – „Aus Weimar?“ – „Schon recht!“ – „Nicht wahr, Sie haben Bücher geschrieben?“ – „O ja!“ – „Und Verse gemacht?“ – „Auch.“ – „Sie sollen schön sein!“ – „Hm!“ – „Haben Sie denn viel geschrieben?“ – „Hm, es mag so angehen.“ – „Ist das Versemachen schwer?“ – „Soso!“ – „Es kommt halt wohl auf die Laune an, ob man gut gegessen und getrunken hat, nicht wahr?“ – „Es ist mir fast so vorgekommen.“ – „Na, schauen S', da sollten Sie nicht in Weimar sitzenbleiben, sondern halt nach Wien kommen.“ – „Hab auch schon daran gedacht.“ – „Na, schauen S' in Wien ist's gut; es wird gut gegessen und getrunken!“ – „Hm!“ – „Und man hält was auf solche Leute, die Verse machen können.“ – „Hm!“ – „Ja, dergleichen Leute finden wohl gar, wenn sie sich gut halten und zu leben wissen, in den ersten und vornehmsten Häusern Aufnahme.“ – „Hm!“ – „Kommen S' nur, melden S' sich bei mir; ich habe Bekanntschaft, Verwandtschaft, Einfluß. Schreiben S' nur: Goethe aus Weimar, bekannt von Karlsbad her. Das letzte ist notwendig, zu meiner Erinnerung, weil ich halt viel im Kopf hab'.“ – „Werde nicht verfehlen.“ – „Aber sagen S' mir doch, was haben S' denn geschrieben?“ – „Mancherlei, von Adam bis Napoleon, vom Ararat bis zum Blocksberg, von der Zeder bis zum Brombeerstrauch.“ – „Es soll alles so berühmt sein.“ – „Hm, leidlich.“ – „Schade, daß ich nichts von Ihnen gelesen und auch früher nichts von Ihnen gehört habe. Sind schon neue, verbesserte Auflagen von Ihren Schriften erschienen?“ – „O ja, wohl auch.“ – „Und es werden wohl noch mehr erscheinen?“ – „Das wollen wir hoffen.“ – „Ja, schauen S', da kauf' ich Ihre Werke nicht. Ich kaufe halt nur Ausgaben der letzten Hand, sonst hat man immer Ärger, ein schlechtes Buch zu besitzen, oder man muß dasselbe Buch zum zweiten Male kaufen. Darum warte ich, um sicher zu gehen, immer den Tod der Autoren ab, ehe ich ihre Werke kaufe. Das ist Grundsatz bei mir, und von diesem Grundsatz kann ich halt auch bei Ihnen nicht abgehen.“

Johann Wolfgang von Goethe

AUTHENTISCH

Ein robuster Kerl läßt sich in der Charité das linke Bein abnehmen, bleibt bei der Operation ganz munter und jubelt laut, als man ihm das abgenommene Bein zeigt: „Bin ich die verwünschte Pfote los!“

Als man ihm den Verband angelegt hatte, spricht er zu **: „Lieber Herr-Chirurgus! Sie haben sich recht viel Mühe mit meinem linken Bein gegeben – am rechten sind mir die Nägel so lang gewachsen: wollen Sie mir die nicht auch gleich abschneiden?“

E. T. A. Hoffmann

ANEKDOTEN AUS DEM LETZTEN PREUSSISCHEN KRIEGE

1

In einem bei Jena liegenden Dorf erzählte mir auf einer Reise nach Frankfurt der Gastwirt, daß sich mehrere Stunden nach der Schlacht, um die Zeit, da das Dorf schon ganz von der Armee des Prinzen von Hohenlohe verlassen und von Franzosen, die es für besetzt gehalten, umringt gewesen wäre, ein einzelner preußischer Reiter darin gezeigt hätte, und versicherte mir, daß, wenn alle Soldaten, die an diesem Tage mitgefochten, so tapfer gewesen wären wie dieser, die Franzosen hätten geschlagen werden müssen, wären sie auch noch dreimal stärker gewesen, als sie in der Tat waren.

„Dieser Kerl“, sprach der Wirt, „sprengte, ganz von Staub bedeckt, vor meinen Gasthof und rief: Herr Wirt! und da ich fragte: Was gibts? – Ein Glas Brantwein antwortete er, indem er sein Schwert in die Scheide wirft, mich dürstet! – Gott im Himmel! sag ich, und will Er machen, Freund, daß Er wekommt? Die Franzosen sind ja dicht vor dem Dorf! – Ei was! spricht er, indem er dem Pferde den Zügel über den Hals legt, ich habe den ganzen Tag nichts genossen. – Nun, Er ist, glaub ich, vom Satan besessen. He, Liese, rief ich, und schaff ihm eine Flasche Danziger herbei, und sage: Da! und will ihm die ganze Flasche in die Hand drücken, damit er nur reite. Ach was! spricht er, indem er die Flasche wegstößt und sich den Hut abnimmt: Wo soll ich mit dem Quark hin? Und: Schenk Er ein! spricht er, indem er sich den Schweiß von der Stirn abtrocknet, denn ich habe keine Zeit. – Nun, Er ist ein Kind des Todes! sag ich. Da! sag ich und schenk ihm ein, da! trink Er und reit Er! Wohl mags ihm bekommen! – Noch eins! spricht der Kerl, während die Schüsse schon von allen Seiten ins Dorf prasseln. Ich sage: Noch eins? Plagt ihn . . .? – Noch eins! spricht er und streckt mir das Glas hin, und gut gemessen! spricht er, indem er sich den Bart wischt und sich vom Pferde herab schneuzt: Denn es wird bar bezahlt. – Ei, mein Seel! So wollt ich doch, daß Ihn . . . Da! sage ich und schenk ihm noch, wie er verlangt, ein zweites und schenk ihm, da er getrunken, noch ein drittes ein und frage: Ist Er nun zufrieden? – Ach! schüttelt sich der Kerl, der Schnaps ist gut! Na, spricht er und setzt sich den Hut auf: Was bin ich schuldig? – Nichts, nichts! versetz ich. Pack Er sich in Teufels Namen! Die Franzosen ziehen augenblicklich ins Dorf! – Na, sagt er, indem er in seinen Stiefel

greift, so soll's Ihm Gott lohnen! Und holt aus dem Stiefel einen Pfeifenstummel hervor und spricht, nachdem er den Kopf ausgeblasen: Schaff Er mir Feuer! – Feuer? sag ich, plagt Ihn . . . ? – Feuer, ja! spricht er, denn ich will mir eine Pfeife Tabak anmachen! – Ei, den Kerl reiten Legionen –! He, Liese, ruf ich das Mädchen, und während der Kerl sich die Pfeife stopft, schafft das Mensch ihm Feuer. – Na! sagt der Kerl, die Pfeife, die er sich angeschmaucht, im Maul: Nun sollen doch die Franzosen die Schwerenot kriegen! Und damit, indem er sich den Hut in die Augen drückt und zum Zügel greift, wendet er das Pferd und zieht vom Leder. Ein Mordskerl! sag ich, ein verfluchter, verwetterter Galgenstrick! Will Er sich in Henkers Namen scheren, wo Er hingehört? Drei Chasseurs – sieht Er nicht? – halten ja schon vor dem Tor! – Ei, was! spricht er, indem er ausspuckt, und faßt die drei Kerls blitzend ins Auge, wenn ihrer zehn wären, ich fürcht mich nicht! Und in dem Augenblick reiten auch die drei Franzosen schon ins Dorf. Bassa Manelka! ruft der Kerl und gibt seinem Pferde die Sporen und sprengt auf sie ein; sprengt, so wahr Gott lebt! auf sie ein und greift sie, als ob er das ganze Hohenlohische Korps hinter sich hätte, an; dergestalt, daß, da die Chasseurs, ungewiß, ob nicht noch mehr Deutsche im Dorf sein mögen, einen Augenblick, wider ihre Gewohnheit, stutzen, er, mein Seel! ehe man noch eine Hand umkehrt, alle drei vom Sattel haut, die Pferde, die auf dem Platz herumlaufen, aufgreift, damit bei mir vorübersprengt und: Bassa Teremtetem! ruft und: Sieht Er wohl, Herr Wirt! und Adies! und: Auf Wiederschen! und: Hoho, hoho, hoho!

„So einen Kerl“, sprach der Wirt, „hab ich Zeit meines Lebens nicht gesehen!“

2

Den ungeheuersten Witz, der vielleicht, solange die Erde steht, über Menschenlippen gekommen ist, hat im Lauf des letztverflossenen Krieges ein Tambour gemacht, ein Tambour, meines Wissens von dem damaligen Regiment von Puttkammer, ein Mensch, zu dem, wie man gleich hören wird, weder die griechische noch die römische Geschichte ein Gegenstück liefert. Dieser hatte nach Zersprengung der preußischen Armee bei Jena ein Gewehr aufgetrieben, mit welchem er auf seine eigene Hand den Krieg fortsetzte; dergestalt, daß, da er auf der Landstraße alles, was ihm an Franzosen in den Schuß kam, niederstreckte und ausplünderte, er von einem Haufen französischer Gendarmen, die ihn aufspürten, ergriffen, nach der Stadt geschleppt und, wie es ihm zukam, verurteilt ward, erschossen zu werden. Als er den Platz, wo die Exekution vor sich gehen sollte, betreten hatte und wohl sah, daß alles, was er zu seiner Rechtfertigung vorbrachte, vergebens war, bat er sich von dem Obristen, der das Detachement kommandierte, eine Gnade aus; und da der Obrist, inzwischen die Offiziere, die ihn umringten, in ge-

spannter Erwartung zusammentraten, ihn fragte, was er wolle, zog er sich die Hosen ab und sprach: sie möchten ihn in den . . . schießen, damit das F . . . kein L . . . bekäme.

Wobei man noch die Shakespearesche Eigenschaft bemerken muß, daß der Tambour mit seinem Witz aus seiner Sphäre als Trommelschläger nicht herausging.

Heinrich von Kleist

SUWAROW

Der Mensch muß eine Herrschaft über sich selber ausüben können, sonst ist er kein braver und achtungswürdiger Mensch, und was er einmal für allemal als recht erkennt, das muß er auch tun, aber nicht einmal für allemal, sondern immer. Der russische General Suwarow, den die Türken und Polacken, die Italiener und die Schweizer wohl kennen, der hielt ein scharfes und strenges Kommando. Aber was das Vornehmste war, er stellte sich unter sein eigenes Kommando, als wenn er ein anderer und nicht der Suwarow selber wäre, und sehr oft mußten ihm seine Adjutanten dies und jenes in seinem eigenen Namen befehlen, was er alsdann pünktlich befolgte.

Einmal war er wütend aufgebracht über einen Soldaten, der im Dienst etwas versehen hatte, und fing schon an, ihn zu prügeln. Da faßte ein Adjutant das Herz, dachte, er wolle dem General und dem Soldaten einen guten Dienst erweisen, eilte herbei und sagte: „Der General Suwarow hat befohlen, man solle sich nie vom Zorn übernehmen lassen.“ Sogleich ließ Suwarow nach und sagte: „Wenn's der General befohlen hat, so muß man gehorchen.“

Johann Peter Hebel

MACHT UND ELEND DER MILLIONÄRE

Vor mehreren Jahren, als ich mich einmal zu Herrn von Rothschild begeben wollte, trug eben ein galonierter Bedienter das Nachtgeschirr desselben über den Korridor, und ein Börsenspekulant, der in demselben Augenblick vorbeiging, zog ehrfurchtsvoll seinen Hut ab vor dem mächtigen Topfe.

So weit geht, mit Respekt zu sagen, der Respekt gewisser Leute. Ich merkte mir den Namen dieses devoten Mannes und bin überzeugt, daß er mit der Zeit ein Millionär sein wird.

Als ich einst dem Herrn X erzählte, daß ich mit dem Baron Rothschild in den Gemächern seines Comptoirs en famille zu Mittag gespeist, schlug jener mit Erstaunen die Hände zusammen und sagte mir, ich hätte eine Ehre genossen, die bisher nur den Rothschilds von Geblüt oder allenfalls einigen regierenden Fürsten zuteil geworden, und die er selbst mit der Hälfte seiner Nase einkaufen würde. Ich will bemerken, daß die Nase des Herrn X, selbst wenn er die Hälfte einbüßte, dennoch eine hinlängliche Länge behalten würde.

Überreichtum ist vielleicht schwerer zu ertragen als Armut. Jedem, der sich in großer Geldnot befindet, rate ich, zu Herrn Rothschild zu gehen; nicht, um bei ihm zu borgen (denn ich zweifle, daß er etwas Erkleckliches bekommt), sondern um sich durch den Anblick jenes Geldelends zu trösten. Der arme Teufel, der zu wenig hat und sich nicht zu helfen weiß, wird sich hier überzeugen, daß es einen Menschen gibt, der noch weit mehr gequält ist, weil er zuviel Geld hat, weil alles Geld in eine kosmopolitische Riesentasche geflossen und weil er solche Last mit sich herumschleppen muß, während rings um ihn her der große Haufen von Hungrigen und Dieben die Hände nach ihm ausstreckt. Und welche schreckliche und gefährliche Hände!

„Wie geht es Ihnen?“ fragte einst ein deutscher Dichter den Herrn Baron. „Ich bin verrückt“, erwiderte dieser. „Ehe Sie nicht Geld zum Fenster hinauswerfen“, sagte der Dichter, „glaube ich es nicht.“ Der Baron fiel ihm aber seufzend in die Rede: „Das ist eben meine Verrücktheit, daß ich nicht manchmal das Geld zum Fenster hinauswerfe.“

Heinrich Heine

EIN DROLLIGER STEUERHELD

Ein drolliger Steuerheld ist der alte Feuerhauptmann, Gemeinderat und Käsehändler X nebst seiner stattlichen Feuerhauptmännin, welche es jedem höchlichst übelnehmen, der sie nicht für reich und mächtig hält, und ihren Reichtum besonders dadurch austrompeteten, daß sie jeden Franken aufzählen auf allen Gassen, welchen sie an Staat und Gemeinde steuern müssen.

Als nun zu Anfang des Jahres 1861 der Finanzminister in seinen Nöten, die ehrbaren Ausgaben des Kantons zu bestreiten, auch unsern X ausfindig machte und um einige tausend Franken hinaufsetzte, da war das für ihn ein gefundenes Fressen, sich wieder einmal wichtig zu machen. Während seine Gemahlin die untere Hälfte des Dorfes in Angriff nahm, bereiste er mit frisch gefüllter Pfeife das Oberdorf, um die große Kunde sotaner „unrechtmäßiger“ Hinaufsetzung zu verbreiten unter greulichem Fluchen, Schimpfen und Drohen gegen die Regierung, den Staat, die Gemeinde, gegen die Bauten und gegen die Armen, gegen die Soldaten und gegen die Schulmeister, gegen alles, was Geld kostet, vor allem gegen den bösen Finanzminister. Da es schön Wetter war, so bereiste der Steuerheld, nachdem er das eigene Dorf abpatrouilliert, das Nachbardorf zur Rechten und sein Weib dasjenige zur Linken, damit doch ja in drei Tagen der ganze Bezirk wisse, was Feuerhauptmann X's vermögen und was man ihnen zutraue. Denn das war das Wunderbarste: wenn ihnen einer Beifall gab und sagte, ja, das sei denn doch zu stark hinaufgesetzt, so wurden sie heimlich falsch und setzten ihren Stab weiter; meinte aber einer, nun, wo Rauch sei, da müsse auch Feuer sein, er wollte die Steuern gern bezahlen, wenn er des Feuerhauptmanns

Vermögen hätte usw., so schmunzelten sie in ihrem Innersten und blieben solange als möglich, um den angenehmen Weihrauch einzuschlüpfen und dabei ihren Zorn zu zeigen gegen derlei Zumutungen.

So ging der Tag voll lieblicher Aufregung vorüber, und der Kredit der Feuerhauptleute war um ein Merkliches gestiegen, wenn das noch möglich war. Als sie aber am Abend zu Hause eintrafen, wartete eine neue Besteuerung der Vielgeprüften. Denn um selbige Zeit war es, daß der König von Sachsen Geld brauchte für seine pensionierten Majors und seine Gendarmen und siehe! er sandte einen sicheren Steuerbeamten an seinen halben Untertan, den Feuerhauptmann X, in der Gestalt des wahren Eidgenossen, Kollektors und Schneidermeisters Lümpli, welcher mit kurzen Worten einen feinen Zettel überreichte und dafür in aller Stille zirka achtzig neue Schweizerfranken einstrich. Seltsamerweise schien zur gleichen Stunde auch der König von Bayern Geld zu brauchen für seine Prachtbauten und Soldaten; denn sein Steuerbeamter, der gleiche Schneidermeister Lümpli, schlich in der Dämmerung ums Haus herum in den Garten, allwo die Frau Feuerhauptmännin seiner harnte und ihm zirka zwanzig Fränkli für das bayrische Lotto ebenfalls in aller Stille einhändigte nebst den betreffenden Nummern, welche sie ironischerweise dem regierungsrätlichen Steuerzettel entnommen, welchen ihr Mann am Morgen erhalten.

So steuern diese Leutchen, während sie jeden Franken, welchen sie an den eigenen Staatshaushalt geben sollen, mit Murren und Renommieren herausklauben, aus vollen Händen den fremden Potentaten.

Nun, jedem Narren gefällt seine Kappe, und wenn nur diese versteuert werden müßte, so würde es keine Steuerverweigerer in der Welt geben.

Gottfried Keller

EIN BEISPIEL DER DEUTSCHEN TITELSUCHT

Ich weiß nicht, ob Sie je etwas vom Dichter Heinrich Jung-Stilling gehört. Er war ein Schwärmer. Doch wenn Sie auch noch nie etwas von ihm gehört, so wird Ihnen doch sicher bekannt sein, daß er Hofrat gewesen.

Dieser Schwärmer und Hofrat Jung-Stilling wurde einige Jahre nach dem Tode seiner Gattin Prorektor der Universität Marburg. Da besuchten ihn einige Freunde aus der Fremde, und er wollte ihnen die Ruhestätte seiner geliebten Selma zeigen. Er führte sie auf den Kirchhof. Dort deutete der alte Totengräber auf den Grabeshügel der längst Verstorbenen und sagte feierlich: „Hier ruht die selige Frau Hofrätin und nunmehrige Frau Prorektorin Jung.“

Einen so schönen Zug der Vaterlandsliebe und hohen Gesinnung – sucht ihn in einem Plutarch eines andern Volkes der Erde!

Ludwig Börne

SOZIALE UNORDNUNG

„Was wünschen Sie zum Abendbrot?“ fragte der Gefängnisdirektor den armen Sünder, der morgen früh am Galgen sterben sollte. „Sie dürfen essen und trinken, was und wieviel Sie wollen.“

„Schade!“ rief der Delinquent. „Schade! Wenn Sie mir das drei Monate früher gesagt hätten, wäre der ganze Raubmord nicht passiert.“

Alfred Polgar

VOR VIERZIG JAHREN

Der Kaffee

Wir können heute, nach der unwahrscheinlichen Verrohung, welche zwei Weltkriege und das fürchterliche Zwischenspiel der braunen Diktatur in die Welt gebracht haben, nicht mehr beurteilen, wie hoch der Gehalt an Wahrheit ist, den die folgende Anekdote beanspruchen darf. Stammt sie doch aus jenen ersten Monaten unseres Einbruchs in die französische Republik, in denen die Verteidiger Frankreichs noch ihre unwahrscheinlichen Friedensuniformen trugen – die Infanterie also blaue Fräcke und leuchtend rote Aufschläge und Hosen. Was mir aber damals von einem Urlauber erzählt wurde, schien mir in der Geistesart durchaus glaubhaft, mit der die beiden Nachbarvölker gegeneinander geworfen wurden. Hatte man doch damals noch Legenden von Ritterlichkeit aus dem vorigen Jahrhundert im Blute und ahnte nicht, wie sich die Wahrheit des modernen Ausrottungskrieges nach dem Vorbild des Kampfes um Rohstoffe und Weltmärkte bereits im ersten Winter durchsetzen sollte, den die Niederlagen an der Marne und in Galizien uns, den angreifenden Zentralmächten, zur Überraschung unserer Herrenklasse aufzwang.

„Wir lagen den vierten Tag im Schützengraben“, berichtete mein ehemaliger Studienkamerad, „den meine Leute das ‚dritte Lokal‘ nannten, vermutlich weil wir uns schon vorher an zwei anderen Stellen, weiter hinten eingegraben und niedergelassen hatten, in jener Art Kriegführung, die erst vor zehn Jahren durch die russisch-japanischen Schlachten in Europa eingebürgert worden war. Es regnete manchmal; so versah uns der liebe Gott wenigstens mit Wasser; wir tranken es aus unseren Mützen.“

Wir feuerten und erhielten Feuer, immer abwechselnd. Die französische Artillerie suchte uns, aber sie fand uns nicht, wir wohnten zu weit vorne; ihre Schrapnells platzten lieber über unserem ‚zweiten Lokal‘. Sobald sie uns freilich bemerkte, mußten wir unserer hiesigen Maulwurfsherrlichkeit wohl oder übel Valet sagen; darum bedachten wir sie mit allerhand zärtlichen Namen und beschworen sie, bei ihrer Methode zu verbleiben. Auch

begriffen wir nicht, warum die Infanterie uns ihr nicht anzeigte, die uns auf zweihundert Meter gegenüberlag; ebensolange wie wir ihr, nämlich den vierten Tag; sie durfte weder Verstärkung heranziehen, noch einen Abmarsch versuchen, ohne daß wir's merken und reichlich mit Blei versalzen mußten. Um uns stand es besser, nämlich betreffend rückwärtige Verbindung; wir kriegten eine Gulaschkanone in den Rücken; sie verkroch sich in einer Senke und brachte es, ich weiß nicht wie, aber gleichwohl fertig, uns in der zweiten und dritten Nacht mit fertigem Essen – Ochsenfleisch mit Kartoffeln, Kuhfleisch mit Erbsen – zu letzen. Außerdem ließ sie uns, als sie verschwinden mußte, Vorräte zum Abkochen da, soviel sie durfte, ja selbst Kaffee, Zichorie, Zucker und kondensierte Milch. Da unser Graben halbwegs trocken lag und wir die herrliche Fütterung teils im Magen, teils im Affen gut aufgehoben wußten, ging es uns ausgezeichnet, und wir schossen, wenn wir ein Ziel hatten, wie die Schützenbrüder. Am Morgen dieses vierten Tages kochten wir an drei kleinen Feuern zugleich einen Kaffee; der ganze Graben roch wie ein langes Beet von Kaffeecblumen, wenn's das gäbe; aber warum nicht, zum Beispiel in Indien ist alles möglich – ich hoffe noch mal hinzukommen. Mein Feldwebel ruft: „Parlamentär, Herr Hauptmann!“, wie wir ihn gerade trinken.

Ich stehe auf, habe keine Ahnung, was die wollen, und sehe einen französischen Offizier mit weißem Lappen und sieben oder acht Mann nicht mehr sehr weit. Bei diesen Franzosen muß ich immer wütend werden und denken: Herrgott, die sind ja verflucht mit ihrem Rot! – anstatt mich über das lackierte Ziel zu freuen; und wahrhaftig brachte nicht mal der Dreck ihres Grabens, der wohl genauso aussah wie unserer auch, nämlich erst flüssig, dann teigweich, jetzt schon so hart wie etwa unser Ochsenfleisch, diese liebe Krappfarbe zum Schweigen. Der Oberleutnant salutiert und beginnt: „Mon camarade . . .“, hier versagte ihm schon die Stimme, und er hatte Herzklopfen vor Schreck, wie ich den Mann so stehen sah, gerade und mager, ein bißchen schwarz und gelblich, und um die Augen braune Ringe. Dann faßte er sich und sagte, sie hätten kein Telefon – ich denke sofort: aha, darum auch keine Nachricht an die Artillerie – und seien den fünften Tag ohne Essen, sie könnten nicht mehr die Flinte halten oder einen Schuß hören. Jetzt hätten sie's nicht mehr ertragen, wie sie unseren Kaffee rochen, sie wollten lieber verhungern als sich ergeben, aber – er sei abgeschickt, ob wir ihnen nicht etwas von unserem Vorrat abtreten wollten.

Mir war einen Moment ganz bange vor Mitleid, wie der feine Kerl so dastehen mußte und sozusagen beim Feinde betteln – und ich starrte ihn oder genauer seine leeren unrasierten Backen und seinen Schnurrbart an, wie dumm; dann erzählte ich's den Leuten. Und da turnten meine Kerle aus dem Graben, das hätten ihr schon sollen, lassen sich ihre Kaffeetöpfe

reichen und halten sie den Franzosen fast unter die Nase – die schluckten aber! Nur der Leutnant zögerte etwas, er dachte an die anderen dort hinten, dann schaffte er's nicht länger. Ich hielt mich aber zurück, weil ich ihm zeigen wollte, daß in solchem Falle der Offizier dem gemeinen Mann nicht erst vormachen muß, was zu tun ist, und antwortete, die Rationen seien schon verteilt, ich könne darüber nicht mehr verfügen; daß ich den Leuten aber freistellen werde, ihm für die Kameraden was mitzugeben. Ich brauchte aber bloß auf die Gruppe zu deuten, die sich gebildet hatte, denn seine mitgebrachten Piou-Pious kriegten bereits mehr in die Hände, unter die Arme und in die Ranzen gesteckt, als sie unterzubringen vermochten; viele Brote, ein Säckchen mit Reis, eine Tüte Salz, Fleischkonserven, Kartoffeln und, von zweien an einem Prügel getragen, einen heißen Kessel Kaffee, schon gezuckert und gemilcht. Ich weiß nicht, wo die Freude größer war, bei Unsern oder bei den andern, die über das ganze Gesicht lachten vor Glück, ja, ich glaube vor richtigem Glück; wenn die Bibel recht hat, also bei Unsern. ‚Die haben Einbescherung‘, sagte mein Feldwebel, und wir sahen uns schwermütig an, er hielt ein Paket Knaster in der Hand, ich suchte meine Zigarrentasche (mehr als eine kriegte er aber doch nicht), und dann machten wir das Christkind, er beim Caporal für die Leute, ich beim Leutnant für ihn selbst. Und dann gab der mir die Hand, und ich glaube, das Herz war ihm weich, und er bedankte sich bei den Leuten, die Einjährigenunteroffiziere übersetzten es ihnen, daß er tausend Dank sage, und Deutschland könne stolz sein auf solche Söhne. ‚Wissen wir alleene‘, rief einer, viele winkten und schrien: ‚Oh revoar, mong Ljöhtnang‘, und er grüßte nochmals, trübe lächelnd, und sie gingen mit ihrem Kessel an der Stange wie die weiland Kundschafter Kalebs mit ihrer Traube. Die Leute schwatzten aber den ganzen Vormittag lang, was wohl die Roten zu unserm Kaffee mit Schwarzbrot sagen würden, es war ihnen allen warm und aufgeräumt zumute. Nachmittags bekamen wir dann Artillerie in unsere Flanke, die von den Drübenschen beschossen wurde, wir feuerten auch mächtig, schließlich ließ ich – ‚unsere Kessel zurückholen‘, sagte Unteroffizier Maitschick – sprungweise vorgehen, zum Schluß aufgepflanztes Bajonett und Hurra; da liefen sie. Und da sahen wir auch den Oberleutnant wieder, trotz aller Ritterlichkeit lag er vorneweg, mit zwei Kopfschüssen, Hirn und Backe. Unsern Kessel hatten wir auch zurück, und dann verbanden wir die Gefangenen und begruben die Toten.

Die Quittung

Gewehrsgeschosse kommen schräg angeweht, schlagen auf, es stäubt, sie fliegen weiterhin über die Köpfe deutscher Infanteristen, prallen irgendwo jenseits des Grabens endgültig auf. Die weißen Wolken der Schrapnells entladen einen Guß von Blei, senkrecht, von vorn, von hinten; manche ihrer

Kugeln finden den schmalen Ritz, den der vorderste Graben in die weit hingelegten polnischen Felder reißt. Granaten singen sich herbei, gehen zu kurz nieder, zu weit, reißen mit tödlichem Krachen ein Loch in die braune, noch trockene Erde. Der Schützengraben, diese dünne Linie, zackig hin und her, tief gehöhlt, ist ein fast sicherer Aufenthalt im Vergleich zu der sechshundert Meter breiten Ebene, die zwischen ihm und der zweiten Stellung sanft ansteigt. Dies die Szene, auf der sich sogleich eine winzige und beinahe unbedeutende Handlung begeben wird, die man mir erzählte und die ich mich gedrängt fühle, nicht zu verschweigen, denn mit solchen inneren Mechanismen wurden die Friedensheere 1914 in den ersten Weltkrieg verstrickt.

Schützenkampf auf weiten Abstand. Die russischen Salven werfen im Massenfeuer ihr Blei heran; unsere beiden Linien antworten bedächtiger, der Major in der zweiten horcht genau hin, findet alles gehörig und richtet sich wieder nach vorwärts, gegen den Feind. Der Acker vor ihm stäubt wie gepeitscht. Ehe er jene fern feuernde dunkle Reihe in das Reich seines Glases zieht, von der ihm gesetzt ist, zu machen, daß sie nicht mehr schieße, sondern verstumme und weiche, zielt er mit einem Blick, der nur flüchtig gemeint ist, auf seine erste Kompanie, deren Entfernthet von sechshundert Meter das gute Glas sehr vermindert, und erstaunt, und prüft genau, und begreift nicht, was er gewahrt: dort vorn strahlen eben nicht mehr als zwanzig Blitze aus den Läufen, es müssen aber zweihundert sein. Erst erschrickt er, dann errät er – da eine Feuerpause jetzt undenkbar ist –, daß sie dort vorn mit Munition sparen müssen; zwei Herzschläge danach, während das Blickfeld langsam rechts seitwärts wandert, trifft er auf einen Mann, der Zeichen macht, einen Winker; der Oberleutnant neben ihm bemerkt ihn auch und sagt erregt das Wort, das ihm selbst sogleich kommen wird: „Verschossen, sie haben sich verschossen.“ Und die beiden Offiziere blicken einander bestürzt an, fegen gleichsam über das behagelte Land hin und starren wieder einer in die Augen des anderen.

Die erste Kompanie des Bataillons ist vorgegangen, wühlte sich schnell ein. Die beiden anderen folgten und haben sich weiter hinten auch eingegraben. Zwischen den beiden Stellungen gibt es noch keine Verbindung; dazu ist keine Zeit mitten im Gefecht. Und nun soll die vordere Linie schweigen? Kein Zweifel, daß der Feind es bemerkt; setzt er seine Massen zum Sturm an, so muß das ganze Bataillon zurück, oder . . .

Der Major läßt in seiner Nähe das Feuer stoppen und schreit den Leuten zu, worum es sich handelt: Freiwillige vor mit Munition zum vorderen Graben. Die Musketiere sehen zweifelnd und verlegen vor sich hin, schielen auf das stäubende Feld, auf das soeben zwei Granaten schlugen, eine blindgehend, die andere einen Brunnen Erde aufjagend, und schweigen. Alle

würden ohne Rücksicht auf sich sprungweise und feuernd vorgehen oder in diesen Hagel hinein mit angstvollem Hurra stürmen; aber hier handelt es sich nicht um einen so aufregenden Gesamtlauf. Vielmehr soll einer von ihnen ohne Waffe und ohne Deckung, mit Patronen beladen, diese kahle Tafel hinabrennen, das einzig Senkrechte in der Fläche. Sie schweigen, und der Major begreift sie gut. Noch zögert er, irgendeinem oder mehreren den Befehl zu geben, dem man gehorcht; aber die da vorn schießen nicht mehr, sie winken – und er, dem schon der Befehl sich im Munde formt, wiederholt das Wort von vorhin, dieses bedenkliche Wort: Freiwillige vor.

Der Gemeine Faustin Kruppa legt das Gewehr beiseite, steht stramm und meldet sich bereit.

Dieser Kruppa, ein Oberschlesier, dient sein zweites Jahr und gehörte im Frieden zu den schlechtesten Soldaten des Bataillons, mit dem sich die Unteroffiziere und der ausbildende Leutnant vergeblich geschunden haben. Er turnt kümmerlich, er leistet in der Instruktion jene Antworten, von denen die Witzblätter leben; seine Abneigung gegen kaltes Wasser erregt den Unwillen aller Stubenkameraden, und die Langsamkeit seines Denkens vermag jedermann außer Fassung zu bringen. Nur zwei Dinge gelingen ihm: er schießt leidlich, wenn er lange genug zielen darf, und er benutzt Deckungen im Gelände wie ein pirschender Fuchs. Aber jetzt steht er stramm da, kurzbeinig, das gelbliche Gesicht schwarz bewachsen, und wird aufrecht über das Feld zu laufen versuchen. Der Major hat keine Zeit, sich zu freuen; er kontrolliert, wie man den Mann hastig mit Patronentaschen behängt; ein Tornister wird ausgeschüttet und wieder vollgestopft; er berechnet eilig die Zahl der Geschosse, die in den Packungen enthalten sind, aber ein Unteroffizier meldet sie: achthundertvierzig Patronen, und sie stimmt. Und jetzt erst, wie Kruppa im Begriff ist, aus dem Graben zu klettern, schwer behindert von der Last, überkommt ihn Erleichterung; das Aufatmen, daß es glücken wird, mündet in einen soldatischen Spaß. Er droht ihm mit erhobenen Finger: „Daß du mir ja die Quittung bringst.“ Im deutschen Heere wurde jede erhaltene Patrone vom Empfänger bescheinigt – sonst, unter ruhigen Umständen.

Kruppa verläßt den Graben. Erst läuft er im Bogen links vorwärts, aber achthundertvierzig Patronen haben ihr Gewicht, und so geht er bald im Schritt. Der Major behält ihn im Felde seines Glases. Aber dies ist nur die äußerlichste und schwächste Geste einer heftigen Verbundenheit; die Seele spannt vom Auge des einen zum Rücken des anderen einen Willensstrang zwischen dem Befehlenden, der da liegt, und dem Freiwilligen, der dort geht wie ein bedächtiges Tier, umstäubt von den kleinen Wolken bleiernen Mords. Den Major überkommt, wie der andere vorwärtshatet, allmählich eine gewisse Ruhe; ihm ist, jenem kann, kann nichts zustoßen, solange er

selbst hier in Sicherheit liegt. Und darum erschrickt er nur kurz und oberflächlich, als Kruppa sich plötzlich hinlegt, auf dem Bauche ausstreckt: der verpustet sich nur, weiß er, nicht getroffen, Verwundete schreien, achthundertvierzig Patronen haben ihr Gewicht. Der Leutnant neben ihm sagt: „Den hat's.“

Der Major zuckt die Achseln und denkt: Unsinn. Solange ich nicht selber hier in meinem lebendigen Innern den Schlag spüre – und der Gedanke verläuft im Dunkel der Spannung, wann denn der Liegende . . . jetzt schon richtet er sich auf. Er geht. Er mißt das Feld mit seinen großen Schritten wie ein säender Bauer, das einzig Aufrechte in der Ebene, überjagt von den Geschossen der Feinde, die von vorne kommend ihn überfliegen, der Freunde, die von hinten her über seinen Nacken pfeifen. Der Major schätzt den Abstand bis zum Ziel: noch hundert Meter. Er bildet sich die gespannten Gesichter der Kameraden ein, denen der Geher seine Fracht bringt, notwendig jetzt als Essen und Trinken.

Der Leutnant sagt ganz verwundert: „Wahrhaftig, er schafft's!“ Eine Granate wirft sich zur Erde wie ein teuflischer Vogel steil auf sein Nest; aber Kruppa sieht sich nur um nach ihr, und der Major fühlt auf der eigenen Gesichtshaut seine verängstigte Miene. Kruppa springt in den vorderen Graben; der Leutnant sagt: „Hurra!“; der Major setzt das Glas ab; er muß ausatmen. Er weiß nicht, ob diese Zeit lang war oder ganz kurz; nur, daß innerhalb zweier Minuten dort vorn das Feuer wieder beginnt, und daß er den Hauptmann zur Rede stellen wird. Da ihm das Herz wieder ruhiger schlägt, nimmt er das Glas auf: ja, Schüsse blitzen wieder wie vorhin.

Wie? Ein Mensch steigt aus dem Graben dort, beginnt zu laufen? Der Major spürt einen Ruck; die Ellbogen richtig in die Seiten gesetzt und die Fäuste geballt, kommt einer im Dauerlauf daher, ganz gerade auf ihn zu, in dem langsamen und ausgiebigen Trabe, der auf dem Kasernenhof eingeübt ward. Ist's Kruppa? Hat der Hauptmann etwas ganz Wichtiges zu melden? Er prüft sofort die feindliche Linie, aber: keine Veränderung, und auch die Batterie drüben hat sich noch nicht besser eingeschossen. Über das rauchende, umheulte Feld läuft der Soldat, grau im grauen Himmel, schlank und ohne Gepäck, er springt über einen Stein, er biegt um ein Granatloch, er läuft. Der Leutnant sagt: „Da bin ich doch neugierig.“ Der Major sieht, jetzt schon ohne Glas, in das rote keuchende Gesicht des Soldaten: zwischen dem zweiten und dritten Rockknopf steckt etwas Weißes, die wichtige Meldung, diese Nachricht, die ein Menschenleben aufwiegt.

Hände strecken sich dem Angelangten entgegen und helfen ihm hinab. Er keucht, aber er steht stramm, reißt den Zettel hervor und hält ihn dem Major entgegen. Der entfaltet, liest: „Achthundertvierzig Patronen empfangen, Dietrich, Hauptmann.“ – und sieht wortlos dem Gemeinen ins Gesicht.

Er weiß nicht, was er sagen soll, denn dieses Gesicht drückt nur aus: alles in Ordnung, Befehl ausgeführt, die Quittung. Darum sagt er schließlich beherrscht: „Gut, mein Sohn, kriegst dein E.K. Wegtreten.“

Kruppa wundert sich über den Ton, den er noch nie gehört hat, aber er freut sich noch viel mehr. Er tritt weg, das heißt, er begibt sich zu seinem Gewehr.

Und da ein so pflichttreuer Mensch kaum Aussicht hat, in den eintausend-sechshundert folgenden Tagen erhöhtester Lebensgefahr so gut wegzukommen wie dieses eine Mal, werden wir wahrscheinlich diesen Kruppa wie hunderttausend seinesgleichen schließlich im Verzeichnis der Toten, Vermißten oder Verstümmelten landen sehen – womit er ja den Sinn seines Geborensseins erfüllt haben dürfte, wenn es uns nicht gelingt, das gesellschaftliche Leben menschenwürdiger zu ordnen.

Arnold Zweig

EIN ALTER HUT

Bei den Pariser Proben meiner Dreigroschenoper fiel mir von Anfang an ein junger Schauspieler auf, der den Filch spielte, einen verkommenen Halbwüchsigen, der den Beruf eines qualifizierten Bettlers ergreifen möchte. Er begriff schneller als die meisten anderen, wie man probieren muß, nämlich behutsam, beim Sprechen sich selber zuhörend und der Beobachtung der Zuschauer menschliche Züge vorbereitend, die man selber am Menschen beobachtet hat. Ich war nicht erstaunt, als er sich eines Vormittags ungebeten mit einigen Hauptdarstellern in einem der großen Kostümhäuser einfand, er sagte höflich, er wolle sich einen Hut für seine Rolle aussuchen. Während ich der Hauptdarstellerin half, Kostüme zusammenzustellen, was einige Stunden in Anspruch nahm, beobachtete ich ihn aus den Augenwinkeln bei seiner Hutsuche. Er hatte einiges Personal des Kostümhauses in Arbeit gesetzt und stand bald vor einem großen Haufen von Kopfbedeckungen, nach etwa einer Stunde hatte er zwei Hüte aus dem Haufen ausgesondert und ging nun daran, seine endgültige Wahl zu treffen. Sie kostete ihn eine weitere Stunde. Ich werde nie den Ausdruck von Qual vergessen, der auf seinem verhungerten und ausdrucksvollen Gesicht lag. Er konnte sich einfach nicht entscheiden. Zögernd nahm er den einen Hut auf und betrachtete ihn mit der Miene eines Mannes, der sein letztes, lange aufgespartes Geld in eine verzweifelte Spekulation steckt, von der es kein Zurück mehr gibt. Zögernd legte er ihn zurück, keineswegs wie etwas, was man nie mehr aufnehmen wird. Natürlich, der Hut war nicht vollkommen, aber vielleicht war er der beste der Vorhandenen. Andererseits, wenn er der beste war, so war er jedenfalls nicht vollkommen. Und er griff nach dem andern, das Auge noch

auf dem, den er weglegte. Dieser andere hatte anscheinend auch Vorzüge, nur, sie lagen auf anderem Gebiete, als die Schwächen des einen. Das wohl machte die Wahl so überaus schwierig. Da gab es Nuancen der Verkommenheit, unsichtbar dem fahrlässigen Auge; da war der eine Hut vielleicht einmal neu teuer gewesen, aber nun noch elender als der andere. War Filchs Hut einmal teuer gewesen oder wenigstens teurer als eben dieser andere? Wie sehr mochte er verkommen sein? Hatte Filch ihn geschont bei seinem Abstieg, war er in der Lage gewesen, ihn zu schonen? Oder war es gar ein Hut, den er überhaupt nicht getragen hatte in seiner guten Zeit? Wie lange lag diese gute Zeit zurück? Wie lange dauerte ein Hut? Der Kragen war weg, das war festgestellt in einer schlaflosen Nacht, schmutzige Kragen sind schlimmer als gar keine (großer Gott, stimmt das wirklich?), immerhin, es war festgestellt, die Debatte darüber war geschlossen, die Krawatte war noch da, das war ebenfalls festgestellt, wie konnte da der Hut aussehen? Ich sah ihn die Augen schließen, ihn wie in einen Stehschlaf verfallen. Er nahm noch einmal alle Stadien des Niedergangs durch, eines nach dem anderen. Und die Augen wieder öffnend, anscheinend ohne Erleuchtung, setzte er mechanisch den Hut auf den Kopf, als ließe er sich so ausprobieren, rein empirisch, und dann fiel sein Blick wieder auf den anderen Hut, der beiseite lag. Seine Hand griff nach ihm, und so stand er lange, den einen Hut auf dem Kopf, den andern in der Hand, der Künstler, zerrissen von Zweifeln, verzweifelt grabend in seinen Erfahrungen, gequält von der beinahe nicht stillbaren Begierde, den einzigen Weg zu finden, wie er seine Figur darstellen konnte, in vier Bühnenminuten alle Schicksale und Eigenschaften seiner Figur, ein Stück Leben. Als ich wieder nach ihm sah, setzt er den Hut, den er aufhatte, mit einer entschlossenen Bewegung ab, drehte sich brüsk auf den Absätzen um und ging zum Fenster. Abwesend schaute er auf die Straße hinab, und erst nach einiger Zeit blickte er wieder, diesmal lässig, fast gelangweilt, nach den Hüten. Er musterte sie aus der Entfernung, kalt, mit einem Minimum an Interesse. Dann, nicht ohne zuvor noch einmal durchs Fenster geschaut zu haben, ging er schlendernd wieder auf die Hüte zu, griff einen von ihnen heraus und warf ihn auf den Tisch, damit man ihn einpacke. Am nächsten Probenstag zeigte er mir eine alte Zahnbürste, die aus seiner oberen Jackentasche herauslugte und die zum Ausdruck brachte, daß Filch unter den Brückenbögen die allerunentbehrlichsten Requisiten der Zivilisation nicht aufgab. Diese Zahnbürste bewies mir, daß er mit dem besten Hut, den er auftreiben konnte, keineswegs zufrieden war.

Dies, dachte ich beglückt, ist ein Schauspieler des wissenschaftlichen Zeitalters.

Bertolt Brecht

DREI DEUTSCHE ANEKDOTEN

Onkel Sam's Gehlen und Werthers Lotte

Wer unterfängt sich, zu behaupten, daß die von Onkel Sam wieder zu Macht und Glanz gebrachten „Soldaten des Führers“ keinen Sinn für humanistische Kulturwerte hätten?

In einem der Prozesse gegen dingfest gemachte Agenten der in amerikanischem Auftrag von einem ehemaligen Hitlergeneral geleiteten Organisation Gehlen gestand der Angeklagte, ein gewisser Schröer, bei dem man neben Sprengstoffen, Giftampullen, Rezepten zu Brandstiftungen und anderen Gaben Amerikas erstaunlicherweise auch ein Buch gefunden hatte, ihm sei dieses von seinem Boß mit der Weisung übergeben worden, einen Satz daraus als Schlüssel für die Chiffrierung von Spionageberichten zu verwenden. Das Buch war Thomas Manns Roman „Lotte in Weimar“.

Beispiele von Sorge um den Menschen

Soweit überhaupt durch unsere Kraft etwas für die Beseitigung der Folgen geschehen kann – ich denke hier an die materiellen Schäden, die der Nationalsozialismus den von ihm Verfolgten zugefügt hat –, hat das deutsche Volk die heilige Pflicht, zu helfen, auch wenn dabei von uns, die wir uns persönlich unschuldig fühlen, Opfer verlangt werden, vielleicht schwere Opfer.

Bundeskanzler Konrad Adenauer

I

In dem badischen Städtchen S . . . lief zu Beginn des Jahres 1953 folgende Redensart um: „Ein Mann ein Wort, ein Kanzler ein Wortbruch.“

Das kam so:

Zur selben Zeit, da bekannt wurde, daß der wegen Beihilfe zu Mord und Totschlag im Lager von Bergen-Belsen verurteilten Oberwachtmeisterin Hertha Ehlert von einem Adenauerschen Ministerium die sogenannte Heimkehrerentschädigung zugesprochen worden war, wies die Wiedergutmachungsbehörde des Landes Baden-Württemberg den um eine Rente ansuchenden Markus W . . . aus S . . . mit der Begründung ab, die fettarme Kost im Konzentrationslager müsse seiner Gesundheit förderlich gewesen sein. Markus W . . . hatte, als die Nazis ihn hinter Stacheldraht setzten, ein schweres Gallenleiden.

2

Die „Süddeutsche Zeitung“ wußte im November 1954 von einer Entscheidung der westdeutschen Wiedergutmachungsämter zu berichten, einer Entscheidung, die – so unglaublich sie uns vorkommen mag – doch auf keinerlei Weise, weder durch ein Über- noch durch ein Untermaß aus der üblichen Praxis dieser Behörden hervorsticht.

Die besagten Ämter hatten, da sie der Meinung gewesen, das von den Nazis eingerichtete Getto zu Sossnowitz habe eine Umzäunung aus Stacheldraht gehabt, drei Jahre lang an ehemalige Gettobewohner Haftentschädigungen ausgezahlt. Als sie jedoch eines Tages feststellen zu können glaubten, daß die Nazis das Getto uneingezäunt gelassen und bloß auf jeden, der es zu verlassen versucht, scharf geschossen hatten, stellten sie nicht nur alle weiteren Zahlungen an die ehemaligen Insassen des Sossnowitzer Gettos ein, sondern machten sich ohne Verzug daran, die schon ausgezahlten Beträge wieder einzutreiben.

Merke: In derselben „Süddeutschen Zeitung“ stand zur selben Zeit zu lesen, daß dem ersten Leiter der Hitlerschen Geheimen Staatspolizei, Regierungsrat Diehls, bis zur endgültigen Regelung seiner Pensionsansprüche von Rechts und Gesetzes wegen ein Übergangsgehalt gewährt werden mußte.

3

Als die sechsundsiebenzigjährige Rosa L . . . in Bonn um eine Rente einkam, weil ihr Mann von den Hitlerschen nach Riga verschickt und im dortigen Getto ermordet worden war, wurde sie aufgefordert, urkundlich nachzuweisen, daß L . . . tatsächlich zu der angegebenen Zeit und an dem angegebenen Orte den Tod gefunden habe. Diesen Nachweis konnte die Witwe nicht erbringen. Man hatte das Getto in großer Eile liquidiert und keine individuellen Totenscheine ausgestellt. Doch ließ sich einwandfrei beweisen, daß alle 27 000 Insassen des Gettos ermordet worden waren. Allein dieser Umstand gereichte Frau L . . . zu besonderem Nachteil. Sie konnte nun nämlich keine Zeugen nennen, die den Tod ihres Mannes hätten bestätigen können, und so wurde sie abschlägig beschieden.

Merke: Nichts wäre falscher, als den Bonner Behörden Voreingenommenheit gegen Frau L . . . vorzuwerfen. Nur einen Tag später entzogen sie mit dem gleichen unwandelbaren Respekt vor dem Buchstaben des Gesetzes der Witwe eines im letzten Jahr der Hitlerherrschaft hingerichteten Arbeiters die bisher gewährte Rente, weil eine Nachprüfung ihres Falles ergeben hatte, daß der Hingerichtete Gelder für die Hinterbliebenen Ernst Thälmanns gesammelt und sich dergestalt „der Unterstützung einer Gewaltherrschaft“ schuldig gemacht habe.

Das blaue Tuch

Unter den vom Westberliner Rundfunk irreführten und durch feindliche Agenten aufgetetzten Treptower Arbeitern, die am 17. Juni 1953 ihre Arbeit niedergelegt und sich in der Nähe des Rathauses zusammengedrängt hatten, um nach Berlin zu marschieren, erschienen mit einemmal vier Junge

Pioniere namens Carola Richter, Peter Barnick, Werner Schmidt und Wolfgang Schremmer und begannen selbstverfertigte Flugblätter folgenden Inhalts zu verteilen: „Arbeiter! Arbeiter, unterlaßt den Streik, denn ihr schadet euch selber. Nehmt die Arbeit wieder auf! Eure Thälmannpioniere.“

Der in Kinderschrift auf blau linierte Seiten aus einem Schulheft geschriebene Aufruf verfehlte seine Wirkung nicht. Von den schon zur Demonstration Entschlossenen wurden viele, nachdem sie die Flugblätter gelesen, wankend und verließen den Sammelplatz; andere fingen untereinander und mit den Rädelsführern zu diskutieren an; der ganze Haufe wurde von Unsicherheit und Mißbehagen befallen.

Als daraufhin einer der Rädelsführer in der Absicht, die sinkende Stimmung zu heben und die unbequemen Knirpse einzuschüchtern, auf diese zutrat und drohend fragte: „Wer hat euch befohlen, die Wische zu verteilen?“ antwortete der Jüngste, indem er sich an sein Pioniertuch faßte: „Der, in dessen Namen wir das blaue Tuch tragen, Ernst Thälmann.“

F. C. Weiskopf

DER FÜHRERSCHEIN

Im Haufen verdächtiger Zivilpersonen, den die Japaner zusammengetrieben und in einem Haus in Schanghai eingesperrt hatten, stand ein regloser kleiner Mensch, besser gekleidet als die meisten. Sein Gesicht unterschied sich beinahe durch nichts von den Gesichtern im Keller: das erwartete Urteil hatte sie alle einander ähnlich gemacht.

Ein Offizier trat mit seinen Soldaten ein. Alle Gefangenen starrten ihn an, sein Blick glitt geschwind über alle, blieb an dem Kleinen hängen. Er gab einen Befehl, der Mann wurde vor ihn hingestoßen, ein paar Hände suchten an ihm herum. Weder die Griffe noch die Fragen, die man ihm stellte, brachten den Mann aus der Ruhe. Es gab eine Stockung; denn man fand ein Papier in seinem Rock. Darauf war aber nur verzeichnet, was er bereits geantwortet hatte: Er ist Wu Pei-li, der Chauffeur des Kaufmanns Zang-Lo-fei.

Wu Pei-li wurde darauf in den Hof geführt und durch den Häuserblock in einen größeren Hof zu den Garagen. Dort mußte er zwischen Gewehrkolben warten.

Zwei Zivilpersonen befahlen ihm, eins der Autos aus der Garage zu fahren. Der eine nahm neben dem Führersitz Platz, der andere in Wu Pei-lis Rücken. Mit den Revolvern tippten sie zu ihren Befehlen auf seine Schläfe und seinen Hinterkopf. Sie fuhren durch ein paar Straßen, sie hielten vor einem Haus der japanischen Kommandantur. Zwei Generalstäbler mit ihrer Ordonnanz stiegen zu. Man breitete eine Geländekarte aus, man zeichnete den Weg ein.

Die Gedanken des Chauffeurs Wu Pei-li wandten sich von dem Tod, der ihm eben noch unvermeidlich erschienen war, dem roten Endpunkt auf der Geländekarte hinter dem Weg zu den Werften zu. Es hieß: „Fahr, was das Zeug hält!“ Er hupte; das war das verrückte Hupen der japanischen Militärautos, das ihn seit Tagen und Wochen rasend machte. Sie sausten durch Tschapei, durch die zerstörten, von den Geschossen aufgerissenen Straßen, wimmelnd von ratlosen Menschen. Sie fuhren längs des Kanals, er spürte die Mündungen der Pistolen, hart, schon nicht mehr kalt; sie befahlen ihm jede seiner Bewegungen. Aber seine Gedanken entgingen ihnen. Sein Auftrag und sein Entschluß.

Bei der Wendung am Brückenkopf begriff der Chauffeur Wu Pei-li, was jetzt von ihm verlangt wurde. Er drehte das Steuer, und er fuhr das Auto mit den zwei Generalstäblern und ihrer Ordonnanz und den zwei Zivilpersonen und sich selbst in einem kühnen, dem Gedächtnis des Volkes für immer eingebrannten Bogen in den Fluß.

Anna Seghers

ZWEI HAMBURGER ANEKDOTEN

Im Dienst

Bei den Wahlen zur Hamburger Bürgerschaft im Jahre 1904 sprach Otto Stolten, Redakteur der sozialdemokratischen Lokalpresse, auf einer Wahlkundgebung zu den Angestellten und Beamten. Auch die Beamten mußten sozialdemokratisch wählen, rief er ihnen zu, sie könnten sogar Sozialdemokraten sein, ohne im Kaiserreich in Berufskonflikte zu kommen, denn auch die Sozialdemokratie verlange und erwarte, daß sie im Dienst gewissenhaft die ihnen obliegenden Aufgaben erfüllten...

Geraume Zeit darauf wurde Stolten irgendeines Pressedelikts wegen verhaftet und in Untersuchungshaft eingeliefert. In dem Stationswachtmeister erkannte er zu seiner Freude einen Parteigenossen mit Namen August Drähn, mit dem er oft genug auf Bezirksabenden ihrer Partei Stuhl an Stuhl gesessen hatte.

„Triffst sich ja wunderbar“, flüsterte Stolten ihm zu und bat ihn, einen wichtigen Brief an die Redaktion der sozialdemokratischen Parteizeitung zu befördern.

Wachtmeister Drähn blickte erstaunt auf: „Wieso? Ich bin doch im Dienst!“

Störtebeker-Briefe

Im Januar des Jahres 1939 gelang es der Geheimen Staatspolizei in Hamburg, die Elfte Stadtteilleitung der Kommunistischen Parteiorganisation auf der Veddel zu verhaften, zwei Frauen und drei Männer.

An den Kaianlagen des Südwesthafens auf dem Grasbrook war ein Güterzug mit U-Boot-Armaturen aus dem Gleis gehoben und die Ladung auf den Grund des Hafengewässers befördert worden. Umständliche Taucherarbeiten waren erforderlich, wenn wenigstens ein Teil der Ladung gerettet werden sollte.

Reichsstatthalter Kaufmann konnte nicht umhin, den Vorfall nach Berlin zu melden, obwohl er kürzlich erst triumphierend berichtet hatte, die Kommune in Hamburg sei liquidiert und es sei keine Störungsarbeit mehr zu befürchten.

Berliner Gestapobeamte kamen, um den Fall aufzuklären. Ihnen gelang es nach einigen Wochen, die Organisationsleitung der illegalen kommunistischen Partei auf der Veddel ausfindig zu machen. Die Verhafteten erklärten, sie hätten den Krieg, der vorbereitet werde, verhindern helfen wollen.

Kaufmann berief eine Pressekonferenz ein, verschwieg allerdings vor den Journalisten, daß es sich bei den Verhafteten um Kriegsgegner und um die Elfte kommunistische Leitung dieses Stadtteils handelte. Wie bei den Nazis üblich, griff er dem richterlichen Urteil vor und versicherte, die fünf verhafteten Kommunisten, die für diese Sabotage auf dem Grasbrook verantwortlich seien, würden auch auf dem Grasbrook hingerichtet werden, so wie vor vielen hundert Jahren der kommunistische Seeräuber Klaus Störtebeker und seine Spießgesellen.

Alle Hamburger Zeitungen veröffentlichten die Drohung des Reichsstatthalters. Sie brachten Feuilletons über die Hinrichtung Störtebeckers im Jahre 1401 auf dem Grasbrook und Zeichnungen von der Hinrichtung. Auf einer der Zeichnungen staken an hohen Pfählen auf der damals noch kahlen Elbinsel die abgeschlagenen Köpfe der Likedeeler – so nannten sich Störtebeker und seine Gesellen.

Wenige Tage später trat der Leiter der Hamburger Geheimen Staatspolizei leichenblaß vor den Reichsstatthalter hin und legte ihm schweigend Flugblätter auf den Schreibtisch.

Kaufmann blickte auf:

„Kommunistische Flugblätter?“

Stummes Nicken.

„Jetzt gefunden?“

„Ja. Auf dem Grasbrook.“

„Und die Täter? Keine Anhaltspunkte?“

Stummes Kopfschütteln.

Der Reichsstatthalter preßte die Kiefer aufeinander und stemmte beide Arme auf den Schreibtisch.

Nun erst warf er einen Blick auf die Flugblätter. An ihrer Spitze stand in fetter Blockschrift: „*Störtebecker-Briefe*“.

Willi Bredel

DIE KIRCHBLUSE

In Wadelsdorf im Kreise Spremberg kam an Stalins Todestage die Enkelin einer ehemaligen Gutsarbeiterin auf Eintagsbesuch aus dem Oberschul-Internat der Kreisstadt. Sie fand ihre Großmutter beim Zertrennen ihrer sorgsam gehüteten Kirchbluse. Das Mädchen war recht erstaunt über das Beginnen der alten Frau, zumal sie ihm untersagt hatte, eben diese Kirchbluse zu einem Weihnachtsspiel der dörflichen Laienspielgruppe anzuziehen. Vorsichtig erkundigte sich die Enkelin, ob die Großmutter nicht mehr in die Kirche gehen wolle. Die Großmutter erwiderte, sie sei alt und außerdem wisse sie nun wohl besser, als der Pfarrer erklären könne, was recht und unrecht sei. Das Mädchen seufzte, weil es glaubte, der Verstand der sonst noch rüstigen Alten sei zuerst von Altersschwäche umdunkelt worden. Es wurde in seiner Vermutung bestärkt, als die Alte Teile der zertrennten Kirchbluse mit unsicheren Stichen wieder besäumte.

Eine Weile später jedoch rief die Alte die Enkelin zu sich und bat sie, die gesäumten Streifen als Trauerflor an die rote Fahne vorm Hause zu hängen. Das Mädchen tat beschämt und mit innerlicher Abbitte für seine vorlauten Gedanken, was die Alte es geheißsen hatte.

Erwin Strittmatter

DER BEGRIFF

Mein Großvater stand abends nach der Waldarbeit mit einigen Männern vorm Hoftor. Sie sprachen über dies und jenes, bis der Tischler Edmund Rotter die Rede auf Farben brachte. Ich hörte auch zu. Der Tischler war bekannt als Klugredner, und er sagte: „Rot, Gelb, Blau, Schwarz, Braun und Grün sind Farben, aber Weiß – hört gut zu! – Weiß ist keine Farbe, das ist ein Begriff!“ Mein Großvater nahm die Pfeife aus dem Mund, strich sich den Schnauzbart und sagte hinterhältig-gelassen zum Tischler: „Mit deinem Begriff kannst du keine Türe weiß streichen!“ Edmund Rotter wollte dem Gespräch eine andere Wendung geben, aber die Männer lachten ihn erst gehörig aus.

Kurt Türke

DAS BUCH

Während einer Fahrt in der Metro saß mir gegenüber ein graubärtiger Mann in einer Lederjacke. Er hielt ein aufgeschlagenes Buch in den Händen – Arbeiterhänden –, man sah es auf den ersten Blick. Seine buschigen Brauen waren zusammengezogen, so daß das faltige, gebräunte Gesicht fast finster wirkte. Die borstigen Barthaare bewegten sich, während seine Lippen unhörbare Worte formten.

Man soll nicht gleich ungehalten sein, wenn man während einer Bahnfahrt in einem Buch liest und der Nachbar einen langen Hals macht. Vielleicht ist der Nachbar ein Schriftsteller, und Schriftsteller *müssen* einfach den Hals recken, wenn sie jemand lesen sehen. Ich erkannte: das Buch, mit dem sich der Arbeiter so plagte, war ein Algebra-Lehrbuch.

Der Alte hob den Kopf, und sein Blick fiel auf ein Schulmädel mit braunen Zöpfen. „Itti sjuda!“ rief er der Kleinen zu, „Komm mal her, du, erklär mir das doch mal!“

Das Mädel setzte sich neben ihn, warf mit einer raschen Bewegung des Kopfes die Zöpfe auf den Rücken und schaute ernsthaft in das Buch. Ihr helles Fingerchen ging neben dem braunen, knorrigen Finger des Arbeiters die Zeilen entlang. Dann begann sie mit halblauter Stimme zu sprechen und zu erklären. Kein Mensch wunderte sich darüber.

Es war in der Moskauer Metro.

Annemarie Reinhard

VARIATIONEN ÜBER EIN THEMA

1

Und es begab sich, daß Kalb, Ochse, Schaf und Kamel zueinandkamen und über andere Tiere klagten.

„Hochmütig sind sie und sondern sich von uns ab“, sagte ein hinzutretender Esel, „laßt uns den schlaun Fuchs fragen, was zu tun ist.“

Also taten sie.

Der Fuchs flüsterte jedem etwas ein.

Kurze Zeit später eröffneten sie den „Klub der intelligenten Tiere“. „Wegen Überfüllung geschlossen“, stand dran.

2

Und es begab sich, daß alle Tiere zueinandkamen, mit Ausnahme des Kalbs, des Ochsen, des Schafs, des Kamels und des Esels.

„Mit denen wollen wir nichts zu tun haben, und doch versuchen sie immer wieder, sich unter uns zu mischen. Fuchs, sag du, was zu tun ist!“

Der Fuchs flüsterte jedem etwas ein.

Kurze Zeit später eröffneten sie den „Klub der intelligenten Tiere“.

Die ersten Gäste waren das Kalb, der Ochse, das Schaf, das Kamel und der Esel.

3

Alle Tiere gingen gemeinsam zur Eule, um Ratschläge zu erbitten, wie sie sich besser vertragen könnten.

Die Eule nahm die Brille ab und sagte:

„Lernt voneinander, wie die Menschen, helft einander, wie die Menschen, freßt euch nicht gegenseitig auf...“, da verschluckte sich die Eule.

„Und was soll aus den Raubtieren werden?“ fragten das Kalb, der Ochse, das Schaf, das Kamel und der Esel.

„Eure Sorge“, sagte die Eule.

Hans Bruck

NACHDENKLICHES FÜR AUTOREN

Unsere Ursprünglichkeit geht nie sicherer verloren als auf der Jagd nach Originalität.

„Gekonnt“ ist ein Wort, das mir sehr gewollt erscheint. Leider habe ich nie den Erfinder dieses Wortes ausfindig machen gekonnt (Verzeihung: können!).

Wir sollten Gedichte, die wir für schlecht halten, nicht in der Erwartung veröffentlichen, daß sich die Öffentlichkeit unserm Urteil nicht anschließen werde.

Wer eine Wahrheit auf den Kopf stellt, darf sich nicht wundern, wenn sie mit den Beinen zu strampeln beginnt und ihm ins Gesicht schlägt.

Auch unter den Autoren gibt es Hähne, die das Geschäft des Eierlegens neidlos den Hennen überlassen und deren Erzeugnisse begackern, als ob es selbstgelegte Eier seien.

Man predige mir keinen Humor; man bringe mich lieber zum Lachen! Es kommt fast alles aufs Beispiel und fast nichts auf die Predigt an.

Es gibt Autoren, die sich selber plagiieren: alle ihre Bücher gleichen ihrem ersten.

Alle gewöhnlichen Denkwege und Gedankengänge münden sinnigerweise in dem Gemeinplatz.

Dickhäuter erledigt man nicht durch dünnen Witz. Man kann mit dem Blasrohr auf Elefanten zielen, aber man sollte sich davon keine Wirkung versprechen.

Mancher gescheite Gedanke ist daran gescheitert, daß wir eine dumme Fassung wählten.

Unsere Worte bleiben meist etwas hinter den Erwartungen zurück, die unsere Gedanken in sie setzen.

Der Leser macht sich auch Gedanken: deshalb sollten wir ihm nicht alle Gedanken vorwegnehmen.

Die Natur ist nicht pedantisch, deshalb wirkt der Pedant so unnatürlich. Der schreibende Pedant ganz besonders.

Enttäuschte Jungfern und enttäuschte Autoren verlegen sich aufs Nörgeln.

Unangebrachtes Lob kann schaden, angebrachter Tadel nie.

An die Adresse der Prüden und Preziösen: Man kann die Hose auch Bein-
kleid nennen, aber man schafft sie dadurch nicht aus der Welt.

Was ist traurig? Traurig ist der Mißbrauch des Wortes „tragisch“ in Fällen,
in denen nur der Ausdruck „traurig“ angebracht wäre.

Goethe dachte von seiner dichterischen Leistung gering, er hielt sich als
Forscher für bedeutender. Das sollte auch manche lebenden Autoren miß-
trauischer gegen sich selber stimmen.

Plattheiten: Wahrheiten mit schiefen Absätzen.

Die Saurier sind schon lange tot, aber der Banalosaurus ist noch am Leben.

Er hatte wunderbare Einfälle, darunter sogar einen eigenen.

Er bestellte sich Einfälle ins Haus und wunderte sich, daß sie nicht kamen.

Kleine Ursachen, große Wirkungen –
große Worte, kleine Wirkungen.

Richard Drews

FÜNF ANEKDOTEN

1

Ein kleiner Mann in einer Wahlversammlung zur Verteidigung seiner Frei-
heit hitzig aufgerufen, fühlte ängstlich nach seiner Geldbörse und ging nach
Hause. Mit dieser Handbewegung dokumentierte er, den Sitz der Freiheit zu
kennen.

2

Ein grauhaariger Gärtner fragte seinen Brotgeber, warum er so hartnäckig
darauf bestehe, sich am Sonntagvormittag in seinem, des Gärtners Garten zu
schaffen zu machen. „Um Ihren Dienst ertragen zu können“, antwortete der
Brotgeber gütig.

Sehr folgerichtig mutmaßte der Gärtner, daß sein Brotgeber eine jüngere
Arbeitskraft einzustellen beabsichtige und bot eine Minderung seines Lohnes

an. „Wie furchtbar sind Ihre Gedanken“, sagte der Brotgeber traurig. „Ich spreche von meinem Gewissen, Sie sprechen von Ihrem Lohn.“

Sehr folgerichtig färbte der Gärtner sein Haar, ehe er sich um eine neue Stellung bewarb.

3

Auf einem vergnüglichen Betriebsfest fragte ein Unternehmer bei einem Glase spendierten Bieres einen alten Arbeiter, was er an dieser Gesellschaftsordnung nun eigentlich so entsetzlich finde.

„Daß das Entsetzliche niemanden entsetzt“, antwortete der.

4

Von einem Philosophen wird berichtet, daß er, von seinem Kutscher befragt, warum er seine Bücher so schwerverständlich abfasse, geantwortet habe: „Um das Bekannte unbekannt zu machen, damit es erkannt werde.“ Auf die gleiche Frage habe er einem Schüler geantwortet: „Weil ich eines natürlichen Todes zu sterben beabsichtige.“

5

Nach der Einnahme der Insel Mallorca durch die spanische Falange im Jahre 1936 wurden, nach Angabe des orthodox-katholischen Royalisten Bernanos, in wenigen Tagen viele tausend Bauern und Arbeiter ermordet. Ihr Verbrechen bestand in ihrer republikanischen Gesinnung.

Nachdem die Falangisten die technischen Schwierigkeiten der Massensexekutionen findig zu lösen verstanden hatten (sie benutzten Straßengräben, die wegen des niedrigen Grundwasserstandes ohne Gefahr für die öffentliche Gesundheit und die Wasserversorgung der Felder zugeschüttet werden konnten), fand Seine Eminenz der Bischof von Mallorca eine ebenso verblüffend einfache Lösung auch für die seelsorgerische Seite.

Auf seine Anordnung hin wurde jedem Exekutionskommando ein Priester zugeordnet, der streng darauf zu achten hatte, daß niemand ohne die heiligen Sterbesakramente den Genickschuß erhielt. In der Regel schritten die Henker, dem salbenden Priester folgend, die Reihen der Knieenden ab und schossen auf die Stellen, die ihnen mit Salböl bezeichnet waren.

Ein vierzehnjähriger Junge, der die Sterbesakramente noch verweigerte, als er blutig zusammengeschlagen war, wurde von einem der Priester nach dem Grund seiner sinnlosen Weigerung befragt.

„Weil ihr nicht Öl verschwenden würdet, wenn euch die Seelen nichts nützten“, antwortete er.

KÖLN – KARLSRUHE – JENA

„Das Bundesverfassungsgericht!“ Der Mann, der sich bemüht, diesem Ausruf einen möglichst feierlichen Klang zu geben, hat mit würdiger Miene in den Saal geschaut und öffnet soeben die Tür zum Beratungszimmer der Richter. Im Mittelalter waren es prächtig buntgekleidete Herolde, die den Einzug hoher Herrschaften verkündeten; hier hat ein in schlichtes Blau gekleideter Gehaltsempfänger, ein geduldiger Gerichtsdieners, diese Aufgabe übernommen.

In langer Reihe schreiten die elf Richter, rote Barett auf den Köpfen, die roten Roben raffend, an der Stirnseite des Saals entlang, machen eine halbe Kehrtwendung, legen ihre Kopfbedeckungen ab und nehmen auf den überhöhten Sitzen Platz.

Ich sitze an einer Seitenwand des rechteckigen Saals, auf einem jener mit grünem Lederpolster bezogenen Stühle, die für Gäste der Bundesregierung bestimmt sind. Ich bin zwar keineswegs ein Gast der Bundesregierung, kann aber von diesem Platz aus den Saal ausgezeichnet überblicken, viel besser, als wenn ich mich in eine der zwei rückwärtigen Stuhlreihen gezwängt hätte, die für die übrigen Zuhörer vorgesehen sind.

Es herrscht eine merkwürdig drückende, trocken-dumpfe Atmosphäre im Saal, nicht nur deshalb, weil eine moderne Ventilation fehlt. Es hilft auch nichts, daß die Gerichtsdieners in jeder Verhandlungspause die Fenster öffnen und frische Luft einströmen lassen. Was die Atmosphäre so drückend macht, ist der historische Modergeruch, der in diesen Räumen lastet: hier hat einmal Prinz Max von Baden residiert, der letzte Reichskanzler des Wilhelminischen Deutschlands, hier wird heute ein Staat repräsentiert, der nur in der Stickluft der Vergangenheit atmen kann. Das ehemalige Prinzenpalais ist zwar modernisiert worden, aber was kann ein nachträglich eingebauter Fahrstuhl schon beweisen? Auch mit der modernsten Technik läßt sich bekanntlich rückwärts reisen.

Die Einrichtung des Saals ist ausgesprochen nüchtern, dürftig fast, billige Serienmöbel, leere, blaßgelb übertünchte Wände. Leer und übertüncht wirken auch die Gesichter derer, die hier zu Gericht sitzen. Der Präsident, fünf

Bundesrichter an jeder Seite, darunter eine Frau, thront genau in der Mitte; äußeres Zeichen seines Vorrangs ist allein die höhere Lehne seines Sessels, die es ihm ermöglicht, sich bequemer auszustrecken, als das den anderen möglich ist.

Der Präsident macht von diesem Privileg redlichen Gebrauch. Jetzt hat er sich weit zurückgelehnt, ein langer, hagerer Mann mit langem, hagerem Gesicht, hat den Kopf auf eine Hand gestützt, so daß sich auf der gut-rasierten Wange tiefe Falten bilden, und starrt mit blassem, ausdruckslosen Augen durch den Saal hindurch. Ihm genügt es vorläufig, die Verhandlung eröffnet zu haben; andere Dinge scheinen ihn zu beschäftigen. Worüber denkt der Präsident nach? Erinnert er sich an die Zeit vor zehn, zwölf Jahren, an die Prozesse, in denen er, ein Schutzkind der bayrischen NSDAP-Gauleitung, als Oberstaatsanwalt aufgetreten ist? Sinnt er über den Wandel der Rechtsstaatlichkeit im Lauf der Zeiten nach, über seinen letzten Besuch bei Adenauer, kurz vor Prozeßbeginn? Oder gehen seine Gedanken weiter in die Vergangenheit zurück?

Vielleicht erinnert sich der Präsident an ein Datum, das mehr als hundert Jahre zurückliegt: vom 4. Oktober bis 12. November 1852 fand in Köln der erste Kommunistenprozeß statt. Vor über hundert Jahren wurden die Kommunisten auf deutschem Boden zum ersten Mal vor Gericht gestellt und zu hohen Festungsstrafen verurteilt. Ob dem Präsidenten jene Sätze bekannt sind, die Karl Marx im Jahre 1875 in einem Nachwort zu seiner Schrift über den Kölner Kommunistenprozeß niederschrieb? Vermutlich sind ihm diese Sätze nicht bekannt, aber ihre Kenntnis könnte ihm nichts schaden, vielleicht sogar ein wenig nützen: „Der Kommunistenprozeß zu Köln selbst brandmarkt die Ohnmacht der Staatsmacht in ihrem Kampf gegen die gesellschaftliche Entwicklung. Der königlich preußische Staatsanwalt begründete die Schuld der Angeklagten schließlich damit, daß sie die staatsgefährlichen Prinzipien des ‚Kommunistischen Manifestes‘ heimlich verbreiteten. Und werden trotzdem dieselben Prinzipien zwanzig Jahre später nicht in Deutschland auf offener Straße verkündet? Erschallen sie nicht selbst von der Tribüne des Reichstags? Haben sie in der Gestalt des ‚Programms der Internationalen Arbeiterassoziation‘ nicht die Reise um die Welt gemacht, allen Regierungssteckbriefen zum Trotz? Die Gesellschaft findet nun einmal nicht ihr Gleichgewicht, bis sie sich um die Sonne der Arbeit dreht.“

In der Schrift von Karl Marx über den Kölner Kommunistenprozeß könnte der Präsident manches Material finden, das für ihn aufschlußreich und aktuell wäre: über Aktenfälschungen, die die preußische Regierung vornahm, über bezahlte Polizeispitzel, über rechtswidrige Behinderungen der Angeklagten, über die Anlage von Geheimprotokollen, die der Verteidigung vorenthalten wurden. Oder darf man aus dem bisherigen Verlauf des Prozesses in Karls-

ruhe schließen, daß dem Präsidenten und den Bundesrichtern diese Praktiken der preußischen Regierung aus dem Jahre 1852 nur allzu gut bekannt sind?

Der Präsident, der ganz in Gedanken versunken schien und mit blassen, ausdruckslosen Augen durch den Saal hindurchblickte, gibt sich einen Ruck. Greift er plötzlich in die Verhandlung ein? Nein, er greift lediglich in eine der tiefen Taschen seiner Robe und zieht ein Bonbon hervor, das er diskret zum Munde führt. Oder ist es vielleicht kein Bonbon, sondern ein ärztlich verordnetes Stärkungsmittel? Bei dem bisherigen Verlauf des Prozesses hätte ich für eine solche ärztliche Verordnung volles Verständnis.

Es gibt ein schönes, bildkräftiges Wort: von dem Mann, der wie ein Blitz zwischen die Ferkel fährt. Wenn ich mir nicht geschworen hätte, in diesem Bericht keine zoologischen Vergleiche heranzuziehen, dann wäre ich der Lockung dieses Bildes sicherlich erlegen. Für die Bundesregierung hat gerade ein Ministerialdirigent aus dem Innenministerium gesprochen. Er hat sich fleißig vorbereitet, er kennt die einschlägigen Texte und Paragraphen, hat er doch selbst lederne Gesetzeskommentare geschrieben. Er trägt seine Schulweisheiten mit der schüchternen Entschlossenheit eines Reifeprüflings vor, der dem Kollegium beweisen möchte, daß er sich brav auf das Examen vorbereitet habe. Aber das Verfahren in Karlsruhe ist keine Reifeprüfung für strebsame Ministerialdirigenten. Einer der Rechtsanwälte der Kommunistischen Partei repliziert, scharf, geschliffen, mit aggressiver Logik und logischer Aggressivität. Der Ministerialdirigent aus Bonn duckt sich auf seinem Platz, hilfesuchend blickt er zu seinem Vorgesetzten, seine Ohren laufen rot an, als ob er soeben in der Schule eine schlechte Note erhalten hätte. Um ihn herum hockt die ganze Bonner Equipe, aufgescheucht, tuschelnd, bestürzt, die Wangen einer korpulenten Dame glühen hektisch; so ungefähr stelle ich es mir vor, wenn der Blitz zwischen die Ferkel fährt.

Ursprünglich war lediglich ein Ritter ohne Furcht und mit manchem Tadel aus Bonn auf einem schweren, standartengeschmückten Mercedes-Streitroß ausgezogen, um in Karlsruhe den kommunistischen Drachen zu erlegen. Aber der einsame Rittersmann hat in Karlsruhe schnell das Fürchten gelernt. Er telegraphierte in alle Himmelsrichtungen, daß man ihm reisige Hilfstruppen schicken möchte. Jetzt nimmt er mit seinem Gefolge schon fast die Hälfte des Raumes im Verhandlungssaal in Anspruch. Hier sitzt ein Mann, der nicht, wie seiner Nase nach zu urteilen, ein Spezialist für Mosel- und Rheinwein, sondern für Völkerrecht sein soll, dort spreizt sich ein geschniegelter Herr, der in Nürnberg Kriegsverbrecher vom Galgen wegzerzte, daneben stieren zwei Schmerbäuche in aufgeschlagene Akten und Gesetzeskommentare, vor ihnen zischelt eine beleibte Bürovorsteherin einem bebrillten Referendar wichtige Weisungen ins Ohr – ein ganzes Heerlager der Bürokratie hat sich ausgebreitet und strapaziert allabendlich die Spesenordnung für Regierungsange-

stellte. Allem Vernehmen nach werden im Februar noch weit zahlreichere Hilfstruppen anrücken; die Hoteliers in Karlsruhe sind, was Vorbestellungen von Zimmern angeht, im höchsten Maß zufrieden.

Viel weniger ist augenscheinlich der Präsident mit dem Verlauf des Prozesses zufrieden. Zuviel an genau treffenden Argumenten hat er schon einstecken müssen, die Prozeßvertreter der Kommunistischen Partei fechten mit exakter Logik und kühler Leidenschaft: in Karlsruhe wird nichts verschont. Zu kümmerlich ist auch, was die Bundesregierung bisher auf die Beine gebracht hat: Provinzreisende, die sich in die Weltgeschichte verlaufen haben. Dabei hat Bonn sich über drei Jahre Zeit gelassen, diesen Prozeß vorzubereiten, mehr noch als die preußische Regierung vor hundert Jahren, die lediglich lumpige achtzehn Monate benötigte. Der Präsident scheint ermüdet; er benutzt die erstbeste Gelegenheit, die Verhandlung für den heutigen Tag zu schließen, Fortgang am nächsten Vormittag

*

Ich habe Zeit und bummle ein bißchen durch die Stadt. Auch in Karlsruhe wird viel gebaut: Banken, Geschäftshäuser, aber auch Wohnblocks, neue Straßenzüge. Zwei-, dreihundert Meter vom Bundesverfassungsgericht, fast noch in Rufweite, wird ein größerer Bau in die Höhe getrieben. Ich bleibe stehen. Maurer sind an der Arbeit, Zimmerleute; Ziegel werden herangefahren, Lehm wird gekarrt, auf dem Gerüst hat jemand ein Lied angestimmt, Scherzworte fliegen hin und her, Gelächter dröhnt herunter. Wissen diese Arbeiter auf dem Bau nicht, daß ein paar hundert Meter von ihnen entfernt ein Prozeß gegen die Kommunistische Partei Deutschlands begonnen hat? Wissen sie nicht, daß sich am Himmel wieder schwere Gewitterwolken zusammenziehen, aus denen Blitz und Feuer, Hagelschlag und Atomtod hervorbrechen kann? Sie haben vermutlich alle in der Zeitung gelesen, daß ein solcher Prozeß stattfindet; aber viele von ihnen, die meisten, wissen sicherlich nicht, was auf dem Spiel steht. Sie lachen und scherzen im gleichen Augenblick, da unter die Fundamente ihres halb errichteten Neubaus Sprengstoff gelegt wird. Haben die meisten von ihnen nicht selbst miterlebt, was dem Verbot der Kommunistischen Partei im Jahre 1933 folgte? Ist es so schwer, die Lektionen der Geschichte zu lernen?

Ich gehe weiter durch die Stadt, durch die Hauptstraße, die in vorweihnachtlichen Lichterschimmer getaucht ist. Auslage reiht sich an Auslage, Luxusgeschäfte, Delikateßhandlungen, Kaufhäuser; Leder, Uhren, Schmuck, Konfektion, Porzellan, französische Parfüms, englische Plumpuddings, italienische Weine, Autos, Kühlschränke, Waschmaschinen; alles scheint vorhanden, aufeinandergehäuft; jeder, der Geld hat, braucht nur zu wählen und zu kaufen. Die Straße ist gedrängt voll, Autos hupen sich in langen Reihen

durch das Gewühl, die Schaufenster sind belagert, die Geschäfte und Gaststätten voller Menschen.

In einer Seitenstraße liegt das Bundesverfassungsgericht, dort hat ein Verbotsprozeß gegen die Kommunistische Partei Deutschlands begonnen. Die Menschen, die durch die lichterfüllte Hauptstraße hasten, wissen nicht, daß diese Hauptstraße in eine Sackgasse mündet. Blendet sie das helle Licht, das sich in den Auslagen spiegelt? Erkennen sie deshalb nicht, daß der Weg ins Freie nur durch jene Seitenstraße führt, in der ein Kampf um Leben und Tod gekämpft wird –, um ihr Leben, um ihren Tod?

In der Hauptstraße wird auch um Leben und Tod gekämpft, aber nur auf grellen, von Scheinwerferlicht angestrahlten Kinoplakaten. Jimmy Caution, der amerikanische Held des Jahrhunderts, ein Superman, gegen den ausgewachsene SS-Scharführer die reinsten Waisenknaben sind, kämpft auf der Leinwand gegen eine internationale Mörderbande und um die Liebe einer schönen Frau. Ich will mir diese Geschichte ansehen, die mit dem lyrischen Titel „Serenade für zwei Pistolen“ Besucher anlockt. Hafenbars in Nordafrika, Nackttänze, Luxusjachten, blondes Gift, Flugzeugabschüsse und ein Held, der enorme Mengen Alkohol konsumiert und beidhändig auf seine Widersacher feuert. Die Vorstellung war gut besucht. Als das Licht angeht, sehe ich Erregung auf den Gesichtern der Jugendlichen, gerötete Wangen, fiebrig glänzende Augen. Donnerwetter, ist das ein Kerl, dieser Jimmy Caution. Alle diese kleinen Möchtegern-Jimmy-Cautionen wissen nicht, daß über den großen Jimmy Caution ihr Weg in die Kaserne führen soll: die Sehnsucht nach Hafenbars, exotischen Nackttänzen, blonden Vamps und Luxusjachten würde ihnen schon bald weggedrillt werden; real bleibt die Möglichkeit, im Flugzeug abgeschossen zu werden, real bleibt die Ausbildung zur Mordbereitschaft: sie alle sollen es lernen, beidhändig auf andere Menschen zu schießen, die nicht ihre Feinde sind, die Arbeiter, schaffende Menschen, wie sie selbst sind. Auch Jimmy Caution bewacht mit seinen Pistolen den Weg, der zu jener Seitenstraße in Karlsruhe führt, wo der Verbotsprozeß gegen die Kommunistische Partei Deutschlands begonnen hat. Ist es so schwer, diesen Leinwandhelden außer Gefecht zu setzen?

In einer kleinen, etwas altertümlichen Gaststätte, abseits der Hauptstraße, esse ich einen Happen, bestelle einen Schoppen heurigen Wein. Ich blättere ein paar illustrierte Zeitschriften durch: Hafenbars, exotische Nackttänze, Luxusjachten, viel blondes Gift und Flugzeugabschüsse – wie gehabt. Zwei größere Tische, für Stammgäste anscheinend, sind besetzt: ältere Leute, Handwerker, kleine Angestellte, vor sich ein Glas Bier oder einen Schoppen Wein. An einem Tisch geht es hoch her: drei spielen Skat, drei geben gute Ratschläge. Jetzt scheint ein Spieler einen unentschuldbaren Fehler gemacht zu haben, vielleicht hat er statt der Karo-Zehn nur die Karo-Neun zugegeben, vielleicht

hat er auch unnötig eingestochen. Sein Mitspieler macht großen Spektakel, die Kiebitze fassen sich an die Stirn: außerhalb dieses Skatspiels und des Wirtes, der die Gläser nachfüllt, scheint für alle Beteiligten keine Realität zu existieren. Wissen sie nicht, daß anderswo die Karten zu einem anderen Spiel gemischt werden, bei dem es nicht um einen Zehntelpfennig geht? Daß gerade jetzt in einer Seitenstraße in Karlsruhe ein Trumpf gegen die deutsche Einheit ausgespielt werden soll, daß dort einiges mehr in Gefahr ist als ein paar Skatrunden?

Auch an dem zweiten Tisch ist es jetzt laut geworden; vier oder fünf Männer gesetzten Alters und Aussehens erhitzen sich über das letzte lokale Fußballereignis. Sie können sich nicht einigen, ob Obertipfelbach oder Untervurzdorf die bessere Mannschaft sei. Wie lange soll dieser Streit noch dauern? Gibt es keine dringlicheren Fragen, über die man sich einigen müßte?

Weit scheint der Weg zu sein, der in jene Seitenstraße führt, wo der Verbotsprozeß gegen die Kommunistische Partei Deutschlands begonnen hat.

*

„Das Bundesverfassungsgericht!“ ruft der in schlichtes Blau gekleidete Gehaltsempfänger wiederum, auch heute bemüht, seiner Stimme einen feierlichen Klang zu geben. Wiederum schreiten die elf Bundesrichter, rote Barett auf den Köpfen, die roten Roben raffend, in langer Reihe die Stirnseite des Saales entlang, machen eine halbe Kehrtwendung, legen ihre Kopfbedeckungen ab und nehmen auf den erhöhten Sitzen Platz.

Es ist der letzte Verhandlungstag in der letzten Verhandlungswoche vor Weihnachten. Zu einer Beweisaufnahme gegen die Kommunistische Partei, zu Zeugenvernehmungen ist es überhaupt noch nicht gekommen, obwohl die Bundesregierung Beweismaterial angeblich säckeweise besitzt, obwohl Dutzende von Zeugen Gott weiß wie lange schon präpariert worden sind. Das Gericht mußte sich gleich zu Beginn des Prozesses zu einigen unbequemen Eingeständnissen bequemen, unter anderem zu dem Eingeständnis, Geheimakten angelegt zu haben, die der Verteidigung vorenthalten wurden; das ist genau die gleiche Methode, die der preußische Polizeirat Stieber, einer, wie Engels sagte, der „elendsten Polizeilumpen seines Jahrhunderts“, im Jahre 1852 in Köln für angemessen erachtet hat. Damals Stieber, heute . . .

Der Rittersmann aus Bonn, im Range eines Staatssekretärs, hatte große Mühe, überhaupt über die Runden zu kommen. Lex heißt auf deutsch das Gesetz, aber von Recht und Gesetz hat dieser Ritter nur sehr verschwommene Vorstellungen. Die Prozeßvertreter der Kommunistischen Partei haben alle sachlichen Fragen, die es bisher zu behandeln galt, souverän für sich entschieden: sie haben vor allem dargelegt, daß ein Verbot der Kommunistischen Partei, im Widerspruch zum Bonner Grundgesetz, die friedliche

Vereinigung Deutschlands auf das äußerste gefährden würde; sie haben in jeder Phase der Verhandlung das Geschehen beherrscht, sie hatten die stärkeren Argumente. Aber ist dieser Prozeß allein mit Argumenten, allein mit der Kraft der Logik, mit dem Nachweis des Rechts zu gewinnen?

Der Ritter aus Bonn, von Schildknappen und Hofschranzen dicht umgeben, brütet dumpf vor sich hin. Das Denken fällt ihm offensichtlich nicht leicht. Schon mehrfach in den letzten Tagen, wenn ihm etwas wider den Strich ging, sprang er auf und redete ungefragt dazwischen; der Präsident, um die Würde des Gerichts besorgt, mußte ihn sogar einmal sanft und nachsichtig rügen. An diesem letzten Tag der letzten Verhandlungswoche vor Weihnachten fassen die Prozeßvertreter der Kommunistischen Partei noch einmal alle Gründe zusammen, die das Verfahren als rechtswidrig erscheinen lassen, und beantragen, den Prozeß einzustellen. Der Ritter aus Bonn läuft rot an, Zornadern schwellen an seiner Stirn, er wuchtet sich von seinem Sitz empor, stößt mit dem Stock auf und verlangt ein letztes Wort. Der Präsident, der gerade zuvor wieder ein Bonbon oder ein Stärkungsmittel diskret zum Munde geführt hat, willigt mit einer Handbewegung ein. Der Ritter aus Bonn tritt an das Sprechpult, und diesmal hat er keinen vorbereiteten Text vor sich liegen. Er spricht frei, aus der Aufwallung des Augenblicks. Sich schwer aufstützend, poltert er mit vor Erregung zitternder Stimme los: Schon fast vier Wochen dauere der Prozeß, und immer noch habe er nicht richtig angefangen. Die Bundesregierung habe Klage gegen die Kommunistische Partei als eine antidemokratische Partei erhoben – und vier Wochen lang müsse er jetzt schon täglich hören, daß die Kommunistische Partei die klassische demokratische Partei sei. Die Bundesregierung, des Ritters Stimme überschlägt sich fast, habe Klage gegen die Kommunistische Partei erhoben, weil diese Partei ständig das Grundgesetz verletze und es zu beseitigen trachte – und vier Wochen lang müsse er jetzt schon täglich hören, daß allein die Bundesregierung ständig das Grundgesetz verletze und daß es allein die Kommunistische Partei sei, die konsequent für die Einhaltung des Grundgesetzes eintrete.

Der Ritter aus Bonn verschnauft einen Augenblick und setzt dann, ungewollt aber wirkungsvoll, eine großartige Pointe: Diese Dialektik, wie sie hier von den Vertretern der Kommunistischen Partei vorgetragen würde, keucht der Ritter, sei doch eine elende Sache; alle Beweise verkehrten sich unversehens ins Gegenteil. Das halte er, der Ritter, nicht mehr länger aus – sprach's und ließ sich schwer atmend wieder auf seinen Stuhl fallen.

Die Komik dieses Vorganges wurde anscheinend nur wenigen im Saal bewußt. Der Ritter aus Bonn, der ausgezogen war, den kommunistischen Drachen zu töten, war unerwartet auf einen noch viel gefährlicheren, noch weniger faßbaren Gegner gestoßen: auf die materialistische Dialektik. In diesem Augenblick war er drauf und dran, nicht nur das Verbot der Kommu-

nistischen Partei, sondern zugleich auch das Verbot der Dialektik zu fordern. Er schien felsenfest überzeugt, daß die Dialektik nichts anderes sei als eine heimtückische Erfindung, speziell bestimmt, ihn in Karlsruhe als komische Figur erscheinen zu lassen. Muß man etwa erst noch die Geschichte der Philosophie studieren, um die Kommunistische Partei zu verbieten? Ein Ritter schlägt in brenzligen Situationen an sein Schwert oder stößt kräftig mit dem Stock auf. Kein Weltgeist hätte des Ritters Bannfluch gegen die Dialektik erfinden können.

Der Präsident, müde, abgemattet, keineswegs erheitert, löst sich für einen Augenblick aus seiner Lethargie und verkündet mit klangloser Stimme, daß der Prozeß auf den 31. Januar 1955 vertagt sei – auf einen Tag nach jenem Datum also, an dem Hitler 1933 an die Macht marschierte. Das ist keine Entscheidung, aber ein Rundensieg: der Gong ertönte, weil Gericht und Ritter eine längere Ruhepause benötigen. Wie immer das Schlußwort in diesem Prozeß lauten wird, das letzte Wort bleibt der Geschichte vorbehalten; sie hat es bereits mit jenen Sätzen gesprochen, die Karl Marx, an Preußens vernichtende Niederlage erinnernd, vor mehr als einem Jahrhundert niederschrieb: „Jena! . . . das ist das letzte Wort für eine Regierung, die solcher Mittel zum Bestehen, und für eine Gesellschaft, die solch einer Regierung zum Schutze bedarf. Das ist das letzte Wort des Kölner Kommunisten-Prozesses – Jena!“

Heiner Müller

WOHIN ?

Dein Vater sollt marschieren.

Dein Vater ist marschiert.

Dein Vater – er ließ sich führen.

Sie haben ihn sterben geführt.

Und heut sollst du marschieren.

Dein Vater – der ist marschiert.

Weißt du, wohin sie dich führen?!

Ihn haben sie sterben geführt.

DIE POLITISCHEN VALENZEN DES DR. WITSCH

oder

DER KASTRIERTE REMARQUE

Der amerikanische Verleger Bennet Cerf, ein ebenso erfolgreicher wie zynischer Literaturgeschäftsman, antwortete einmal auf die Frage eines ausländischen Journalisten, ob es in den Vereinigten Staaten eine Buchzensur gebe: „Nein, eine Zensur gibt es nicht. Bei uns herrscht absolute Freiheit. Wir stellen bloß für den Schriftsteller diskrete Warnungstafeln auf, sozusagen Verkehrszeichen: ‚Achtung, langsam fahren!‘ oder ‚Sackgasse, umkehren!‘ Der kluge Schriftsteller weiß dann schon Bescheid.“ Und wenn einer nicht klug sei, erkundigte sich der Journalist. „Ach, dann fährt er weiter auf eigene Gefahr, und dann gibt's eben einen Verkehrsunfall mit Bein- oder Genickbruch.“ Das war vor zehn Jahren. Die Leser von Howard Fasts Literaturbriefen in unserer Zeitschrift wissen, daß sich die Zensurmethode jenseits des Großen Teichs seither radikal vergrößert und verschärft haben. Die diskreten Warnungstafeln sind durch Totschläger ersetzt worden; die Zensur spricht nicht mehr durch die Blume; der Schriftsteller hat die Freiheit, entweder so zu schreiben, wie es Big Business braucht, oder sich einen anderen Beruf zu suchen, oder – ins Gefängnis zu wandern.

Die Zuhälterrolle, die von den amerikanischen Verlegern in diesem Prozeß der Prostituierung so vieler Schriftsteller gespielt wird, findet – wie so manche andere Kulturerrungenschaft aus Gottes eigenem Ländchen – überall dort Nachahmung, wo die Vereinigten Staaten ihren Einfluß geltend machen können, natürlich auch in Westdeutschland. Im folgenden sei berichtet, wie ein westdeutscher Verleger – einer, der sich viel auf sein „selbständiges Unternehmertum“ einbildet – das Werk eines bekannten Schriftstellers im Interesse der Aufrüstungspolitik zensuriert, entstellt, verfälscht hat.

Die Sache fing mit einer Entdeckung an, die fast gleichzeitig in Oslo und Kopenhagen gemacht wurde. Eifrige Leser des deutschen Schriftstellers Erich Maria Remarque – der vor zwanzig Jahren nach Amerika ins Exil ging und dort geblieben ist – verglichen die norwegische und dänische

Ausgabe seines letzten Romans „Zeit zu leben und Zeit zu sterben“ mit der westdeutschen und fanden zu ihrem Erstaunen wesentliche Unterschiede zwischen dem Inhalt des Originals und der Übersetzungen. In der skandinavischen Presse erschienen daraufhin Berichte über eine „zensurierte deutsche Ausgabe“ des neuen Remarque-Romans. Diese Berichte wurden auch in Westdeutschland bekannt. Die Hamburger „Welt“ ließ sich von ihrem Korrespondenten K. C. nähere Einzelheiten aus Oslo melden: „Die unabhängige Zeitung ‚Verdens Gang‘ schreibt: Es sind Streichungen in der deutschen Ausgabe vorgenommen worden, die die Tendenz des Romans in aufsehenerregender Weise ändern. Soweit es möglich war, hat man in der deutschen Ausgabe alles vermieden, was auf den Nazismus, die Hinrichtungen von Juden und Russen und andere Fragen hinweist, die für viele Deutsche sehr peinlich sein müssen.“ Der Korrespondent schloß seinen Bericht mit der Feststellung: „Es wird eine Zensur an der deutschen Literatur ausgeübt, um die Vergangenheit weniger abscheulich zu machen als sie war und damit die Reaktionen des (deutschen) Volkes auf das, was die Zukunft in ihrem Schoß tragen mag, abzuschwächen.“

Ähnliche Notizen wurden auch von einigen anderen westdeutschen Zeitungen gebracht. Die literarisch interessierte Öffentlichkeit horchte auf; Proteste und Anfragen wurden laut; die „Affäre Remarque“ war da und ließ sich nicht mehr vertuschen, zumal ihr Echo auch im „befreundeten Ausland“ immer stärker wurde. In den Direktionszimmern des Verlages Kiepenheuer & Witsch zu Köln, aber auch an anderen Stellen im Adenauerstaat, geriet man in begreifliche Aufregung. Zensur in der freien westlichen Demokratie, obendrein zu so anrüchigem Zweck – so was durfte doch nicht ans Licht kommen! Dem Schriftsteller, der sich hatte prostituieren lassen, dem Verleger, der dabei Zuhälterdienste geleistet hatte, und dem System, in dessen Interesse das „Ding gefingert“ worden war . . . ihnen allen mußte geholfen werden! Und wer wäre zu einer Rettungsaktion geeigneter gewesen als die sogenannte freie Presse? Es fand sich auch gleich eine Redaktion, die in die Bresche sprang. Das Unternehmen „Mohrenwäsche“ konnte beginnen. Und wenngleich man nicht ganz so weit ging wie jener amerikanische Korrespondent in Haiphong, der da schrieb: „Daß es hier noch Freudenhäuser geben darf, während sie in Hanoi gleich nach dem Einmarsch der Roten geschlossen wurden, auch das ist ein Stück Freiheit . . .“, wenngleich man, wie gesagt, nicht ganz so weit ging, so tat man doch sein Bestes, um aus schwarz weiß zu machen.

In der „Rhein-Neckar-Zeitung“ erschien am 19. Oktober 1954 folgendes Stück Dichtung und Unwahrheit:

„Nichts an der Tendenz geändert . . .“

Kürzlich ging – unter der Überschrift ‚Wurde Remarques jüngstes Werk zensuriert?‘ – folgende UP-Meldung durch die Presse:

„Die dänische Abendzeitung „Information“ berichtet, daß ein Freund des deutschen Schriftstellers Erich Maria Remarque sich die Mühe gemacht habe, die deutsche, dänische und englische Ausgabe des jüngsten Romanes von Remarque „Zeit zu leben und Zeit zu sterben“ miteinander zu vergleichen. Dabei habe er gefunden, daß in der deutschen Ausgabe dieses Romanes alle Stellen ausgelassen worden seien, die sich auf Grausamkeiten bezogen, die die ehemalige deutsche Wehrmacht im Osten begangen haben soll. (Dieses „soll“ hat’s wahrscheinlich in sich! *F.C.W.*) Alle Passagen sollen ausgelassen sein, die nicht mit der Ehre des deutschen Soldaten übereinstimmen.“

Der Roman „Zeit zu leben und Zeit zu sterben“ schildert die Urlaubs- und Kriegserlebnisse eines jungen, an der Rußlandfront kämpfenden deutschen Soldaten. Remarque lebt seit mehr als zwanzig Jahren nicht mehr in Deutschland und hielt sich während des Krieges in den USA auf.

Im Interesse einer sachlichen Klärung des gemeldeten „Zensur“-Falles haben wir uns an den Verlag Kiepenheuer & Witsch (Köln/Berlin) gewandt, der die deutsche Ausgabe von „Zeit zu leben und Zeit zu sterben“ herausbrachte, mit der Bitte um eine Stellungnahme zu den gegen die deutsche Ausgabe erhobenen Vorwürfen. Daraufhin erhielten wir folgenden Brief vom Verlagsbuchhändler Dr. Joseph C. Witsch, der allerdings ein neues Bild ergibt:

„Die Meldung ist falsch. Das Originalmanuskript des Buches ist ja deutsch. Sofort nach Fertigstellung des Manuskriptes hat Remarque die deutsche Fassung an die einzelnen Länder gegeben zur Übersetzung. Wir haben verständlicherweise das Manuskript besonders sorgfältig geprüft hinsichtlich der richtigen Wiedergabe des Milieus, der richtigen Benennungen und der Richtigkeit der politischen Valenzen. An der einen oder anderen Stelle haben wir auch übertriebene Ausdeutungen, in Fragen der Angst beispielsweise, gemildert und haben diese Änderungen, um die uns Herr Remarque ausdrücklich gebeten hatte, im Manuskript eingetragen und das Ganze Herrn Remarque zur Prüfung zugeschickt. Wir haben es ihm selbstverständlich überlassen, unsere Verbesserungen teilweise oder ganz zu akzeptieren oder zu verwerfen. Er hat einen Teil unserer Änderungen angenommen, einen anderen Teil nicht, und hat uns dann das von ihm nochmals neu durchgearbeitete Manuskript als druckfertig übergeben, und so haben wir es dann gedruckt.

In der Zwischenzeit war es zu spät geworden, diese Änderungen, die nie grundsätzlicher Art waren, auch in den anderssprachigen Ausgaben anzubringen. An sich hätte er es in den einzelnen Teilen gern getan, was wir ihm auch sehr empfohlen hatten, besonders an all den Stellen, in denen terminologisch die Sache nicht ganz stimmte. Es bedarf keines Hinweises, daß nichts an der Tendenz geändert worden ist und nichts von seiner Härte weggenommen wurde; erstens, wie kämen wir dazu, nachdem wir das viel härtere Buch „Der Funke Leben“ ohne jede Änderung in Deutschland veröffentlicht haben, und zweitens hätte es auch Remarque selber nie akzeptiert, denn er handelt ja, entgegen dem Ruf, den er hat, nie kommerziell in solchen Dingen* und schwächt nicht ab und läßt nicht abschwächen, weil er sich von einer Abschwächung etwa einen größeren Absatz versprache oder weil man ihm einreden wollte, es würde eine Abschwächung des einen oder anderen Teiles die Absatzchancen verbessern.

Insofern also ist die Meldung der „Information“, daß wir das Buch von Remarque einer Zensur unterworfen hätten, falsch. Außerdem brauchen Sie das Buch nur zu lesen, um festzustellen, daß ihm nichts an Härte weggenommen ist. Hingegen vermute ich, daß in der einen oder anderen der fremdsprachigen Ausgaben in der Übersetzung

* Man schmecke die ganze Köstlichkeit dieser Formulierung: entgegen seinem Ruf... und nur in solchen Dingen! *F.C.W.*

des deutschen Textes an bestimmten Stellen Verschärfungen vorgenommen worden sind, die die Originalfassung nicht hatte. Das entspräche so dem trend Sefton Delmers* und anderer Leute. Es besteht immer im Ausland die Tendenz, heute aus verständlichen Gründen solche Dinge überzubetonen. Ich kann nicht behaupten, daß es so geschehen ist. Ich kann es, wie gesagt, nur vermuten, und das würde zum Teil den Korrespondenten der „Information“ rechtfertigen.“

Obwohl schon auf den ersten Blick in diesem Brief alles falsch ist – der Biedermannston und das Deutsch und der Fremdwortaufputz –, wird er in einem redaktionellen, von „Spectator“ gezeichneten Nachwort nach allen Regeln der Kommentierkunst hochgestapelt.

„Die Öffentlichkeit“, so heißt es dort, „wird dem Verleger Witsch sehr dankbar sein, daß er die Dinge in aller Offenheit dargelegt hat. Nun kann sich jeder seine Gedanken darüber machen. Um den Charakter der Verbesserungen beurteilen zu können, wäre es natürlich wichtig, die betreffenden Originalstellen zu kennen und dieselben mit den Verbesserungen zu vergleichen. Doch bleibt dies, nach den von Dr. Witsch geschilderten Vorgängen, eine durchaus interne Angelegenheit zwischen Autor und Verlag.“

Ausgeschlossen von den Segnungen einer freiheitlichen Kultur, die Negerkünstler ins Getto sperrt, aber Winston Churchill den Nobelpreis für Literatur verleiht; bar jenes zartbesaiteten Individualismus, der die Nerven von Falschmünzern schont, indem er ihr Gewerbe zur internen Angelegenheit erklärt, haben wir uns das Material beschafft, auf Grund dessen ein Vergleich zwischen den „betreffenden Originalstellen“ und den „Verbesserungen“ vorgenommen und der „Charakter dieser Verbesserungen“ einwandfrei festgestellt werden kann. Wie das zugegangen ist? Ganz einfach, ohne jede Hexerei, und Herr Spectator oder jeder seiner Kollegen hätte dasselbe machen können (und kann es noch machen), aber das wäre dann wohl ein Verstoß gegen die Freiheit der Zensur, eine Verletzung des Rechts auf literarische Prostitution, eine Einmischung in die interne Angelegenheit der geistigen Remilitarisierung... Wir haben uns einfach „Zeit zu leben und Zeit zu sterben“ in Deutsch und Englisch** gekauft und beide Ausgaben miteinander verglichen.

In seinem Brief schreibt der Doktor Witsch, daß die Änderungen im Remarqueschen Manuskript (sie werden ausdrücklich Verbesserungen genannt) nur vorgenommen wurden, um die „richtige Wiedergabe des Milieus“, die Richtigkeit der „Benennungen“ und die „Richtigkeit der politischen Va-

* Sefton Delmer – konservativer britischer Journalist, der vor kurzem eine aufsehenerregende Artikelserie über den wiedererstarkten Faschismus und Militarismus in Westdeutschland veröffentlichte. Trend – zu deutsch: Strömung, ein Beispiel für den in Westdeutschland bedrohlich anwachsenden trend, unsere Muttersprache zu amerikanisieren.

** „A Time to Live and a Time to Die“, aus dem Deutschen übersetzt von Denver Lindley, erschienen bei Hutchinson, Stratford Place, London, 1954.

lenzen“ zu gewährleisten. Etwas verschämt wird ein vierter, allerdings nur „an der einen oder andern Stelle“ angewandter Zensurgrundsatz genannt: „übertriebene Ausdeutungen, in Fragen der Angst beispielsweise“, die natürlich „gemildert werden“ mußten.

Was die Verbesserungen in puncto richtigerer Wiedergabe des Milieus anlangt, haben wir uns vergeblich bemüht, auch nur ein Beispiel dafür zu finden. Die Milieuschilderungen in beiden Ausgaben decken sich so gut wie vollkommen. Wenn es also in dieser Hinsicht zwischen den zwei Fassungen Unterschiede gibt, können sie nur von mikroskopischem Ausmaß sein.

Auf dem Gebiet der Benennungen ist dagegen tatsächlich eine Menge verändert worden. Da müssen Fachleute am Werk gewesen sein. Keiner von den Herren im Amt Blank und wo sich sonst die von Onkel Sam und seinen westdeutschen Partnern rehabilitierten Kriegsverbrecher aus den Reihen der Waffen-SS im Glanz ihrer neuen Ämter und Würden breitmachen, keiner von diesen Herren wird Anlaß zu einer Beschwerde finden: die verschwommenen „Benennungen“ von SS-, SA- und NSDAP-Größen im englischen Text sind in der deutschen Ausgabe überall durch die genauen Rangbezeichnungen ersetzt worden. Da gibt's keinen schlampigerweise nur als *commander in the SA* (Führer in der SA) eingeführten Halbzivilisten Alfons Binding; der Mann wird, wie sich's gehört, mit „Kreisleiter“ angesprochen. Und SS *Commander* Riese, bei dem man vermuten könnte, er sei ungefähr dasselbe wie *Commander* Binding, wird vor solcher Degradierung bewahrt: er tritt als „Sturmabführer in der SS“ auf. Solcher Verbesserungen gibt es eine ganze Anzahl, wobei auch die Wehrmachtsränge zu ihren vorschrittsmäßigen Bezeichnungen kommen, so daß zu hoffen ist, daß Kesselrings „Stahlhelm“, der den Verfasser von „Im Westen nichts Neues“ noch von früher her als Erzverbrecher gegen den Wehrgeist auf seiner schwarzen Liste hat, künftighin nur noch von einem besserungsfähigen literarischen Wehrgeistschädling Remarque sprechen wird.

Wir kommen nun zu den „politischen Valenzen“. Die haben es schon auf den ersten Blick in sich – rein terminologisch. Denn was bedeutet Valenz? Zunächst einmal Tüchtigkeit. Aber das konnte der gelehrte Doktor Witsch doch nicht meinen, so miserabel er auch seine deutsche Muttersprache beherrscht. Sehen wir also im Lexikon nach. Valentinianus, römischer Kaiser... Valentinus, Haupt einer Schule der Gnosis... Aha, da! Valenz: siehe Wertigkeit. Und unter „Wertigkeit“ finden wir folgende Erklärung: „W., Valenz, lateinisch; Fähigkeit der Atome eines Elements, sich jeweils nur mit einer bestimmten Anzahl anderer Atome chemisch zu verbinden, hauptsächlich abhängig von der Anzahl der äußeren Elektronen im Atom (Valenzelektronen)... Ein und dasselbe Element kann in verschiedenen Verbindungen verschiedene Valenz haben, z. B. ist Schwefel im Schwefeldioxyd vierwertig,

im Trioxyd sechswertig.“ Soweit das Lexikon, und nun wissen wir haargenau, was wir uns unter einer politischen Valenz nach Doktor Witsch vorzustellen haben, auch wenn uns nicht verraten wird, wievielwertig der Schwefel in seinem Valenzgeschwefel ist. Aber Spaß beiseite, der wackere Manuskriptverbesserer wußte natürlich gar nicht, was das Fremdwort, das er gebrauchen zu müssen glaubte, bedeutet ... er hat einfach Valenz mit Valeur verwechselt. Das ist ein begreiflicher, fast möchten wir sagen, entschuldbarer Irrtum bei einem Mann, dem auch die deutsche Bedeutung von Valeur, nämlich Wert, unverständlich bleibt, sofern sie sich nicht in Preisen und Profiten ausdrückt.

Doch Valenzen hin, Valcurs her: wie steht es um die Verbesserungen des Romantextes in dieser Hinsicht?

Da gibt es in der englischen Fassung eine Figur, die zwar nur am Rande auftritt und mit ziemlicher Verworrenheit behaftet ist, aber nichtsdestoweniger in diesem Roman die entschiedenste Form der Opposition gegen den Krieg darstellt: Immermann, ehemaliges Mitglied einer Strafkompagnie, wegen politischer Unzuverlässigkeit von den Nazis gehaßt und verfolgt. Remarque hatte, als er seinen Roman schrieb, nur eine verschwommene Vorstellung vom Charakter der kommunistischen Widerstandsbewegung in Hitlerdeutschland, aber er wußte, daß sie die erste, bestorganisierte und tapferste unter allen Oppositionerscheinungen war, und deshalb erscheint Immermann im Original (und in der nach dem Original gefertigten englischen Übersetzung) als Kommunist. Aber dieses Stück Realismus, dieser Tribut an die Wahrheit, ist im Adenauerstaat untragbar. Es wird deshalb eine kleine Valenzberichtigung vorgenommen, und witschratsch, hast du nicht gesehen, verwandelt sich Immermann in einen SPD-Mann.

Nicht minder interessant ist die Verwandlung des „Vierteljuden Hirschland“. Da den vielen prominenten Nazis, die sich in Westdeutschland auf politischen und wirtschaftlichen Kommandoposten befinden, jede Erinnerung an ihre Tätigkeit als Ausrotter von Juden und anderen „Minderrassigen“ vorläufig und insbesondere mit Hinblick auf die atlantische Bundesgenossenschaft noch recht unangenehm ist, kommt ihnen der Doktor Witsch großzügig entgegen. Hirschland wird in der deutschen Fassung einfach – „arisiert“. So fallen alle Voraussetzungen für Quälereien und Verfolgungen aus rassischen Gründen weg. Daß dabei auch ganze Szenen wegefallen, ist gewissermaßen nur ein Nebenprodukt dieser Valenzkorrektur. (Zu den gestrichenen Szenen gehört zum Beispiel eine der eindrucksvollsten des Originalmanuskripts: der Hauptheld, Gracher, besucht während seines Urlaubs die Mutter Hirschlands, um ihr die Grüße des Sohnes zu bringen; er findet die Alte völlig gebrochen, dem Wahnsinn nahe, weil ihr einer der Quäler Hirschlands, der Massenmörder und Spitzel Steinbrenner, „zum Spaß“ eine fingierte Meldung über dessen Tod geschickt hat.)

Aber die Reihe der im Interesse der Valenzrichtigkeit umgeschneiderten Figuren ist noch nicht zu Ende. Wurde Immermann entkommuniziert, wurde Hirschland arisiert, so wird Steinbrenner entbarbarisiert, so gut das bei einem Massenmörder eben möglich ist. Den Lesern der deutschen Ausgabe bleibt unbekannt, daß er ein Gestapoagent ist. Sie erfahren nicht, daß er sich die Erschießung einer angeblichen Partisanin mit den Worten „*Die Kub ist für mich!*“ ausbittet. Es wird ihnen auch unterschlagen, was der Hauptheld über Steinbrenner denkt: *Graeber schaute zu ihm hin. Dieser einundzwanzig-jährige hatte mehr Menschen getötet als ein Dutzend Soldaten zusammen. Nicht im Gefecht, nein, hinter der Front und in Konzentrationslagern. Er hatte sich dessen mehr als einmal gerühmt und war stolz darauf, besonders grausam gewesen zu sein.* Davon, daß alle seine sadistischen Anschläge auf Hirschland in der deutschen Ausgabe ausvalenziert worden sind, war bereits die Rede. Und weggewitscht ist auch das folgende Bekenntnis: „*Hast du viele Juden ausgerottet?*“ (fragte Graeber.) Steinbrenner grinste. „*Wenn du meine Führungspapiere sehen könntest, würdest du nicht fragen. Das waren Zeiten!*“ Er neigte sich vertraulich zu Graeber hinüber. „*Ich habe um Versetzung angesucht. Zurück zu einer SS-Division. Dort ist mehr los. Und man hat bessere Aussichten. Alles tut sich dort in größerem Maßstab. Keine langweiligen Kriegsgerichte für jeden lausigen Russen. Man legt sie in Paketen um. Vor gar nicht langer Zeit 300 polnische und russische Verräter an einem Nachmittag. Sechs Mann haben das Deutsche Kreuz dafür bekommen. Hier kommen einem höchstens ein paar poplige Partisanen unter, dafür kriegst du keine Auszeichnung. Wir haben nicht mehr als ein halbes Dutzend umgelegt, während du weg warst. In den Partisanenbekämpfungs-Bataillonen und im SS-Sicherheitsdienst kriegen sie Hunderte und Hunderte. Dort kann man vorwärtskommen.*“

Die deutsche Fassung zeigt aber nicht nur Steinbrenner, sondern alle seine Kumpan, den ganzen Hitlerfaschismus, in gemilderter, frasierter Aufmachung. Da wird ein Zusammenstoß zwischen Graeber und Frau Lieser, einer unentwegten Hitleranhängerin, geschildert. „Wozu stehe ich hier und rechtfertige mich vor diesem Weib?“ dachte er. „Ich sollte sie einfach abschießen.“ Damit endet Graebers Gedanke in der deutschen Fassung. In der englischen geht er weiter: ... *geradeso, wie ihr Mann, der wahrscheinlich im Sicherheitsdienst ist, russische Bauern niederknallt, um Lebensraum für den Führer zu gewinnen.* An einer anderen Stelle wird von den Verwandten eines entkommenen Konzentrationslagerhäftlings nur gesagt, daß sie „erschlagen“ wurden. Im Original heißt es *zu Tode geprügelt*. Und während die deutsche Ausgabe den Kreisleiter Alfons Binding nach der Schilderung einiger besonders gepfeffelter Mordgeschichten durch seinen SS-Freund Heini nur sagen läßt: „Mensch, was er da erzählt hat, was?“ Alfons paffte

an einer verkohlten Zigarre, die er sich angezündet hatte, als Heini seine Erlebnisse zum besten gegeben hatte. Sie war ihm ausgegangen in der Aufregung. „Allerhand, was?“ – lesen wir im unfrisierten Text: *„Mensch, das mit dem Scheiterhaufen, das war eine Geschichte, was?“* Alfons paffte an einer erkalteten Zigarre, die er sich angezündet hatte, als Heini seine weiteren russischen Heldentaten zum besten gegeben hatte. Sie war ihm in der Aufregung ausgegangen. *„Zuerst eine Lage Holz und dann eine Lage Menschen, und jede Lage mußte ihr Holz mitbringen und sich darauf niederlegen und wurde dann durch Schüsse in den Hinterkopf erledigt, allerhand, was?“* – „Ja, allerhand.“ – „Und die Weiber! Kannst du dir vorstellen, was man mit denen gemacht hat?“ – „Ja, ziemlich genau. Hättest du dabei sein wollen?“ – „Wie sie es mit den Weibern gemacht haben?“ – „Nein, mit den anderen. Bei dem brennenden Scheiterhaufen und bei den Weihnachtsbäumen mit Gebängten und bei den Massenhinrichtungen durch Maschinengewehrfeuer.“

Mit solchen und ähnlichen Zensurstückchen auf dem Kerbholz hat unser Doktor dann die Stirn, zu behaupten, man brauche das Buch nur zu lesen, „um festzustellen, daß ihm nichts an Härte weggenommen ist“ und daß „die Änderungen nie grundsätzlicher Art“ sind! Bei dieser Gelegenheit sei gleich auch die darauf folgende Unverschämtheit aufs Korn genommen: die „Vermutung“, daß „in der einen oder andern der fremdsprachigen Ausgaben in der Übersetzung an bestimmten Stellen Verschärfungen vorgenommen worden sind“. Demnach müßten alle Übersetzer, ob sie nun in Norwegen oder England, Nordamerika oder Dänemark sitzen, unter einer Decke gesteckt haben, denn ihre Übersetzungen weisen alle die gleichen „Verschärfungen“ gegenüber dem entschärften westdeutschen Text auf! Wahrlich, man hat es hier nicht leicht, zu entscheiden, ob die Dummheits- oder die Frechheitsvalenz dieses ganzen Weißwaschungsversuchs größer ist – riesengroß sind sie beide.

Bleiben nur noch die Eingriffe gegen „übertriebene Ausdeutungen, in Fragen der Angst beispielsweise“. Wo der Doktor recht hat, hat er recht: *übertriebene* Angst muß gemildert werden. Fragt sich nur, ob sie wirklich übertrieben ist, die Angst, und um was für eine Art Angst es sich handelt. Und wenn man zum Beispiel dahinterkommt, daß im Originalmanuskript Graeber den Massenmörder Steinbrenner erschießt, um ihn an weiteren Morden zu hindern, während in der verfälschten Fassung hinzugefügt wird: „Notwehr, dachte etwas in ihm!“ oder wenn man entdeckt, daß der Graeber des Originals, knapp bevor er von einem flichenden russischen Bauern erschossen wird, sich selbst schuldig spricht (*„Mörder“, sagte er nochmals und meinte damit Steinbrenner und sich selbst und unzählige andere*), wohingegen der verwitschte Graeber sozusagen schuldlos fällt . . . wenn man das

feststellt, dann weiß man auch, daß die Angst, die hier gemildert wurde, die Angst vor einer Vergeltung für Kriegsverbrechen, die Angst vor dem tödlichen Risiko eines neuen „Eroberungszuges zum Kaukasus“ ist.

Hier endet die Geschichte des Doktor Witsch mit seinen kleinen Valenzschiebungen. Hier beginnt die Geschichte des Erich Maria Remarque und seiner großen Schuld – denn er hat alle von uns festgenagelten Verfälschungen seines ursprünglichen Romantextes gutgeheißen. Oder ist auch diese Behauptung in dem Brief des valenten Verlegers nur Falschmünzerlatein wie alle übrigen? Wenn dem so ist, muß freilich Erich Maria Remarque das Schweigen brechen, das er bisher in dieser Sache so peinlich gewahrt hat. Weiterschweigen heißt seine Schuld eingestehen.

A. E. Thoss

DER FRIEDENSACKER

*Der Ackerboden liegt noch voll von Steinen.
Es dauert Jahre, bis die letzte Hand
der zähe Landwirt anlegt, bis auch seinen
fünf Sinnen aufgeht das Gelobte Land.*

*Er liest den Acker, mischt in gleichem Zuge
die magre Oberschicht mit gutem Dung;
die Faust am Führungsriff, weist er dem Pfluge
den Weg von Dämmerung zu Dämmerung.*

*Steifbeinig, steinschwer fällt er in die Federn,
von Schlaf und Abendschweigen übermannt.
Doch eines Morgens sieht er grün sich ädern
die erste Stufe zum Gelobten Land.*

*Von seinem Pflug geschnitztes Bild hat Leben.
Es packt ihn, als sein Blick ins Volle greift.
Er sieht: sein Korn steht in der Milch, umgeben
von Feldern, wo der Friede wächst und reift.*

BÜCHER UND IHRE LESER

Eine Umfrage bei unseren Mitarbeitern

Wir haben eine alte Tradition literarischer Zeitschriften wieder aufgenommen und uns an eine Anzahl unserer Mitarbeiter mit der Bitte gewandt, auf die Frage zu antworten, welches Buch im vergangenen Jahr den stärksten Eindruck auf sie gemacht habe. Die Antwort konnte sich auf neue oder alte, deutsche oder anderssprachige literarische Werke beziehen; dem Antwortenden war freigestellt, auch mehrere Titel zu nennen und seine Wahl zu begründen oder einfach mitzuteilen. Unsere Leser werden sicher mit uns in der Ansicht einig sein, daß das Ergebnis unserer kleinen Umfrage anregend und aufschlußreich ist, aber nicht zu allgemeinen Schlüssen verleiten sollte. Wir gedenken unsere Umfrage gelegentlich zu wiederholen und dabei den Kreis der Befragten erheblich zu erweitern.

Am stärksten haben mich im vergangenen Jahre beeindruckt: 1. „Die Patrioten“ von Bodo Uhse; 2. „Poetische Konfession“ von Johannes R. Becher; 3. „Meisterwerke deutscher Literaturkritik“, ein Sammelband, herausgegeben von Hans Mayer.

Alexander Abusch

Mich haben im vergangenen Jahre am stärksten beeindruckt: Alexander Block, „Dichtungen“; Alexej Tolstoi, „Der Leidensweg“; Robert Musil, „Grigia“ (aus der Novellensammlung „Drei Frauen“); Raymond Radiguet, „Le diable au corps“ („Den Teufel im Leib“); Melville, „Moby Dick“; Meyer-Gräfe, „Spanische Reise“ (Die Entdeckung El Grecos).

Erich Arendt

Winogradow, „Zwei Farben“; Howard Fast, „Spartacus“; Zaharia Stancu, „Barfuß“; Heinrich Mann, „Henri Quatre“; Goethe, „Italienische Reise“ (die beiden letztgenannten Bücher habe ich 1954 wiedergelesen) – dies sind die Werke, die mich im vergangenen Jahr sehr beeindruckt haben.

Katja Hayek-Arendt

Welches Buch auf mich den tiefsten Eindruck machte? Die Frage kam mir so, wie man zuweilen – selten im Jahr, wenn es einen Feierabend gibt – um sich schaut und fragt: Wie hieß es doch, das Buch, das ich schon längst so gern lesen wollte. Ja, welches war es?

Hier soll nicht die Rede sein von den vielen Büchern, die schön, klug, bewunderungswürdig im Laufe eines Jahres unseren Weg kreuzen. Nach dem

einen Buch ist gefragt. Es soll von Liebe die Rede sein, von der Liebe zu einem Buch, zu einem Stück menschlicher Phantasie.

Dieses Buch, ein schmales Bändchen, waren mir die „Tagebuchaufzeichnungen“ von Elmar Grin.

Ein Knabe, der wenig versteht aber viel erduldet hat, erprobt die Worte, die er weiß. Er beschreibt mit ihnen alles, was ihm auffällt. Und so kommt Waßja, sein Onkel, ins Bild. Tanzte nicht Waßja einstmals so herrlich, daß er ein einziger bunter Kreisel war. Jetzt nach dem Krieg sagt er, es sei kein Harmonikaspicler da. Doch das ist nicht wahr. Wahr ist, daß Waßja das Mädchen mit den langen dunklen Zöpfen sucht.

So macht es Elmar Grin, um von der Schönheit zu erzählen, und von der Verdüsterung, die über das Land fiel.

Hier ist zu sehen, wie alles Poesie ist, das Zarteste wie das Schlimme gleichermaßen, wird es nur wahrhaft ins Auge gefaßt. Und wie es im Buche Poesie wird darum, weil die Stärke des Autors sich paart zuerst mit Genauigkeit, dann aber auch mit Takt, mit Zartsinn, darum ist, angesichts der Schrecknisse, die hier geschildert werden müssen, der tagebuchschreibende Knabe eine geniale Erfindung des Elmar Grin.

Und ein anderes Buch möchte ich nennen. Ich habe es aber verloren und weiß nur noch: es war ein Teehaus darin und eine Katze, vielleicht auch ein Regen oder asiatische Musik.

Gut wäre es, wenn manche unserer Schriftsteller beherzigen wollten, daß aus bombastischem oder flachem und willfährigem Gerede niemals ein Buch werden kann, das den Menschen Wahrheit eingibt und Liebe zu den Menschen.

Annemarie Auer

Johannes Schlafs „Frühling“, 1894 erschienen, gehört für mich zu den Büchern, die ich jedes Jahr lese. Richard Dehmel hatte ihn einst „vor Tränen nicht zu Ende lesen können“, Albert Soergel glaubte, daß er den ganzen Naturalismus überdauern würde. Heute ist die Prosadichtung, die eine Weile kostbarer Besitz der Inselbücherei war, fast vergessen.

Was mich immer von neuem anpackt, ist die impressionistische, tautropfenklare Leuchtkraft der zauberhaft schönen Landschaft, der betörend süße, sonnige Sprachklang und der hymnische Ruf an die Herrlichkeit des Lebens, die Schlaf nach seinen erbitterten naturalistischen Jahren plötzlich wiederentdeckte. Der „Frühling“ bedeutet einen Bruch und eine Umkehr, der Freund hat mir oft von dem Glück erzählt, mit dem ihn das Werk auf den brennenden Sommerstraßen um Rudolstadt überfiel, das er von Thüringen in die Hamburger Vierlande verlegte.

Fünfzig Jahre später stand ich an seinem Sterbebett in der Vaterstadt Querfurt. Über Deutschland dröhnte der Krieg, ich war in langer Fahrt im

verdunkelten Zuge gekommen. Schlaf hatte vier Jahre vorher das verrohte Weimar Sauckels verlassen.

Aber seine Dichtung glänzt weiter, wie Klopstocks „Frühlingsfeier“ und Goethes Wertherlandschaften weiterglänzen. Und ich nehme es als sinnbildlich, daß es kurz nach meinem Geburtsjahr geschrieben wurde. So schön erschien damals wenigstens in einem Begnadeten die Welt; sollte ihre dichterische Verklärung, im nächsten der Freunde Wort geworden, mich nicht durch die Dunkelheit späterer Tage tragen können?

Ich versuche es in jedem Jahre. Stanislaw Przybyszewski, der den „Frühling“ ins Polnische übertrug, tat es vielleicht auch.

Mein Hinweis soll keine Lessingsche „Rettung“ sein. Die hat das so in sich vollendete Buch nicht nötig. Aber es wäre doch schön, wenn sich in Schlags Lande – Sachsen, Berlin, Thüringen – jemand der Dichtung von neuem verlegerisch annähme, so daß wenigstens etwas wieder von den weit über hundert Büchern zur Hand wäre, mit denen einer der genialsten Deutschen der letzten Jahrzehnte sein Volk und die Menschheit beschenkte. Gerhart Hauptmann, dem Schlaf und Arno Holz die entscheidende Wendung gaben, sprach 1922 von dem lauterem Gold seiner Kunst, die sich niemals dem Katzensgold der andren verschrieb. Nirgendwo sprangen die Metalladern des Echten reiner als in „einer unsagbar seligen Dichtung, Schlags ‚Frühling‘“.

Ludwig Bäte

Die Lektüre, die im vergangenen Jahr den stärksten Eindruck auf mich gemacht hat, ist Mao Tse-tungs Schrift „Über den Widerspruch“.

Bertolt Brecht

Von allen belletristischen Werken, die ich las oder lesen mußte, hat mich am stärksten die Dichtung von Alexander Twardowski „Wunderland Murawia“ in der Übersetzung von Alfred Kurella beeindruckt.

Ungemein anregend war für mich Johannes R. Bechers „Poetische Konfession“, ein schmales, aber inhaltsreiches Büchlein, das wie kaum ein anderes zum Mitdenken auffordert, zum selbständigen Denken erzieht. Wer es einmal gelesen hat, wird immer wieder danach greifen.

Ernst Blochs bedeutendes Werk „Das Prinzip Hoffnung“ (der erste Band ist erst vor wenigen Monaten erschienen) sollte von jedem Schriftsteller gelesen werden. Es öffnet immer wieder neue Tore der Erkenntnis.

A. S. Makarenkos „Ausgewählte Pädagogische Schriften“, die ich zu studieren begann, weil mich ein eigenes literarisches Vorhaben in das Gebiet der Pädagogik führt, zeigten mir, wie viel der Dichter vom Pädagogen lernen kann. Denn was ist ein Dichter, wenn er nicht auch – auf seine Weise – ein Pädagoge ist?

Günther Deicke

Das Buch des Jahres war für mich „Der Kopflohn“ von Anna Seghers. Die Wirkung dieses Romanes war sehr tief, der Eindruck bleibend. Es ist der Roman eines deutschen Dorfes, das vom Ungeist des Nazismus befallen wird, gleich einem Heuschreckenschwarm.

Man schreibt das Jahr 1932. 500 Mark Belohnung werden behördlicherseits dem zugesichert, der Angaben darüber machen kann, die zur Festnahme des jungen Hans Schulz führen, der bei einem Hungeraufmarsch einen Polizisten durch Messerstich getötet hat. Fünf Menschen des Dorfes lesen in der nahen Kreisstadt das Plakat und geraten in die Versuchung, sich den Judaslohn zu verdienen. Nicht alle unterliegen der Verlockung, mühelos in den Besitz der dreißig Silberlinge zu gelangen, doch braucht jeder das Geld. Naphtel, der alte Dorfjude, widersteht der Versuchung, obwohl er anfangs entschlossen ist, sich das Geld zu verdienen. Aber in seinem kranken Herzen glimmt der Widerwille gegen die schlechte Tat, einen unschuldig Verfolgten der Staatsgewalt auszuliefern. Der Tod erlöst ihn von seinem Zweifel, doch wir wissen schon im voraus und atmen auf: auch ein *lebender* Naphtel hätte den Verrat nicht begangen.

Den jungen Hans Schulz zeigt schließlich sein Klassenkamerad an, der zu den Nazis übergegangene Arbeiterjunge Kößlin. Er selbst will aber mit dem Gelde nichts zu tun haben. Der großartig geschilderte Wettlauf der anderen um den Judaslohn wird dann mit atemraubender Dichte gestaltet.

Der ärmste Bauer des Dorfes, der alte Algeier, widersteht der Verlockung und behält die Entdeckung für sich. Algeier ist tief verschuldet. Die leicht zu verdienende Summe würde ihn vor dem Ruin retten. Aber er bringt es einfach nicht fertig. Anna Seghers sagt wörtlich: „Da kam die Gerechtigkeit über ihn, die war schwer zu ertragen!“

Diesen alten Algeier mit seinem haarigen Gesicht und seinen funkelnden Äuglein und seinem unbestechlichen Sinn für das Gute und Wahre im Menschen – wie oft habe ich ihn gesehen auf meiner eignen Suche nach Menschen-geichtern. Wie oft geschieht es mir heute, daß ich auf der Straße stehenbleibe und einem Manne nachschaue und dabei denke: so ungefähr könnte der alte Algeier ausgesehen haben!

Und in meinem eignen literarischen Schaffen werde ich nicht müde, diese alten und jungen Algeiers zu suchen.

Rudolf Fischer

Sie kennen die Geschichte von Toscanini und seinem ersten Geiger?

Während einer Orchesterprobe in der New-Yorker Carnegie Hall spielte der erste Geiger falsch. Toscanini klopfte ab, rügte, begann von neuem. Der erste Geiger spielte wieder falsch. Wieder Abklopfen, Neubeginnen und wieder Abklopfen. Schließlich fragte Toscanini: „Sagen Sie, was ist mit Ihnen los? Sind Sie krank? Ist Ihre Frau krank? Ihr Kind? Haben Sie Geldsorgen?“

Der erste Geiger, seit vierzig Jahren Mitglied des Orchesters, antwortete:
„No Sir, ich habe einfach Musik nicht gern.“

Ich habe einfach Bücher nicht gern.

Leonhard Frank

Einen tiefen Eindruck machten auf mich die Bücher der fortschrittlichen französischen Autoren, weil sie, in ähnlicher Lage wie wir Westdeutschen, dieser Lage und ihrer Problematik den gemäßen künstlerischen Ausdruck zu geben vermochten. An Titeln nenne ich: Aragon, „Die Kommunisten“; André Stil, „Die Seine sticht in See“; Marc Soriano, „L' Enclume ou le Marteau“.

Daneben: F. C. Weiskopf, „Vor einem neuen Tag“ und Lion Feuchtwanger, „Simone“.

Ein einzelnes Buch von „tiefstem Eindruck“ vermag ich nicht zu nennen.

Katharina Fuchs

Das Buch mit dem nachhaltigsten Eindruck auf mich ist ohne Zweifel Romain Rollands „Robespierre“, das ich früher noch nicht kannte. Dieses Buch wirkte so tief auf mich, einmal durch seine schonungslose Wahrhaftigkeit und zum anderen durch den ungeheuren Bogen, der den Höhepunkt der französischen Revolution ins Heute herüberreißt.

Wenn ich weiter aufzählen wollte, müßte ich wohl eine große Anzahl Bücher nennen, von denen ich aber keinem den Vorrang geben möchte. Nennen möchte ich allerdings ein schmales Bändchen englischer Gedichte in der Übersetzung von Rudolf Borchardt und das Filmszenarium von Kurt und Jeanne Stern „Stärker als die Nacht“.

Franz Fühmann

Den tiefsten Eindruck machten mir Heinrich Manns „Henri-Quatre“-Romane, die ich heuer im Sommer nach über einem Jahrzehnt wiederlas; Bechers „Poetische Konfession“ und Aragons „Kommunisten“.

Louis Färnberg

Bücher, die mich im Jahre 1954 am tiefsten beeindruckten: 1. Karl Marx: „Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie“ (Rohentwurf). – Kein Rohentwurf nur, sondern ein vollgültig klassisches Werk des größten Deutschen, das uns fast hundert Jahre nach seiner Entstehung endlich zugänglich wurde. Zugleich ein Musterbeispiel für die Sorgfalt und Gediegenheit sowjetischer Philologie.

2. Thomas Mann: „Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull“. Der Memoiren erster Teil. – Der köstlichste humoristische Roman unseres Zeitalters und wahrscheinlich der Weltliteratur, den einzigen Don Quichotte ausgenommen. Ich kenne kein Buch, dessen Lektüre ich mehr genossen hätte.

3. Georg Lukacs: „Die Zerstörung der Vernunft.“ Der Weg des Irrationalismus von Schelling zu Hitler. – Wohl das reifste und reichste Werk dieses bewundernswert scharfsinnigen Denkers. Unentbehrlich, um sich von den Einflüssen und Nachwirkungen der reaktionären Philosophie eines Jahrhunderts zu befreien.

Wolfgang Harich

Die Bücher, die im Jahre 1954 auf mich den tiefsten Eindruck machten: Johannes R. Bechers „Poetische Konfession“, weil sie eine große Anzahl bedeutender Gedanken enthält, weil sie mutig Antwort auf schwierige Fragen gibt, weil sie auch zum Widerspruch herausfordert, kurz, weil sie Laboratorium ist, literarisches Laboratorium, etwas, das wir dringend brauchen. Die „Poetische Konfession“ ist das Buch eines großen Dichters.

Bodo Uhse „Patrioten“. Ein schönes Buch, über das ich kürzlich in einer westdeutschen Zeitung las, es sei „beunruhigend“. Gewiß, es beunruhigt die Verbreiter einer Legende, die mit ihren blutigen Schöpfern im Mai 1945 zerbrach und heute in Bonn wieder zurechtgeflickt wird. Uhse Roman proklamiert mit ruhiger Festigkeit, wo die Patrioten stehen: auf der Seite ihres Volkes, seiner wahren Interessen. Uhse zeigt, wer die Verräter sind: die Faschisten, die ganze antisowjetische Kanaille.

Ilja Ehrenburgs Erzählung „Tauwetter“ (die in deutscher Sprache noch nicht vorliegt). Auf hundert Seiten wird erzählt, wie sowjetische Menschen lieben, arbeiten, sich irren, mit sich selbst ringen, in die Zukunft streben. Es wird auch erzählt, wie sie scheitern und neu beginnen, weil in dieser solidarischen Gesellschaft niemand verloren ist, der neu beginnen will. In dieser Erzählung lebt viel Leidenschaft, ein großes Herz.

F. C. Weiskopfs „Anekdotenbuch“. Dieses kleine Buch scheint mir vorbildlich, weil es in einer Epoche des besonders erbitterten Kampfes gegen den Krieg an gewisse historische Wahrheiten erinnert und die Fratze des Faschismus, den Heroismus der Antifaschisten zeigt; es ist aber auch vorbildlich, weil es eine lange vernachlässigte, schlichte und schwierige Form belebt und meistert. Jeder Leser wird in Weiskopfs Buch übrigens eine Lieblingsanekdote finden. Der Titel der meinen lautet „Das Trennende und das Gemeinsame“.

Zwei Romane von Joseph Conrad, „Suspense“ und „The Rescue“. Es ist zu bedauern, daß Conrad – ein polnischer Seemann, der zu einem der feinsten englischen Stilisten, zu einem der größten Erzähler der letzten hundert Jahre wurde (in Deutschland wurde er vor mehr als fünfundzwanzig Jahren entdeckt) – in der Deutschen Demokratischen Republik bisher ungedruckt ist. Man sollte schnell seine wichtigsten Romane veröffentlichen.

Noch einen tiefen Eindruck, in negativem Sinne: Nach zwanzig Jahren einen schlechten Roman eines großen Schriftstellers wiedergelesen, um seine

Wirkung zu prüfen, denn gerade dieser Roman dieses Autors wird gegenwärtig im Westen ständig neu herausgebracht; es handelt sich um Dostojewskis „Dämonen“. Dem Leser wird klar, warum manche Leute, wenn es um Dostojewski geht, auf dieses jammervolle Buch weisen, und nicht auf die „Brüder Karamasow“, nicht auf den „Idioten“, nicht auf die „Erniedrigten und Beleidigten“, nicht auf „Arme Leute“, nicht auf die „Aufzeichnungen aus einem Totenhaus“. Dostojewski hat mit dem „Dämonen“ einen Roman gegen die russische Demokratie schreiben wollen. Bei all seiner Genialität hat er es nur zu einer Karikatur gebracht, einer schlechten Karikatur. Die Sache strotzt von Unwahrscheinlichkeiten. Ein Beweis mehr für die These, daß ein Autor, auch wenn er kein Anhänger der historischen Entwicklung sein sollte, nicht gegen diese Entwicklung schreiben kann.

Stephan Hermlin

Die beiden Bücher, die mir in diesem Jahr den stärksten Eindruck machten, sind von sehr verschiedener Art. Das eine waren die Briefe des im ersten Weltkrieg umgekommenen französischen Dichters Alain-Fournier. Das andre Buch hieß „Gedanken und Gespräche des Konfuzius“, neu übertragen von H. O. H. Stange.

Hermann Hesse

Unter den sehr zahlreichen Büchern, die ich im Jahre 1954 gelesen habe, befindet sich keines, dessen Eindruck auf mich so überwältigend gewesen ist, daß ich mich berechtigt fühle, es als einziges zu nennen und damit vor allen anderen hervorzuheben. Das bedeutet freilich nicht, daß mich nicht viele Bücher sehr ergriffen, erschüttert und mitgerissen hätten. Im Gegenteil – ihre Zahl ist so groß, daß mir die Auswahl schwerfällt. Hier sind die, die mir mit den tiefsten Eindruck gemacht haben: „Schwester Carrie“ von Theodore Dreiser; „Katrina“ von Sally Salminen; „Eines Menschen Weg“ von Igor Newerly.

Die tiefe Wirkung dieser drei Romane auf mich beruht im wesentlichen auf einer Ursache: In jedem dieser Bücher ist mit künstlerischer Meisterschaft und echter Anteilnahme der schwere Weg eines Menschen vor dem Hintergrund bestimmter gesellschaftlicher Verhältnisse überzeugend und ergreifend geschildert, und jedes dieser Werke zwingt zum Mitdenken und zur Stellungnahme, sei es, daß es, wie die Bücher des Amerikaners und der Schwedin, Not und Verlorenheit des Menschen in der kapitalistischen Welt enthüllt, sei es, daß es, wie das begeisternde Werk des Polen, Mut und Begeisterung weckt und stärkt für die neue Welt des Sozialismus.

Die Aufzählung wäre lückenhaft und unwahr, würde ich nicht einen Namen außer den dreien nennen, einen, der in diesem Jahr 1954 so gut wie in allen vorangegangenen für mich an erster Stelle steht: Gorki! Seine Bücher, ohne daß ich eines besonders hervorheben könnte, sind es, die die tiefste Wirkung auf mich haben, heute wie seit Jahrzehnten.

Wolfgang Jobo

Welche Bücher mich im Jahre 1954 am tiefsten beeindruckten? „Der Kaufmann von Venedig“ von Shakespeare; „Jonathan Wild der Große“ von Fielding; „Kirschgarten“ von Tschchow; „Der große Gesang“ von Pablo Neruda; „Monsieur Verdoux“ von Charlie Chaplin. *Heinar Kipphardt*

Zu Ihrer Rundfrage möchte ich nur einen Titel nennen: „Islandsklukkan“ (Romantrilogie, 1943 bis 1946) von Halldór Kiljan Laxness. Das Buch ist in der DDR unter dem Titel „Islandglocke“ erschienen.

Günter Klingmann

Unter den Dichtungen, die ich im Jahre 1954 gelesen habe, beeindruckten mich besonders: 1. „Der große Gesang“ von Pablo Neruda in der Übertragung von Erich Arendt; 2. „Der kaukasische Kreidekreis“ von Bertolt Brecht; 3. Mehrere Passagen aus „Die Fahrt nach Stalingrad“ von Franz Fühmann; 4. Einige Stellen aus der „Ballade vom verschütteten Leben“ von Rudolf Hagelstange, wenn ich auch der Gesamtsicht der Dichtung nicht folgen kann.

Georg Maurer

Nach Eindrücken fragen Sie, die ich im Jahre 1954 von Büchern empfang. Mit Eindrücken kann ich aufwarten; schwerer schon wäre die Beantwortung Ihrer Umfrage gewesen, hätten Sie eine zwar knappe, aber doch einigermaßen objektive Wertung der wichtigsten literarischen Neuerscheinungen dieses Jahres von mir verlangt. Da hätte ich versagen müssen, denn es war mir im entferntesten nicht möglich, als Leser auch nur einigermaßen „nachzukommen“.

Beim Versuch nun, mich zu erinnern und den empfangenen Eindrücken nachzusinnen, muß ich bemerken, daß alle wesentlichen Eindrücke diesmal von deutschen Büchern ausgegangen sind, also von Werken, die in unserer Sprache geschrieben wurden. Vielleicht liegt es auch an meiner Art des Reagierens auf Literatur, daß ich Stoff und Gehalt nicht von der besonderen sprachlichen Prägung zu trennen vermag. (Was man übrigens auch nicht soll, aber sehr oft tut.)

Zwei Werke vor allem wurden mir zum literarischen Erlebnis, ein eben erst neuerschienenes und ein großes klassisches: Thomas Manns „Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull“, deren erster Teil im Herbst im S. Fischer Verlag veröffentlicht wurde, haben mich stärker bewegt, erheitert, beschäftigt als irgendein anderes Buch der neueren deutschen Literatur. Den „Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe“ habe ich im Zusammenhang mit einem Universitätsseminar wieder einmal durchgearbeitet. Er ist nach wie vor unausschöpfbar.

Und sonst noch? Da waren Ernst Penzoldts unter dem Titel „Süße Bitternis“ zusammengefaßten Erzählungen (Suhrkamp Verlag), die ich in den

Ferien hintereinander las: tief beeindruckt durch Schönheit der Sprache, Tiefe des Gefühls, durch einen echt deutschen Zauber vor allem der humoristischen Darstellung. (Die vor wenigen Wochen erschienene neue Erzählung Penzoldts „Squirrel“ dagegen fand ich weniger gelungen.)

Zwei Romane von Wolfgang Koeppen sind mir thematisch und sprachlich recht nahe gegangen: das vielumstrittene „Treibhaus“ und der vor kurzem erschienene Roman „Der Tod in Rom“ (beide Scherz & Goverts Verlag, Stuttgart).

Aufgeregt, zum Widerspruch angeregt, jedenfalls stark beeindruckt hat mich dann das bei Rowohlt erschienene Bekenntnisbuch „Arnolt Bronnen gibt zu Protokoll“*. Hier erhält man in der Tat, was der Untertitel des Buches verkündet: „Beiträge zur Geschichte des modernen Schriftstellers.“

Lyrisches? Hier wüßte ich nicht, was stärker auf mich gewirkt hätte. Das meiste kam mir belanglos oder unecht vor.

Kürzere Erzählungen? Da erscheint mir Stephan Hermlins Erzählung „Die Kommandeuse“ aus dem Oktoberheft der „Neuen Deutschen Literatur“ als durchaus bemerkenswert.

Eindrücke der Schauspielbühne? Brechts „Kaukasischer Kreidekreis“ in der Aufführung des „Theaters am Schiffbauerdamm“ war für mich mit keinem anderen Theaterabend zu vergleichen.

Hans Mayer

Was soll ich auf Eure interessante Rundfrage antworten, da es sich in meinem Fall nicht um ein Buch handelt, das auf mich im Jahre 1954 den tiefsten Eindruck gemacht hat und auch nicht um zwei oder drei, sondern um das Gesamtwerk eines Großen, der in dieser Zeit von uns ging – um die Schriften von Martin Andersen Nexö.

Gewiß, unter Nexös Werken, die ich 1954, teils wiederum, teils zum erstenmal, eins nach dem anderen las, weil ich gerade ein Buch über den dänischen Dichter schreibe, befinden sich solche, die aus diesen oder jenen Gründen besonders wichtig, besonders wertvoll erscheinen. Aber recht eigentlich leben sie *alle* in meinem Bewußtsein als untzilbares Ganzes, als *eine* Welt. Das ist die Welt, in der Nexö in vielen Gestalten, in vielen Wandlungen und Verallgemeinerungen seines Ichs, seiner Erinnerungen und Erfahrungen, den Weg des proletarischen Leidens und der proletarischen Hoffnung vorwärtsblickend verfolgt.

Um nun eine befriedigende Antwort auf Euere Rundfrage geben zu können, liebe Freunde, müßte ich mich mit dem Gesamtwerk des Dichters befassen, was ich ja auch tue, indem ich das erwähnte Buch schreibe. Die eigentliche Antwort würde also ziemlich umfangreich ausfallen und – das ist ganz sicher –

* siehe NDL, Heft 10/54

mit mächtiger Verspätung eintreffen. Um jedoch schon jetzt meine Wahl zu begründen, möchte ich nur folgendes sagen: Martin Andersen Nexös Werk ist für mich – neben den Büchern Gorkis – die bis heute am tiefsten ergreifende, künstlerisch und menschlich am meisten überzeugende Offenbarung des proletarischen Wesens in der Weltliteratur. Als Kind eines kulturellen Milieus, das eher bei den polnischen und deutschen Klassikern und Thomas Mann – um ihn hervorzuheben – beheimatet war, habe ich in Nexö den Dichter gefunden, der mich wie kein anderer dem Volke, dem einfachen Menschen, besonders gefühlsmäßig noch viel näher gebracht hat. Pelle, Ditte, der Rote Morten, das Mütterchen Ann-Mari, die zwei kleinen Rotznasen Peter und Karl aus dem „Fliegenden Sommer“ und wie sie alle heißen – sie erlaubten mir, ein Schicksal mitzuerleben, das ich aus eigener Erfahrung nicht kannte. Vor allem deshalb Martin Andersen Nexö mein besondrer Dank, dem Unvergeßlichen, der mich so bereichert hat. Und deshalb schreibe ich auch das Buch über ihn.

Egon Naganowski

Welches Buch 1954 den stärksten Eindruck auf mich machte? Als ich diese Frage Ihres Briefes las, fiel mir augenblicklich der Titel ein.

Aber, bremste ich mich, schreibe ihn nicht gleich hin, prüfe erst, ob nicht doch noch andere . . . Ja, weitere zwei Verfasser stellten sich ein. Danach defilierte eine ziemliche Reihe vorbei, gestützt auf ein Verzeichnis gelesener Bücher, das ich an jedem Jahresanfang zu beginnen pflege. Da erstaunte ich wieder, wie stets, einmal darüber, wie viele es Anno 54 waren, zum andern, welche ein Erinnern zurückgelassen hatten.

Doch dann ließ ich die Liste fahren. Wenn ich es richtig bedenke, hatte ich ihrer gar nicht bedurft, sondern an das Thema der eignen Arbeit gedacht, über der ich gerade saß. Und von da her, vom eigenen Bemühen aus, kam ich zu der Auswahl. Das ist wohl verständlich; die eigene Arbeit beeinflusst ja immer die Auswahl der Lektüre und diese befruchtet sie umgekehrt, oft wenigstens. Sicherlich ist von da her auch die Liebe noch verstärkt worden, die ich zu den Büchern Stanislaw Wygodzkis entdeckte, zu dem Roman „Jelonek und Sohn“, der „Erzählung des Buchhalters“, vor allem aber zu seinen „Erzählungen“. Denn das alles ist auf gewisse Weise auch mein Leben. Die Namen sind andere als bei uns, freilich, vielfach die äußeren Umstände – die Bücher spielen ja in Polen. Aber der Sinn stimmt, jene Summe des einstmaligen so schweren Lebens, gegen das wir aufstanden, dort wie hier . . .

Viel haben mir auch die „Patrioten“ gegeben, das treffliche Buch Bodo Uhses, viel Bestätigendes; es ist ein so überzeugendes, menschliches und darum erregendes Buch.

Das alles hat seine Richtigkeit. Aber an die Spitze stelle ich doch das Werk, dessen Titel mir zuerst eingefallen war: „Eines Menschen Weg“ von Igor

Newerly, der gleichfalls Pole ist. Wie es mich erschütterte – das erinnerte an ein Erlebnis, das mir als Fünfzehnjährigem geworden war, damals, als ich erstmals Gorkis „Mutter“ gelesen hatte . . .

Eigentlich ist es nicht richtig, wenn ich sagte, Newerlys Buch sei mir eingefallen. Es war, es ist mir ja ständig gegenwärtig. Ich glaube, wenn man das von einem Buch sagen kann, ist es viel.

Peter Nell

Auf Eure Anfrage hier meine Antwort: Bertolt Brecht, „Galileo Galilei“.

Erwin Strittmatter

Um Ihnen auf Ihre Umfrage das Buch zu nennen, das auf mich im Jahre 1954 den tiefsten Eindruck gemacht hat: Gebser, „Ursprung und Gegenwart“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Es scheint mir in seiner erstaunlichen, synoptischen Anlage wie kein zweites Buch dazu geeignet, Bewußtsein für unsere Krisenzeit zu gewinnen, und würde besonders in Ost- und Westdeutschland wesentlich dazu beitragen helfen können, aus dem allgemeinen Dilemma herauszufinden.

Werner Warsinsky

Auf Ihre Umfrage, welche Bücher mich im Jahre 1954 am tiefsten beeindruckt haben, will ich gern antworten.

Unter den Romanen nenne ich an erster Stelle Gogols „Tote Seelen“ (nach vielen Jahren wiedergelesen), an zweiter Stelle kommt „Eine Lampe für Jeremias“ von V. J. Jerome. Ich kannte den Verfasser als fortschrittlichen Publizisten, der sehr tapfer gegen die amerikanische Reaktion auftrat. Sein erster Roman hat ihn mir von einer ganz neuen Seite, als bedeutenden Epiker, gezeigt.

Unter den Erzählungen hat „Der Ausflug der Toten Mädchen“ von Anna Seghers den stärksten Eindruck hinterlassen. Auch hier handelt es sich um eine Wiederbegegnung nach einigen Jahren.

Unter den lyrischen Büchern fällt meine Wahl auf die Sammlung deutscher Dichtung aus dem 16. und 17. Jahrhundert „Tränen des Vaterlandes“ von Johannes R. Becher.

Auf dem Gebiet der künstlerischen Reportage nimmt Hermlins „Ferne Nähe“ (eine erstaunliche Leistung, wenn man die Kürze seines Aufenthalts in China in Betracht zieht) und auf dem der Literaturwissenschaft der Sammelband „Maxim Gorki über Kinderliteratur“ den ersten Platz ein.

Alex Wedding

Auf Ihre Frage, welches Buch im Jahre 1954 auf mich den tiefsten Eindruck gemacht hat, möchte ich am liebsten mit zwei Büchern antworten: 1. Pablo Neruda, „Der große Gesang“, eine der bedeutendsten Dichtungen, die ich je gelesen habe; 2. Ernest Hemingway, „Der alte Mann und das Meer“.

Günther Weisenborn

Hier die Titel der beiden Bücher, die mich im Jahre 1954 am tiefsten beeindruckt haben: Ernst Bloch, „Das Prinzip Hoffnung“; Elsa Triolet, „Le Cheval Roux ou les intentions humaines“.

Es ist außerordentlich bedauerlich, daß das Buch von Elsa Triolet, obwohl es schon Anfang 1953 erschienen ist, noch nicht in deutscher Übersetzung vorliegt. Der Roman spielt nach dem dritten, dem „atomaren“ Weltkrieg. Bei uns würde er in breiten Leserschichten Sensation hervorrufen. Wann kommt die deutsche Ausgabe? Paul Wiens

Welches Buch aus meiner diesjährigen Lektüre mich am meisten beeindruckt hat? Ehe ich darauf antworte, eine kurze Vorbemerkung: Leider liegen mehrere Bücher, die ich unbedingt lesen wollte und auch noch lesen werde wie Ehrenburgs „Neunte Woge“, Uhses „Patrioten“ und Feuchtwangers „Goya“ ungelesen auf meinem Nachttisch. Willi Bredels Trilogie habe ich zur Hälfte bewältigt und „Lotte in Weimar“ liegt angelesen daneben. Das zur allgemeinen Situation der Schriftsteller, die noch zu diskutieren wäre. Andererseits zwang mich eine bestimmte Arbeit beim Lesen in eine besondere Richtung, weshalb meine Antwort vielleicht als zufällig betrachtet werden muß. Den stärksten Eindruck haben auf mich zweifellos Wladimir Majakowskis „Ausgewählte Gedichte und Poeme“ gemacht, die Hugo Huppert übersetzt und in einer erweiterten Ausgabe bei „Volk und Welt“ herausgebracht hat. Wenn man erneut feststellt, welche Kraft von diesen Versen (trotz aller Mängel, die deutschen Majakowski-Übertragungen wohl immer anhaften werden) unvermindert ausgeht, obgleich viele der Themen „historisch“ geworden sind, dann begreift man nicht nur die dichterische Potenz, die hier gewirkt hat, sondern man findet auch eine recht interessante Illustration zum Thema des „Ewigkeitswertes“, der ja so gern von literarischen Spießern, gestern wie heute, dem Zeitgedicht, der aktuellen kämpferischen Lyrik abgesprochen wird. Majakowski hat recht: Poesie beginnt dort, wo Tendenz ist! Seine Dichtung beweist dies. Max Zimmering

Sie wissen, daß ich seit Jahrzehnten nicht mehr selber lesen kann, und können sich vorstellen, daß wenige Menschen so viel Muße haben, mir außerhalb unserer Arbeitszeit (die mit anderem mehr als vollgestopft ist), Bücher vorzulesen. Dennoch gelang es meiner Frau, mir zu meinem großen Vergnügen Thomas Manns Novelle „Das Gesetz“ vorzulesen, die ich schon einmal angehört hatte vor mehreren Jahren, als sie von dem Fürsprecher des wahren Deutschland in Amerika verfaßt und veröffentlicht wurde, um der Nazibarbarei die Zähne zu zeigen. Da mein Freund Sigmund Freud in seinem höchst bedeutenden letzten Buch „Der Mann Moses und die monotheistische Religion“ eine noch andere Genesis des gleichen Themas gestaltet hatte, und

wir auch von Schiller und Goethe Abhandlungen über den gleichen, höchst ehrwürdigen Gegenstand besitzen, verschaffte mir Thomas Manns späte Vision dieses mächtigen Gesetzgebers frische Eindrücke und also echten Genuß. Ich verglich sie im Geiste mit Plutarchs Likurg und Solon, die beide in meiner jüngsten Romanarbeit eine Rolle spielten, und empfand dankbar die Tatsache, daß unsere großen Erzähler und Verlage nicht aufhören, die Rückverbindung unserer Leserschaft mit wichtigen Gegenständen der Vergangenheit aufrechtzuerhalten. Denn wer nicht die Wurzeln kennt, aus denen unsere Gesittung wuchs und wächst, wie soll der imstande sein, neue Reiser den alten Bäumen aufzupropfen?

Arnold Zweig

Die Wochenschrift der tschechischen Schriftsteller „Literární Noviny“ (Literaturzeitung) hat eine ähnliche Umfrage veranstaltet, aber den Kreis der Befragten weiter gespannt: neben Schriftstellern und Kritikern sind auch Lehrer, Offiziere, Soldaten, Arbeiter, Ingenieure, Universitätsprofessoren, Künstler, Oberschüler, Hausfrauen mit ihren Antworten in einer zehnteiligen Beilage der Zeitschrift vertreten. Es ist interessant, festzustellen, daß die meistgenannten Bücher in der Kategorie „Tschechische Literatur“ und „Übersetzungen“ Sammlungen lyrischer Gedichte sind: Josef Kainars „Böhmischer Traum“ und S. Schtschipschows „Strophen der Liebe“. An zweiter Stelle kommen Romane von Václav Řezáč („Die Schlacht“) und Ilja Ehrenburg („Die neunte Woge“); an achter Stelle kommen in beiden Kategorien Erzählungen (von Karel Čapek und Anton Tschechow). Von Übersetzungen deutscher Werke wurde am häufigsten Goethes „Faust“ genannt.

Gertrud Meyer-Hepner

THEODOR KÖRNER — SÄNGER UND HELD?

Im Laufe des letzten Jahres sind zwei Bücher über Theodor Körner in der Deutschen Demokratischen Republik erschienen: Wolfgang Walter Püschel, „Der Sänger der Schwarzen Freischar. Eine Erzählung um Theodor Körner“, Verlag Neues Leben, und Hans Löwe: „Sänger und Held. Eine Erzählung aus dem Leben Theodor Körners“, Verlag der Nation.

Dem Buche von Püschel ist ein Wort Walter Ulbrichts auf der Zweiten Parteikonferenz der SED vorangestellt, in dem auf die große Bedeutung des wissenschaftlichen Studiums der deutschen Geschichte für den Kampf um die nationale Einheit Deutschlands und für die Pflege aller großen Traditionen des deutschen Volkes hingewiesen wird. Es erhebt sich die Frage: Gehört Theodor Körner zu den würdigen Vertretern der großen Traditionen des deutschen Volkes? Die großen Traditionen unserer Geschichte und Literatur neu zu beleben, ist eine schöne und notwendige Aufgabe, weil die bürgerliche Gesellschaft einen Teil des Werkes großer deutscher Menschen unterschlagen und verzerrt hat. So ist z. B. Georg Forster, der einzige konsequente deutsche Anhänger der Französischen Revolution, dem überwiegenden Teil unseres Volkes gänzlich unbekannt, und es ist zu begrüßen, daß eine Gesamtausgabe seiner Werke von der Deutschen Akademie der Wissenschaften vorbereitet wird. Da ist auch Seume, dessen Werke wegen ihrer Gesellschaftskritik nicht ihrer Bedeutung entsprechend gewürdigt werden, und Bettina von Arnim, deren fortschrittliche Schriften unterdrückt wurden und zum Teil noch heute nicht bekannt sind, etwa das „Armenbuch“, dessen Manuskript im Hochstift zu Frankfurt am Main seit fünfundzwanzig Jahren unveröffentlicht liegt.

Auf der anderen Seite sind manche Dichter zu Unrecht auf den Schild gehoben worden, wie Hebbel gerade mit Bezug auf Körner sagte. Hier sollte von unserem Standpunkt aus eine sorgfältig wertende Kritik einsetzen. Eine ganze Reihe von Büchern, die von den deutschen Bürgern gern gelesen wurden, ist von unserem Büchermarkt verschwunden, glücklicherweise. Hierzu gehörten auch Werke von und über Theodor Körner. Ich sehe keine Ver-

anlassung, ihn durch zwei Bücher erneut hervorzuheben. Körners nationalistische Verherrlichung von Krieg und Heldentod war gestern eine Tatsache und ist auch heute eine Tatsache.

Die literarische Beurteilung Theodor Körners durch zwei der bedeutendsten deutschen Kritiker, die gleichzeitig zu den bedeutendsten deutschen Dichtern gehören, sei hier in Erinnerung gerufen. Friedrich Hebbel schreibt in seinen Tagebüchern bei einer Kritik der Novellen von Steffens: „Keine Spur von Natur, man glaubt Theodor Körner zu lesen.“ An einer anderen Stelle des Tagebuches sagt er: „Kleist schoß sich weg aus der erbärmlichen Welt, als ob er der allein überflüssige Sperling darin wäre. Er und Körner, der weggeschossen wurde, und in dem Jan Hagel einen zweiten Schiller beklagte, während sich um Kleist keiner bekümmerte.“ Diesen Gedanken hat Hebbel in einem längeren Aufsatz in den Blättern des Hamburger „Wissenschaftlichen Vereins von 1817“ ausgeführt. In dieser Abhandlung wird Körner im Vergleich zu Kleist unerbittlich kritisiert. Den lyrischen Teil von Körners Werk nennt Hebbel „schlecht“, die patriotischen Lieder „könnten von jeglichem Volk in ähnlicher Lage gemacht werden“. Es fehlt ihnen das für jedes echte Gedicht unerläßliche „Einmalige“. In bezug auf die dramatische Dichtung Körners schreibt Hebbel von der „völligen Unzulänglichkeit“ und nennt ihn wegen des Zriny „einen verunglückten Kopisten von Schillers Wallenstein“. Weiter braucht er in der Kritik als Bezeichnung für Körners Art die Ausdrücke: „bramarbasierend statt Festigkeit“, „unüberbietbare Trivialität“. Hebbel bedauert, daß er trotz Körners frühem Grab nicht schweigen könne. Aber es liege hier nicht nur in der Universalgeschichte, sondern auch in der Literaturgeschichte die sonderbare Verwirrung eines Zeitalters vor, das Männer zu Unrecht über ihre Umgebung erhebe, und die Enkel würden über diese kritiklose Zeit mitleidig lächeln. Hier hat sich Hebbel leider geirrt, denn Theodor Körner wird bis in unsere Zeit hinein als eine „Idealgestalt“ gefeiert, als Mensch und Dichter, „Sänger und Held“!

Der zweite Kritiker Körners war kein geringerer als Heinrich Heine. Nach seiner Art spottet er über den Auch-Dichter. In seinen „Briefen aus Berlin“ schreibt er im Juni 1822: „Zwölf Jungfrauen sangen: Du Schwert an meiner Linken, was soll dein heitres Blinken? etc. etc. Sie sehen, Theodor Körners Gedichte werden noch immer gesungen. Freilich nicht in den Kreisen des guten Geschmacks, wo man es sich schon laut gestanden, daß es ein besonderes Glück war, daß Anno 1814 die Franzosen kein Deutsch verstanden und nicht lesen konnten jene faden, schalen, flachen, poesielosen Verse, die uns Deutsche so sehr entusiasmierten.“

Wie ist dieser höchst mittelmäßige Dichter zu seiner Berühmtheit und dem dauernden Nachruhm gekommen? Theodor Körner stammte aus einem kulturell hochstehenden Bürgerhause. Sein Vater hatte durch die Einladung

in sein Gartenhaus dem jungen Friedrich Schiller die Niederschrift des „Don Carlos“ ermöglicht. Die Korrespondenz zwischen dem Vater Körner und Friedrich Schiller ist in einer großartigen Besprechung von Hebbel in ihrer Bedeutung gewürdigt worden und gehört zu unserem klassischen Erbe. Die große Beachtung, die den dramatischen Jugendarbeiten Körners zuteil wurde, ist wohl auf die Stellung des Vaters zurückzuführen. Die dichterische Produktion Theodor Körners wäre wie so viele damals oft aufgeführte und gefeierte Bühnenstücke heute längst vergessen, wenn nicht die Zeitumstände den jungen Körner in die Reihen des Lützower Freikorps geführt hätten. Mit den Kriegsliedern, die er für das Korps dichtete, hat er die Stimmung seiner Zeit wiedergegeben. Als er 1813 im Alter von zweiundzwanzig Jahren ums Leben kam, war die Teilnahme des ganzen Landes groß.

Wie aber sieht es in Wirklichkeit um den „Heldentod“ Theodor Körners aus? Es gibt darüber einen absolut sicheren Bericht, der aber sonderbarerweise in der offiziellen Körner-Literatur meines Wissens nie herangezogen wird. Auch die Verfasser der beiden vorliegenden Körner-Bücher wissen von dieser Quelle anscheinend nichts. Beide beschreiben Körners Tod, wobei jeder Verfasser ihm ein anderes letztes Wort in den Mund legt! Die Quelle, von der ich spreche, findet sich im 48. Jahrgang des „Daheim“, einer bürgerlichen Familienzeitschrift, der man Aufsässigkeit gegen überlieferte Anschauungen bestimmt nicht nachsagen kann. Es handelt sich um den Bericht eines früheren Lützowers über den Tod seines Kameraden Körner. Der Verfasser namens Stiefelhofer war inzwischen Superintendent geworden. Er schreibt über die Ereignisse bei Gadebusch, daß weder eine Schlacht noch ein Gefecht dort stattgefunden habe. Die Lützower, die überhaupt nie in eine Schlacht gekommen sind, hatten als typische Etappentruppe einen französischen Transport angegriffen und dabei „gewaltig viel Zwieback und Branntwein erbeutet“. Nach dieser Heldentat zogen sie „vergnügt dahin. Plötzlich fiel ein Schuß, dem ein heftiges Schwerterklirren folgte. Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht den Zug entlang: Licutnant Körner ist gefallen. Wie war das gewesen? Körner hatte sich mit anderen Offizieren über die Franzosen unterhalten und sich wahrscheinlich über ihre Haltung mokiert. Der zur Seite gehende gefangene französische Offizier hatte die Worte verstanden, eine Pistole hervorgezogen und Körner vom Pferd geschossen. Dies war der Schuß, den wir hörten. Das Schwertergeklirr aber kam davon, daß unsere empörten Leute im ersten Zorn die an jener Stelle gehenden französischen Gefangenen sofort zusammenhieben. Als ich an die Stelle kam, war nichts mehr von ihnen übrig.“

Ich möchte mich nicht darüber verbreiten, wie wenig heldenhaft dieser Tod durch einen verspotteten Gefangenen war! Es ist mir nicht bekannt, ob es noch andere Beschreibungen von Körners Tod gibt. Man muß wohl an-

nehmen, daß dieser Superintendent sich auf seine Erinnerungen verlassen konnte. Körners Freunde unter den Lützowern hatten höchstwahrscheinlich sowohl zum Trost der Eltern des toten jungen Dichters als auch zum eigenen Ruhme die Schlacht von Gadebusch und den Heldentod erfunden. Ein phantasievoller Maler hat diese Schlacht sogar gemalt, und die Abbildung dieses Phantasieproduktes findet sich in dem Buche von Püschel mit dem Titel: „Theodor Körners Todesritt.“

Von den beiden vorliegenden Büchern über Körner ist das von Püschel entschieden das bessere. Die Ereignisse aus Körners Leben werden in Form einer Rahmenerzählung im letzten Quartier Körners am runden Tisch erzählt. Der Stil ist gut, auch bemüht sich Püschel, die soziale Not der Zeit zu zeigen. Ich wünschte, die Mühe wäre für ein würdigeres Thema aufgewendet worden. Als Bereicherung unserer Literatur ist das Buch nicht anzusprechen. In einem Nachwort von Horst Krüger wird die politische Situation und speziell Körners Auftreten in dieser Zeit geschildert. Man hat den Eindruck, daß hier, bekräftigt durch ein Zitat des jungen Engels, gewissermaßen eine Begründung oder Entschuldigung für das Erscheinen des Buches gegeben werden soll. Das zitierte Wort von Engels besagt, daß der höchste Gewinn der Jahre der Befreiungskriege in dem Augenblick liege, in dem das souveräne Volk als Quelle der Staatsmacht auftrat. Das scheint keine stichhaltige Begründung für Körners Wiedererweckung in unserer Zeit. Es ist kein Zufall, wenn in den zahlreichen Äußerungen Engels' zur Literatur kein Wort über diesen gefeierten Barden zu finden ist. Der Sinn für wahre Kunst war bei Engels so entwickelt, daß er aus der Fülle der dichterischen Werke seiner Zeit den Wert der unbekannten Gedichte der Droste als einer der ersten verkündet hat. Theodor Körners Werke wären in einer Kritik aus Friedrich Engels' Feder sicherlich noch schlechter weggekommen als bei Heine und Hebbel!

Das andere Büchlein über Theodor Körner: „Sänger und Held“ von Hans Löwe, ist von solcher Beschaffenheit, daß es peinlich ist, darüber zu schreiben. Ein problematisches Thema ist mit besonderer Delikatesse zu behandeln. Hier hat man den unangenehmen Eindruck, daß der Verfasser sich über seinen Helden mokiert hat, so grob und gegensätzlich sind die Ereignisse erzählt. Auf der einen Seite wird das abstoßende Rowdytum des jungen Körner und seiner Freunde in ausgesprochen naturalistischer Weise geschildert. Da werden friedliche Menschen zum Zweikampf gezwungen und aufs schwerste verwundet; da wird dem Torwächter das Geld vor die Füße geworfen, und als er es nicht aufheben will, wird bei der entstehenden Schlägerei ein Soldat zu Tode geprügelt, alles mehr oder weniger als Heldentaten dargestellt. In beiden Körner-Büchern findet sich das „schöne“ Gedicht des relegierten Bummelstudenten Theodor Körner:

Ausgeschmiert und relegiert
Hat mich alles nicht gerührt!
Bin drauf nach Berlin spaziert,
Doch trotz der Philosophie
Blieb ich ein fideles Vieh.

Über die literarische Qualität dieser Reimerei brauche ich wohl weiter nichts zu sagen.

Auf den letzten Seiten des Löweschens Buches geht die Selbsterkenntnis und Selbstkritik des jungen Lützowers an seinem bisherigen Leben und seiner dichterischen Produktion so weit, daß Theodor Körner von seinen eigenen Dichtungen in folgenden Ausdrücken spricht: „Bombastisch schwülstige Schauerdramatik“, „oberflächliche Komödien“, das „pathetische Monstrum, der Zriny“. Eine Erinnerung an Heinrich von Kleist, die erzählt wird, läßt vermuten, daß der Verfasser Hebbels Kritik an Theodor Körner kennt.

Ich habe dies geschrieben, um mich gegen die Wandlung in der Beurteilung des Körnerschen Werkes zu wenden. Mit Recht haben wir 1946 Theodor Körner, den Schwarm aller Maiden, aus den Leihbüchereien entfernt. Weshalb müssen wir unser knappes Papier heute für solche zweifelhafte Neubelebung verwenden? Die Körnersche Vergoldung des Krieges, die Überhöhung von Not und Elend des Krieges bringt eben jene Verwirrung der Hirne hervor, die der Wiedererweckung eines „frisch-fröhlichen Soldatenlebens“ dienlich ist.

Es wäre zu wünschen, daß der bevorstehende Schriftstellerkongreß sich mit diesen Problemen befaßt.

Anmerkung der Redaktion: Ja, der Schriftstellerkongreß sollte sich auch mit diesem Problem befassen. Was unsere Mitarbeiterin Frau Meyer-Hepner literaturkritisch über Körners Person und sein Werk schreibt, findet unsere volle Billigung. Aber nicht durch sein dichterisches Werk, sondern durch seinen Kampf gegen die napoleonische Okkupation hat Theodor Körner Anspruch auf Nachruhm erworben. Das deutsche Bürgertum des vorigen Jahrhunderts hat ihn zu einer „Idealgestalt“ auffrisirt, über die Heine und Hebbel mit Recht weidlich gespottet haben. Als Dichter war der mit 22 Jahren gefallene Theodor Körner ein Werdender, dessen Jugenddramen vorzeitig aufgeführt und dessen unreife Dichtungen vorzeitig gedruckt wurden. Für uns ist er in viel höherem Maße der patriotische Freischärler, der für die nationale Befreiung Deutschlands gekämpft hat und in diesem Kampf gefallen ist. Die Lützower waren Patrioten und keine Räuberbande; heute würden wir sie Partisanen nennen. An sie und ihre Kämpfe zu erinnern, sie und ihre Zeit kritisch in literarischen Werken zu gestalten – und hier sind wir mit Frau Meyer-Hepner nicht einverstanden – ist nicht nur durchaus verdienstvoll, sondern sogar notwendig. Freilich, den beiden Autoren der besprochenen Bücher ist dies nicht gelungen.

DIE NACHDICHTUNG IST DIENST AM DICHTER

Mit großem Interesse las ich in der Nummer 10 der NDL den vor-
trefflichen Artikel „Über die Arbeit des Übersetzers“ von Otto Braun.
Es sei mir gestattet, einige Gedanken zu diesem Thema zu äußern.

Kollege Braun zieht sehr richtig die Grenzen, die ein guter Übersetzer bei
seiner Arbeit nicht überschreiten darf: Wörtlichkeit auf der einen Seite,
„otsebjatina“, das heißt das Schreiben „nach eigener Fassung“, andererseits.

Vorerst ein Wort über die Wörtlichkeit. Ich glaube, der Übersetzer schön-
geistiger Literatur hat, will er seiner Aufgabe voll gerecht werden, drei große
Verpflichtungen zu erfüllen: die Verpflichtung gegenüber der Kunst, die
Verpflichtung gegenüber dem Verfasser des Originals und schließlich
die Verpflichtung gegenüber dem lesenden Publikum.

Das bedeutet erstens: die Übertragung muß sprachlich ein künstlerisches
Werk sein. Zweitens: die Übersetzung muß dem Original in Sinn und Inhalt
völlig und in der Form soweit wie möglich entsprechen, die Übertragung
muß also möglichst *getreu* sein. Otto Braun zitiert in seinem Artikel das
in Moskauer Schriftstellerkreisen berühmte Wort, es gebe Übersetzer, die
das zu sagen versuchen, was der Autor habe sagen wollen, aber nicht habe
sagen können. Und er hat recht mit seinem Spott: es gibt, meine ich, keinen
guten Schriftsteller oder Dichter, der das, was er hat sagen wollen, nicht
auch hätte sagen können. In Wirklichkeit stehen einem *guten* Autor bei der
literarischen Formung eines gegebenen Inhalts immer die mannigfaltigsten
Ausdrucksmöglichkeiten und Stilmittel zur Verfügung. Wenn er also den
gegebenen Inhalt in eine bestimmte, von ihm gewählte, gewollte, ganz be-
sondere und eigene Form gebracht hat, so darum, weil er es so und nicht
anders wollte.

Daher ist es Pflicht des Übersetzers, als Mittler zwischen Autor und Leser
seine Übersetzung *werkgetreu* zu gestalten, nichts hinzuzufügen und nichts
wegzulassen, und doch ein Werk zu schaffen, das in gutem Deutsch und in
einer bilderreichen, lebensvollen, vollblütigen Sprache geschrieben ist.

Ein „otsebjanist“ dagegen ist ein Übersetzer, der es sich leicht macht. Er
gleicht einem Menschen, der ein Kreuzworträtsel „löst“, indem er die Felder
einfach mit erfundenen Wörtern ausfüllt, ohne sich um die verlangte
Buchstabenzahl und den geforderten Wortsinn zu kümmern. Da aber der
Übersetzer, wenn er sich als Stegreifschreiber betätigt, literarisch zumeist

nicht an den Autor des Originals heranreicht, kann diese Art des Übersetzens arge Folgen haben.

Beispiele dafür bieten zahlreiche „Nachdichtungen“, die sich in unseren Liederbüchern finden. So entdeckte ich zum Beispiel in dem Heft „Internationale Arbeiterlieder“ (Verlag „Lied der Zeit“, 22. Auflage) ein „Tschechisches Partisanenlied“ mit dem Titel „Dem Stum entgegen“ (Musik von Ježek, deutscher Text von Martin Remané). Ich will nicht darüber rechten, ob das Lied von tschechischen Partisanen gesungen wurde, aber ich muß bestreiten, daß es als Partisanenlied geschrieben und bekanntgeworden ist. Es handelt sich vielmehr um ein Chanson von Jan Werich aus der Revue „Balada z hadru“ (Lumpen-Ballade), die im Jahre 1935 entstanden ist. Die zweite Strophe und der Refrain des Originals lauten in wortgetreuer Prosaübertragung wie folgt:

Vom Winde geschützt
nur Ratten auf dem Speicher müßig gehen,
Uns hebt der Wind immer die Stimmung.
Wenn unser Millionen gehen werden,
Alle gegen den Wind,
Und jeder seinen Meter geht,
Werden wir Meter an Meter fügen.
Wo ist die Kraft der Reaktionäre,
Wo ist die Kraft des Windes?
Gegen den Strom werden wir vorrücken
Um Hunderte Kilometer.

Martin Remané aber, unbekümmert um das Original, dichtet wie folgt drauflos:

Wenn unsre Kraft vereint,
Nichts mehr unmöglich scheint,
Zwingen wir doch den Feind,
Bricht er entzwei.
Schürend des Hasses Brand
Lodert der Widerstand,
Wälzt sich durchs ganze Land,
Gellt nur ein Schrei:
Tod der Faschistenbrut!
Sühnt das vergossene Blut!
Treibt sie mit Feuerglut!
Macht sie zuschand!
Freiheit du Freudenschein,
Kehr wieder bei uns ein,
Laß wieder Frühling sein
In unserm Land!

Sturmwärts stampfen Kampfkolonnen,
Schließ die Reihe, geh mit!
Hör den Marschtritt der Millionen,
Schließ die Reihe, faß Tritt!
Tod und Grauen schreckt uns nimmer,
Sind zum Kampfe bereit,
Bis die teure Heimaterde
Aus der Knechtschaft befreit.

Man sieht, daß von dem Original, zu dem es nach Mitteilung des Autors eine gute deutsche Nachdichtung aus der Zeit des spanischen Bürgerkrieges gibt, nur der Titel übriggeblieben ist, der keine Beziehung mehr zum Text hat, weil darin das Wort Wind oder Sturm fast nicht mehr vorkommt. Der Autor des Originals, Jan Werich, ein bekannter tschechischer Schauspieler und Filmkomiker, bezeichnete den deutschen Text, den ich ihm mitteilte, als „Kampfkolonnen-Holzhammer“.

Ein weiteres krasses Beispiel von „Nachdichtung“ ohne Rücksicht auf das Original findet man in dem Liederbuch „Reicht euch die Hände“ (erschienen im Mitteldeutschen Verlag, Halle). Hier wird der Öffentlichkeit das tschechoslowakische Volkslied „Die Musik hat gespielt“ in deutscher Nachdichtung von Alexander Ott präsentiert. Als ich mir das Liedlein am Klavier vorspielte, kam es mir irgendwie bekannt vor. Ich fand bald heraus, daß es sich um das tschechische Volkslied „Hráli dudy u Pobudy“ (Der Dudelsack spielt bei Pobuda) handelt. Der Text des auf eine Dudelsackmelodie komponierten Liedchens lautet in wortgetreuer Prosaübertragung:

Bei Pobuda spielte der Dudelsack,
Ich hörte ihn.
Man gab mir einen Gärtner zum Mann
Ich wollte ihn nicht.
Ich möchte lieber einen Schneider,
Das ist etwas Besseres,
Er näht mir ein Mieder
Aus jemandes Borte.

Nichts von diesem launigen Sinn und Inhalt, der mit der Musik ein Ganzes bildet, ist in der „Nachdichtung“ Alexander Otts zu finden. Sie lautet:

Gestern war im Dorfe Sonntag,
Wie wohl auch anderswo,
Aber unsre Musikanten
Spielten noch nie so froh!
Einer spielte wunderbar,
So ein Bursch mit blondem Haar.

Glaubt mir, Freunde,
Er gefiel mir
Eigentlich sonst nicht so sehr.
Oft verschlang sein Blick mein Kopftuch
Grade als ob's Kuchen wär.

Wie man sieht, gehört einige Kühnheit zu der Behauptung des Nachdichters, sein (an sich gar nicht schlechtes) Gedicht, das bestenfalls als Paraphrase gelten könnte, sei eine Nachdichtung. Ein solches Verfahren ist um so unverantwortlicher, als gerade das nationale Kulturerbe der Völker vom Übersetzer höchste Sorgfalt bei der Bearbeitung verlangt.

Nicht viel anders dürfte es mit vielen Nachdichtungen aus weiteren fremden Sprachen bestellt sein. Ich konnte leider nur einige Übertragungen aus dem Russischen nachprüfen, bin aber auch hier zu ähnlichen Ergebnissen gekommen. Ein Beispiel: Im Liederbuch der FDJ „Leben – Singen – Kämpfen“ ist das Lied von A. Tschurkin und W. Sedoi „Abend auf der Reede“ in einer deutschen Fassung von Alexander Ott enthalten. Die dritte Strophe würde in wortgetreuer Prosaübertragung lauten:

Stille breitet sich über die große Reede
Und das Meer ist vom Nebel verhüllt
Und Wellen küssen den heimischen Strand
Und leise klingt Harmonika herüber.

Alexander Ott indessen dichtet:

Von Sternen umsäumt in schimmernder Pracht,
Die Ufer im Nebel vergehn.
Gestade verträumt im Dunkel der Nacht –
Harmonikaklänge verwehn.

Diese und viele ähnliche „Nachdichtungen“ sind also in Wirklichkeit überhaupt keine Nachdichtungen, sondern frei erfundene Texte auf gegebene Melodien. Man muß sich nun die Frage stellen: Hat der deutsche Leser ein Recht darauf, die literarischen Schöpfungen fremder Völker, die ihm eben nur in der Übersetzung zugänglich sind, in möglichst getreuer Wiedergabe kennenzulernen oder nicht? Ich glaube, er hat dieses Recht. Phantasiebegabten „Nachdichtern“ wie Alexander Ott – der ja selbst hübsche Lieder geschrieben und komponiert hat – steht dessenungeachtet die Möglichkeit offen, ihre eigenen Schöpfungen unter ihrem Namen der Öffentlichkeit vorzulegen.

LESERWÜNSCHE ZUR REPORTAGE

Die „Tägliche Rundschau“ hat eine Leserschrift veröffentlicht, die wir, da die darin gestellten Fragen uns interessant scheinen, im folgenden wiedergeben. Wir haben die in der Schrift genannten Autoren gebeten, auf die Bemerkungen, Fragen und Wünsche des Briefschreibers einzugehen.

Vor mir liegt Armin Müllers „Sommerliche Reise ins Nachbarland“ mit dem Untertitel „Ein junger Schriftsteller erlebt das neue Polen“. Gut und schön, denke ich, es ist immer interessant, zu wissen, wie es bei befreundeten Völkern mit dem Aufbau des Sozialismus bestellt ist – außerdem ist es nützlich in Hinsicht auf den eigenen Aufbau. Nun habe ich das Buch gelesen; es hat mir nicht schlecht gefallen vom Standpunkt einer Reiseschilderung aus gesehen, einer sommerlichen Reiseschilderung. Es erinnert mich freilich etwas an einen Reiseprospekt, der dem Besucher ein Land in den schönsten Farben schildert. Glückliche Menschen, gewaltiger Aufbau, Kulturgruppen singen und tanzen, soziale Hochleistungen – man greift unwillkürlich nach dem Koffer, um sich in einem solchen Land zu erholen. Ich selbst bin nun nicht im neuen Polen gewesen, ich will auch gar nicht bestreiten, daß der Schriftsteller in der von ihm geschilderten Weise das Land erlebt hat – aber, so frage ich mich, hat er auch wirklich alles vom neuen Polen erzählt und seine Menschen richtig kennengelernt?

Ich bin stets der Ansicht gewesen, daß der Aufbau des Sozialismus eine reichlich schwierige Sache ist – vielen derartigen Reportagen nach zu urteilen, ist das aber meine Privatmeinung. Wo lese ich zum Beispiel in Müllers Büchlein ein Kapitel über die Schwierigkeiten, die sich beim Aufbau des Sozialismus zeigen? Denken wir dabei zum Beispiel an die Probleme, die sich auf politischem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet für die Volksdemokratien ergeben. Sind sie nicht zum Nutzen aller anderen Länder ernsthafter und eingehender Betrachtungen wert? Die Beschreibung ihrer glücklichen Lösung macht dem Leser ja erst verständlich, warum die Menschen der sozialistischen Länder glücklicher sein müssen als die der kapitalistischen Länder, warum die sozialistische Gesellschaftsordnung der kapitalistischen überlegen ist.

Wie schon gesagt, ist Müllers Darstellungsart nicht eben nur für ihn bezeichnend. Auch bei älteren, erfahreneren Schriftstellern finden wir sie. Wo lese ich das Kapitel der Schwierigkeiten beim Aufbau des Sozialismus in dem sonst so schätzenswerten Buch von Ludwig Renn „Vom alten und neuen Rumänien“ oder in F. C. Weiskopfs „Reise nach Kanton“? Dieses Kapitel existiert nicht, von einigen Andeutungen abgesehen. Und doch sind für uns, die wir selbst mit Aufbau Problemen beschäftigt sind, solche Ausführungen von Wichtigkeit. Wir wollen ja gerade lernen, wie andere Völker ihre Auf-

bauprobleme lösen. Solche Reportagen sollten natürlich keine „Instrukteurberichte“ sein. Sie dabei doch unterhaltsam zu gestalten, bleibt der Fähigkeit der Schriftsteller überlassen.

Heinz Körner

Adolf Görtz

KINDERBUCH, VERLAG UND AUTOR

Im Oktober 1954 richtete der Leiter einer Grundschule, Joachim Kühne, an den Kinderbuchverlag in Berlin einen Brief. Darin kritisierte er die Arbeit des Verlages und sagte unter anderem: „Eines tröstet mich allerdings bei meiner ganzen Arbeit, dieser Trost ist aber sehr bitter: ich stehe nicht allein, ich habe eine ganze Reihe Leidensgenossen, und ich glaube, es gibt keinen Verlag in unserer Republik, über den soviel geschimpft wurde. Ob das ein Zeichen des künstlerischen Verantwortungsbewußtseins des Verlages im Sinne der letzten Programmklärung des Ministeriums für Kultur ist oder einfach etwas anderes – sagen wir, vielleicht Mangel an Mut –, das möchte ich mit meinen wenigen Erfahrungen wirklich nicht entscheiden. Ich möchte mich auch noch nicht den Urteilen anschließen, die ich von Kollegen aus verschiedenen Teilen der Republik gehört habe . . . Hätten Sie mich nicht an die Arbeitsgemeinschaft Junger Autoren verwiesen, hätte ich von alledem nichts gehört und ein Bild vom Kinderbuchverlag bewahrt, das weniger getrübt gewesen wäre . . .“

Wie kam es zu diesem Brief? Im Oktober 1953 wandte sich sein Verfasser an den Kinderbuchverlag und schlug vor: „Aus Erlebtem und Erdachtem ein Buch für Schüler der Mittelstufe zu schreiben, das zeigen soll, wie ein vaterloser Junge, der in seinem ganzen Verhalten sehr labil ist, sich an falsche Freunde anschließt und nach manchen Irrungen doch ein guter Pionier wird.“ Der Verlag antwortete: „Wir sind gern bereit, Sie bei Ihrer Arbeit zu unterstützen“, und bat, ein Exposé einzureichen.

In den folgenden Monaten entwickelte sich zwischen Verlag und Autor ein Schriftwechsel, aus dem folgendes hervorgeht:

Auf der einen Seite steht ein Autor mit seinem Erstlingswerk, dessen Schwächen und Mängel er zum größten Teil selber erkannt hat. Er schreibt z. B.: „Meine Figuren sind zum Teil noch zu wenig profiliert, sind noch keine echten und typischen Individuen . . . Zum Stadtgeländespiel ist zu sagen, daß die Aufgabenstellung vielleicht nicht richtig ist und daß das kriminelle Element ausgeschieden werden mußte. Es könnte ersetzt werden durch ein

Motiv aus dem illegalen Kampf der Patrioten in Westdeutschland, etwa: Angehörige der FDJ schmuggeln Flugblätter zu einem illegalen Treff.“ Über den Helden der Erzählung, einen Jungen namens Jupp, verliert der Autor keine Silbe. In seinem nächsten Brief sagte er: „Stellenweise könnten noch mehr Dialoge eingestreut werden, sonst gewinnt die Erzählung an diesen Stellen den Charakter einer Reportage.“ Später, als gewisse Mängel vom Verlag kritisiert werden, versucht der Autor, diese zu rechtfertigen, gibt sie aber indirekt zu: „Ich habe bewußt eine Reihe retardierender Momente eingefügt, sonst wäre die Geschichte nämlich sehr bald aus und vorbei. Im übrigen erinnere ich mich, daß Brennecke im ‚Schulfunkstudio‘ des langen und breiten über Sprichwörter erzählen läßt, und etwas anderes stellt die Belehrung über die Stadtmauer auch nicht dar.“

Auf der anderen Seite stehen die Mitarbeiter des Verlags, bereit, nach besten Kräften den Autor in seiner Arbeit zu unterstützen. So schlagen sie ihm zum Beispiel vor, noch ein Kapitel über das Leben in der Schule einzufügen, weisen auf bestimmte sowjetische Kinderbücher hin, aus denen der Autor lernen könnte, und erklären ihm, wie wichtig es ist, „die Charaktere in Dialogen und Handlungen überzeugend darzustellen“. Im übrigen teilen sie sachlich mit, daß man Endgültiges erst sagen könne, wenn mehr als das Exposé vorliege.

Mit dieser Hilfe des Verlags ist der Autor nicht zufrieden. Er schreibt im Februar: „Die Bemerkungen, mit denen Sie mir zu raten versuchen, sind äußerst knapp geraten. Ich erkenne die Kritik, die Sie damit verbinden, als berechtigt an. Sehr wohlthuend wäre es für mich gewesen, wenn Sie Ihre Beanstandungen an Beispielen erläutert hätten, auf diese Weise wäre mir gleich die Richtung vorgezeichnet worden, in der ich weiterzuarbeiten habe.“

Auch diesem Wunsch kommt der Verlag nach. Nach einer mündlichen Aussprache mit dem Autor schickt er das geänderte Manuskript an einen Jugendbuchschriftsteller und bittet um ein ausführliches Gutachten. So erhalte ich das Manuskript, in dem nun, wie der Autor sagt, „Längen gestrichen“ sind und „gedämpft“ worden ist, „wo die erzieherische Tendenz allzu deutlich in Erscheinung trat, wo der Lehrer mit erhobenem Zeigefinger zu spüren war, wo die Handlung zum Traktat zu werden drohte“. Ich lese das Manuskript und sage meine Meinung. Daß ich dies offen tue, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, glaube ich dem Kollegen schuldig zu sein. Ich schreibe u. a.: „Der Autor erfüllt nicht die erste und wichtigste Aufgabe, die er unbedingt erfüllen muß, wenn er ein gutes, den Leser fesselndes Buch schreiben will. Er versteht es nicht, sich in seine handelnden Personen hineinzuversetzen.“ Ich versuche dem Autor ausführlich zu erklären, wie man es machen könnte und wie ich es an seiner Stelle machen würde. Ferner sage ich dem Autor, daß in seiner Erzählung ein Konflikt nur angedeutet, aber nicht

entwickelt wird und daß hier der Grund dafür liegt, daß die ganze Geschichte überhaupt keine Komposition hat und dadurch in Episoden zerfließen muß, die mit der eigentlichen Handlung, mit der Fabel „Wie Jupp den richtigen Weg findet“, überhaupt nichts zu tun haben.

Wie reagiert nun der Autor? Er ist „sehr enttäuscht, nicht so sehr über die in sehr ironischer Form begründete Ablehnung des Lektorats, sondern über das Gebaren des Verlages“, das er „nicht für richtig“ hält und „nicht verstehen“ kann. Worin besteht das Gebaren, das in diesem bitterbösen Brief dem Verlag vorgeworfen wird? Er hat einen Anfänger ermutigt, indem er von ihm Leseproben anforderte, er hat ihm Ratschläge gegeben, ihn bei persönlicher Vorsprache abermals zum Weiterschreiben ermutigt, er hat ihn aufgefordert, einen neuen Anfang zu schreiben – und ihm dann „dieses niederschmetternde Urteil“ zukommen lassen. Der Autor beklagt sich: „Es wird also hinterher von einer zweiten Instanz das gerügt, was eine erste ohne Widerrede passieren ließ.“ Nimmt man nun noch den letzten Brief, in dem Joachim Kühne behauptet, es gebe „keinen Verlag in unserer Republik, über den soviel geschimpft wird“, so müßte man zu der Schlußfolgerung kommen, daß hier ein sehr ernstes Verschulden des Kinderbuchverlages vorliegt: ein ganzes Jahr bemüht sich ein Autor in fleißiger Arbeit um ein gutes Manuskript – und nichts ist dabei herausgekommen als ein verärgelter Mensch, der im Verlag nicht seinen Freund, sondern seinen Gegner sieht. Das ist eine ernste Angelegenheit, über die man sich aussprechen muß. Darum möchte ich an Joachim Kühne einige Fragen richten, die, so glaube ich, auch bei anderen, die zu schreiben beginnen, bei allen überhaupt, die am Kinderbuch arbeiten und an einer neuen Jugend- und Kinderliteratur interessiert sind, sicherlich Beachtung finden werden.

Wie ist das überhaupt mit der Arbeit eines Schriftstellers bei uns? Unsere Arbeiter- und Bauernregierung stellt uns, wenn nötig, Stipendien zur Verfügung. Wer will, kann studieren. Wir haben die Möglichkeit, in Heimen ungestört zu arbeiten, zu reisen, in Betrieben, Schulen, Ferienlagern das Leben zu studieren, in Diskussionen mit unseren Lesern und Kollegen zu lernen. Bei uns besteht ein freundschaftliches Verhältnis zwischen Verlag und Autor. Man gibt uns einen Verlagsvertrag, wie man ihn in Westdeutschland vergeblich suchen würde, kurzum – es wird alles getan, um einem jungen Talent den Weg zu ebnen. Diese Tatsachen sind jedem bekannt. Viel weniger bekannt jedoch scheint dies zu sein: Schreiben mußt du selbst! Das kann dir keiner abnehmen. Und nicht nur, daß du selber schreiben mußt, du mußt auch *gut* schreiben!

Dies sei selbstverständlich, wird man vielleicht sagen. Es scheint aber, daß es bei uns Menschen gibt, die diese Selbstverständlichkeit übersehen. Darum übersehen sie auch, daß, wenn ihr Erstlingswerk nicht sogleich gedruckt wird,

die Ursachen hierfür vielleicht bei ihnen liegen, und nicht nur beim Verlag. Es gibt bei uns junge Autoren, die mit Bienenfleiß bemüht sind, ihre eigenen Schwächen und Unzulänglichkeiten auf mehr oder weniger geschickte Art anderen in die Schuhe zu schieben. Ein Beispiel für die weniger geschickte Art bietet der Fall Kühne: Ein junger Autor wird vom Verlag an eine Arbeitsgemeinschaft verwiesen, damit er dort etwas über das Handwerkliche des Schriftstellerberufes lernt, – und er setzt sich in den Schmollwinkel, klagt den Verlag an und „beweist“ mit der eigenen abgelehnten Arbeit, daß es „mit diesem Kinderbuchverlag tatsächlich zum Heulen“ sei.

Ein Verlag kann noch so hilfsbereit sein, er ist nun einmal kein Literatur-Institut, und er kann aus einem jungen Autor durch Briefwechsel keinen reifen Schriftsteller machen. Ein junger Autor kann jedoch, wenn er will, in der Arbeitsgemeinschaft Junger Autoren etwas lernen. Und wenn er etwas gelernt hat, weil er lernen wollte, kann er bei Gelegenheit dem Verlag wieder etwas vorlegen. Aber ist es richtig, die Schwächen eines Verlages für die eigenen Mängel verantwortlich zu machen? Für die eigene Entwicklung kann das nur schädlich sein.

Auf die Frage: „Warum schimpfen so viele Autoren über den Kinderbuchverlag?“, muß man bei sachlicher Beurteilung der Dinge antworten: „Weil zu keinem Verlag so viele Anfänger kommen wie zum Kinderbuchverlag.“

Da kommt im vergangenen Sommer ein Mann in den Kinderbuchverlag und erklärt, er stehe im Begriff, zur Erholung an die Ostsee zu fahren und wolle bei dieser Gelegenheit ein Kinderbuch schreiben. Auf die Frage, was er zu schreiben gedenke und ob er ein Exposé mitgebracht habe, antwortet er höchst erstaunt, ja beleidigt: so etwas sei doch wohl nicht nötig, es werde ihm schon etwas einfallen, man solle ihm ruhig einen Vertrag geben – und Geld natürlich. Aus dem Vertrag wurde nichts. Und selbstverständlich ist der Kinderbuchverlag schuld, denn man kann mit ihm nicht zusammenarbeiten. . .

Das ist keine erfundene Anekdote; aus meiner Zusammenarbeit mit dem Verlag weiß ich, daß diese Einstellung zur Kinderliteratur kein Einzelfall ist. Es gibt zur Zeit bei uns drei Gruppen von Menschen, die sich bemühen, für Kinder zu schreiben. Zur ersten gehören die Leute, die fest überzeugt sind, es gäbe nichts Einfacheres auf der Welt, als ein Kinderbuch zu schreiben, und man könne mit dieser Beschäftigung auf die leichteste Art Geld verdienen. Ihr Rezept: Man nehme irgendein populärwissenschaftliches Buch, schreibe die Hälfte ab, teile diese in Abschnitte ein, die man in Anführungszeichen setzt, so daß Dialoge daraus werden. Solche, die lieben Kinderlein belehrenden Dialoge lege man eigens hierfür erschaffenen Jungen Pionieren in den Mund, mische zur Belebung ein paar auf abenteuerliche Weise zu erforschende uralte Burgen, Stadtmauern oder unterirdische Gänge darunter, und fertig

ist das Meisterwerk. Oder man zeige einen Bösewicht von Saboteur, den die Volkspolizei erwischen muß, und das Ganze braucht dann nur noch schön wirkungsvoll illustriert und – verkauft zu werden.

Mag sein, daß ich, von solchen „Werken“ herausgefordert, nicht so sachlich bleiben kann, wie es notwendig wäre. Wem unsere neue deutsche Kinderliteratur aber mehr als ein Lippenbekenntnis ist, der wird ebenso wie ich empört sein. Und ich glaube, wir sollten viel mehr als bisher für die neue deutsche Kinderliteratur Partei ergreifen, mit heißem Herzen für sie streiten, ihr weiterhelfen! Es ist unglaublich, mit welchen Vorstellungen über Kinder und Kinderliteratur noch heute gewisse Leute bei uns herumlaufen, welche Art von Machwerken sie einem Verlag anzubieten wagen.

Mit der zweiten Gruppe hat sich der Kinderbuchverlag am meisten zu beschäftigen, und leider kommt dabei trotz aller Bemühungen am Ende nicht selten ein solcher Brief heraus wie der des Herrn Joachim Kühne. Welche Autoren gehören zu dieser Gruppe? Da setzt sich ein junger Lehrer nächtelang hin, vernachlässigt sein Fernstudium und schreibt ein Buch, um „mitzuhelfen, daß der Mangel an guten deutschen Kinderbüchern überwunden wird“. Ein anderer Lehrer will seiner Klasse und allen Kindern helfen, „den Weg zu einer echten Gemeinschaft zu finden“. Er schreibt ein Buch. Ein vierzigjähriger Arbeiter erzählt von seiner Kinderzeit im Berliner Wedding. Ein siebzigjähriger pensionierter Lehrer schreibt sich die Erlebnisse seiner Kinderzeit auf dem Lande vom Herzen. Eine Hausfrau, die längere Zeit in Australien weilte, berichtet über ihr Leben auf einer Farm. Ein Oberschüler reicht seine Tagebuchnotizen ein, die er im Ferienlager aufgezeichnet hat. Die verschiedenartigsten Autoren, die verschiedenartigsten Themen – aber für alle treffen zwei Besonderheiten zu: Alle diese Autoren haben sich an ihr Erstlingswerk gesetzt mit dem ehrlichen Bemühen, unseren Kindern zu helfen. Und all diese Manuskripte sind mit dem gleichen Mangel behaftet: es ist ihrem Autor nicht gelungen, seine Ideen und Erkenntnisse in Handlung umzusetzen und an lebendigen Helden das Allgemeine im Besonderen zu zeigen. Fabel, Charakterisierung, Konflikt – davon ist meist nichts vorhanden. Und dennoch, in all diesen Manuskripten „steckt etwas drin“, und wenn es auch nur das Thema ist, für das sich der Verlag interessiert, weil es bisher noch nicht behandelt worden ist. Also beginnt der Verlag mit der Arbeit.

Wohl jedem an der Literatur Interessierten ist die Forderung Maxim Gorkis geläufig: „Man muß für Kinder genauso schreiben, wie für Erwachsene, nur besser.“ Mir scheint aber, daß viele von uns nur die Hälfte dieser Forderung richtig verstanden haben und daß sie sich auch nur darum bemühen, diese eine Hälfte zu verwirklichen, nämlich das, was das Schreiben im engeren Sinne betrifft: die sprachliche Gestaltung eines Buches. Man legt

die Forderung Gorkis aus, als müsse man für Kinder noch einfacher, noch bildhafter, also noch schöner schreiben als für Erwachsene. Das ist richtig. Gehört aber zum schriftstellerischen „Schreiben“ nicht auch das Wissen um Komposition, Fabel, Konflikt? Ein Buch für Erwachsene ohne straffe, durchlaufende Fabel ist zweifellos schlecht. Und wie ist es bei einem Kinderbuch? Ein Buch für Erwachsene ohne echte Konflikte, das wird jeder bestätigen, ist kein gutes Buch. Und ein Kinderbuch ohne Konflikte? Ein Buch für Erwachsene stellt den Autor vor die gewiß nicht einfache Aufgabe, „in seinen Helden zu leben, in den positiven, wie auch in den negativen – er muß nämlich in jedem Helden leben“. Diese Forderung stellte Konstantin Fedin als er kürzlich in unserer Republik weilte. Und sie sollte für einen Autor, der Kinderbücher schreibt, keine Gültigkeit haben? Ein Buch, in dem man den belehrenden Zeigefinger des Verfassers sieht – das wird auch „der einfache Leser“ sagen – ist wenig beliebt. Man merkt die Absicht und ist mit Recht verstimmt. Und ein junger Leser, ein Kind?

Es gibt bei uns schon einige ältere und jüngere Autoren, die durch Veröffentlichungen im Kinderbuchverlag und in anderen Verlagen bekannt geworden sind. Sie möchte ich zur dritten Gruppe zählen. Man kann sagen, daß sie dabei sind, wirklich eine neue deutsche Kinderliteratur zu schaffen. Und es ist sicherlich kein übertriebener Optimismus, wenn man annimmt, daß in den nächsten Jahren viele neue Autoren, mit denen die Verlage sich heute zum Teil noch mühevoll plagen müssen, hinzukommen und unsere Kinderliteratur mit neuen Werken bereichern werden.

Christa Wolf

ACHTUNG, RAUSCHGIFTHANDEL!

Die meisten Menschen interessieren sich für erregende Schicksale anderer Menschen. Hierauf unter anderem beruht unser Bedürfnis, Bücher zu lesen. Und in Büchern sind wir bereit, dem Schicksal allerhand zuzutrauen. Zum Beispiel folgendes:

Eine Frau – jung, schön, reich – verliert früh ihren ersten Mann. Nach einigen kummervollen Jahren tritt in ihr Leben Viktor, der unbestechliche Staatsanwalt, der Mann aller Männer, und besiegt ihr sprödes Herz. Scheu hält ihn davor zurück, sich ihr, Charlotta, zu nahen. Von Eifersucht zerquält, setzt sie sich an das Steuer ihrer Luxuslimousine, rast durch die Straßen und überfährt einen Menschen. Ein klarer Fall: Körperverletzung. Die schöne Charlotta steht vor Gericht, nicht ohne vorher das Opfer ihrer Unvorsichtigkeit mit Wohltaten überschüttet zu haben, so daß man eigentlich allen armen Teufeln wünschen muß, sie möchten nur einmal in ihrem Leben von einer reichen Frau überfahren werden. Natürlich wird Viktor, der maßlos Geliebte, zum Ankläger in ihrer Sache be-

stimmt. Scheinbar mitleidlos, in Wirklichkeit zerrissenen Herzens, fordert er die Anwendung des Gesetzes in seiner ganzen Schärfe: drei Monate Gefängnis erwarten die verwöhnte Frau. Tief beugt dieses Schicksal sie darnieder, tiefer noch beugt sie die Trauer um die verlorene Liebe. Ein Freund, der sie zu lieben glaubt, will sie rächen; doch der Staatsanwalt, ein Fels männlicher Tugend, trotz der ihn umspülenden geifernden Flut. Reuevoll läßt der Freund ab von seinem schändlichen Treiben und legt sich und sein Geld seiner Geliebten, einer armen Tänzerin, zu Füßen. Bleiben noch Charlotta und Viktor. Sie miteinander zu verheiraten, erweist sich plötzlich als verblüffend einfach: Charlotta erfährt den Grund der strengen Rechtlichkeit Viktors, verzeiht ihm in ihrem Herzen und gesteht ihm ihre Liebe. Und wenn sie nicht gestorben sind . . .

Wer keine „Stella“-Romane liest, kennt diese wunderschöne Geschichte nicht. Sie heißt „Der Mann ohne Herz“, was natürlich, wie der feinsinnige Leser bemerkt hat, eine irreführende Überschrift ist; in Wirklichkeit, oder vielmehr in dem Stella-Roman, hat Viktor das gerechteste und wärmste aller Männerherzen.

Ein anderer Fall:

Ein junger Forstmann, Werner, erblindet bei chemischen Experimenten durch Verschulden seines Freundes. Seine schöne, aber oberflächliche Braut verläßt ihn prompt und entpuppt sich auch sonst nach Kräften als Scheusal. Dafür führt ihn die zuverlässige Hand der edlen, nicht ganz besitzlosen, aber sehr häßlichen Krankenschwester Helena in sein neues schwieriges Leben hinein. Er heiratet sie und wird glücklich. Da kommt ein berühmter Augenarzt aus Amerika. Natürlich gelingt es ihm, Werner zu heilen. Wie ein scheues Reh will Helena sich vor ihm verbergen und ihm, dem schönheitsdurstigen Mann, den Anblick ihrer Häßlichkeit für immer ersparen. Glücklicherweise erwischt er sie gerade noch, blickt ihr in die gütigen, jetzt unendlich traurigen Augen, flüstert: „Mein schönes Weib!“, streichelt ihr die borstigen roten Haare und gibt ihr auf diese Weise zu verstehen, daß er sie trotzdem liebt und daß der Wert eines Menschen in seinem Herzen liegt. Mit dieser Feststellung endet dann auch der Roman. Er heißt „Seine schöne Frau“, ein Titel, der auch wieder in raffinierter Weise den Leser auf die falsche Fährte lockt.

Auch muß es für ein mittelloses junges Mädchen nicht ohne Reiz sein, sich mittags vor einem Schloß auf die Wiese zu legen, einzuschlafen, beim Abendspaziergang des Schloßherrn von dessen Hunden aufgestöbert und von den starken Armen des heimlich angebeteten Grafen durch das Tor des Schlosses getragen zu werden, „mitten hinein in die untergehende Sonne, die die Zinnen des Schlosses mit einem goldigen Schimmer überzog“. Dies alles auf vierzig Seiten, für dreißig oder vierzig Pfennig (West). Und als Zugabe noch Fotos von jungen Damen und Herren, die zum Film wollen oder einen Brieffartner suchen.

Trotzdem wollen Sie nicht zwei Mark Ihres guten, immerhin ehrlich verdienten Geldes für so etwas hingeben? Das ist auch nicht nötig. Es gibt ja die „Fliegenden Bibliotheken“. Nehmen wir an, Sie gehören zu den Liebhabern solcher literarischen Erzeugnisse. Bei Ihnen erscheint ein unauffällig gekleideter, Vertrauen einflößender Herr mit einer dicken Aktentasche, aus der er Ihnen ein buntes Sortiment dieser Hefte zur Auswahl anbietet. Sie wählen fünf davon, zahlen fünfzig Pfennig Leihgebühr, werden auf einer Karteikarte als Nummer ohne Namen registriert und können auf diese ungefährliche Weise Ihren Bedarf an Lektüre ständig decken. Wie mir glaubwürdig versichert wurde, sind diese „Bibliotheken“ wegen Überbeanspruchung oft nicht in der Lage, neue Kunden anzunehmen.

*

Dies alles, und manches andere dieser Art, wußte auch ich bis vor kurzem noch nicht, obwohl ich es hätte wissen sollen. Durch Zufall verbrachte ich eine Reihe von Tagen und

Nächten zusammen mit einer jungen Frau, einer Arbeiterin, in einem Krankenhauszimmer. Wir sprachen über alles mögliche, besonders oft und angeregt aber über Literatur.

Vielleicht interessiert es, etwas über Frau Weber – nennen wir sie so – zu erfahren. Sie hat meine Vorstellungen vom Charakter solcher Menschen, die nur Schundliteratur lesen, über den Haufen geworfen. Als Älteste von sieben Kindern wuchs sie auf, in anderthalb Zimmern. Sie war siebzehn, als die Mutter starb; der Vater war Soldat, ebenso wie der Mann, dessen Kind sie neben den Geschwistern aufzog und den sie erst sieben Jahre später heiraten konnte. Heute lebt sie mit ihm und ihren drei Kindern in der gleichen Wohnung, in der sie groß geworden ist. Sie arbeitet in einer Kugellagerfabrik, ihr Mann ist Klempner in einem großen Werk. Es geht der Familie gut, und Frau Weber weiß das zu schätzen. Sie ist jetzt 29 Jahre alt, eine tüchtige Hausfrau, lebenserfahren, hat feste Anschauungen. Mit einer ursprünglichen, wachen Intelligenz beobachtet sie, was um sie her vorgeht, und sie zieht den Kreis des Umsichher nicht zu eng. Oft ermahnt ihr Mann sie, die Nase nicht soviel in anderer Leute Angelegenheiten zu stecken; aber sie kann es nicht lassen, sich um ungeordnete Verhältnisse in der Nachbarschaft zu kümmern, in ihrem Betrieb sich der jungen Mädchen anzunehmen, sogar für die Wandzeitung und als Volkskorrespondentin zu schreiben. Kein Wunder, daß sie in ihrer Hausgemeinschaft Hausobmann, in ihrem Betrieb Mitglied des Frauenausschusses ist.

Frau Weber interessiert sich auch für Politik. Sie hat ein ausgeprägtes Gefühl für das, was ihr und ihresgleichen nützt. Es tut ihr nicht leid, daß sie in unserer Republik blieb, als ihre Schwester in West-Berlin ihr so dringend riet, nach „drüben“ zu kommen. Frau Weber fürchtet sich nicht, in den Diskussionen jedem gegenüber zu verteidigen, was sie bei uns gut findet. Vieles muß ihr noch erklärt werden, vor allem muß man ihr Selbstvertrauen stärken, damit sie offen sagt, was ihr nicht gefällt. Oft, wenn ich mit Frau Weber sprach, wünschte ich, jeder möge sich so ehrlich wie sie über unsere Fehler ärgern und sich so praktische Gedanken darüber machen, wie sie zu vermeiden wären.

Frau Weber ist auch eine gewissenhafte, gute Arbeiterin. Ihr Betrieb hat sie schon öfters prämiert. Manchmal bekam sie ihre Prämie in Gestalt von Büchern. Da stehen sie nun bei ihr zu Hause sauber aufgereiht auf einem neuen Bücherbrett: Gorkis „Mutter“, Scholochows „Neuland unterm Pflug“, „Ditte Menschenkind“ von Martin Andersen Nexö, „Anna Karenina“ von Leo Tolstoi. Der Betrieb hat die Prämien nicht schlecht ausgewählt, aber Frau Weber hat in diese Bücher noch nicht hineingesehen. Sie sind ihr zu dick.

Empört würde Frau Weber eine Aufforderung zurückweisen, sich und ihre Familie mit minderwertigen oder gar vergifteten Nahrungsmitteln zu ernähren; sie raucht nicht einmal, weil sie das schädlich findet. Aber einer dauernden geistigen Unterernährung selbst Vorschub zu leisten, trägt sie keine Bedenken. Natürlich hat ihr Betrieb eine Bücherei, natürlich würde auch Frau Weber dort gute Bücher ausleihen können. Sie versicherte mir, daß alle Frauen in ihrer Werkhalle Stella-Romane lesen. Ob die Bibliothekarin dieses Betriebes das weiß? Ob sie sich schon einmal Gedanken darüber gemacht hat, auf welche andere, bessere Weise man diesen gefährlichen Rauschgifthandel bekämpfen kann als durch Taschenkontrolle und Beschlagnahme solcher Konterbande?

Ich weiß nicht, ob all diese Tatsachen wirklich so alarmierend sind, wie ich sie empfinde. Ich konnte mich überzeugen, daß Frau Weber eine von sehr vielen ist.

Weiter: Frau Weber hat einen zwölfjährigen Sohn. Er liest nur Comic-strips. In der Schule ist eine geheime Untergrundbewegung gegen die Lehrer eigens zum Zweck des ungeführten Tausches dieser Hefte organisiert. Die pädagogischen Auswirkungen allein schon dieses heimlichen Tauschhandels stelle ich mir verheerend vor. Frau Weber beobachtet die Lektüre ihres Sohnes mit Unbehagen, aber sie findet selbst, daß sie sich der Autorität beraubt hat, sie ihm zu verbieten.

Ich könnte auch noch von meiner anderen Zimmergenossin erzählen. Sie ist Brigadierin einer Frauenbrigade, Gewerkschaftsgruppenorganisator und angehender Schlossermeister. Bei vier Kindern; wenn der Mann, ein windiger Bursche, in Westdeutschland sitzt, muß sie schon das Leben fest in die Hand nehmen. Sie schwärmte von einem Koffer voller Courths-Mahler-Bücher, den auf einer anderen Krankenstation eine Mitpatientin allen Interessierten zur Verfügung gestellt hatte.

*

In Westdeutschland hat man ja jetzt eine Gesellschaft eigens zur Pflege der „volkstümlichen Literatur“ der Courths-Mahler gegründet. Bei uns sind ihre Bücher, zusammen mit denen Rudolf Herzogs, Ganghofers und anderer aus den Leihbüchereien verschwunden. Mit Recht. Aber nicht, wie man manchmal hört, weil „unsere Werktätigen solche Bücher nicht lesen *wollen*“. Eine nicht geringe Zahl von Menschen, die ebenso werktätig sind wie die beiden Frauen meines Berichts, würden schon *wollen*. Sie *sollen* nur nicht, und wir wiegen uns immer noch allzu häufig in der Illusion, daß die Menschen das sicher nicht tun werden, was nicht gut für sie ist. Sie tun es gerade! Mancher raucht mit einem schweren Herzfehler Zigaretten, und mancher, mancher liest mit Wohlbehagen Bücher, von denen er dümmer wird.

Und wenn er sie bei uns nicht bekommt, so werden ihm Mittel und Wege nahegelegt, sie sich zu beschaffen. Aus West-Berlin, versteht sich; denn dort ist der Mensch so frei, daß niemand ihn daran hindert, sich verdummen zu lassen. Fürchterlich tiefsinnige Philosophen sind dort zu der Erkenntnis gekommen, daß die Wissenschaft mild wirkende, „unschädliche“ Rauschgifte entwickeln müsse, um die Menschheit wenigstens auf diese Weise für Stunden täglich über die sinnlose Betriebsamkeit ihres Alltags zu erheben. Die Art von „Literatur“, über die ich hier spreche, erfüllt genau die Funktionen eines solchen Rauschmittels.

Und natürlich ist manchen Leuten eine kleine literarische Untergrundbewegung in der Deutschen Demokratischen Republik oder wenigstens im demokratischen Sektor Berlins schon etwas wert. Wer ihre Schmöker liest, kann in der Zeit nichts anderes lesen, das ist ganz einfach. Und wer ihre Schmöker liest, empfindet, ob er will oder nicht, was diese Leute gerne wollen: daß „der Westen“ die wahren Bedürfnisse der Menschen eben besser zu befriedigen wisse als „der Osten“.

Das ist die eine Seite der Sache, die direkt politische. Eine andere scheint mir nicht weniger wichtig.

Wir sprechen, gerade in literarischen Diskussionen, häufig davon, daß in unseren neuen Menschen, den positiven Helden künftiger Romane, Neues und Altes eng beisammen wohnen, daß ihre Entwicklung in Widersprüchen verläuft. Manche Schriftsteller betrachten die Widersprüche als gelöst, wenn die Gestalten eines Buches am Ende positive *Ansichten* äußern. Nach meinen Erfahrungen ist es aber leichter und geht schneller, einen Menschen davon zu überzeugen, daß er gegen die EVG stimmen muß, als ihm ein echtes Bedürfnis nach guter Literatur einzupflanzen. Selbstverständlich ist es wichtig für uns, daß die Menschen richtige Ansichten haben; aber zu einem „neuen Menschen“ gehört doch sehr viel mehr. Durch wertvolle Bücher wird ein Mensch uns nicht nur politisch immer näher kommen, sondern vor allem wird sein Gesichtskreis sich erweitern, seine Gedanken- und Gefühlswelt reicher werden, sein Schönheitsempfinden sich entwickeln, sein moralisches Urteil sich schärfen, die ganze Persönlichkeit reicher, ausgeprägter, differenzierter werden. Und erst wenn die Ansichten eines Menschen als Frucht seines Lebens, seiner tatsächlichen Handlungen, seiner charakterlichen Entwicklung wachsen, sind sie wirklich dauerhaft, unerschütterlich und ehrlich.

Diese Tiefenarbeit soll aber gerade die gute Literatur leisten. Allzuoft mißverstehen Schriftsteller noch diesen Charakter ihrer Arbeit und mühen sich erbittert nur um die Widersprüche in den *Ansichten* ihrer Gestalten, nicht um die ganzen Menschen.

Ist es nicht ein Widerspruch in einer Frau, wenn sie fleißig arbeitet, in den meisten grundsätzlichen Fragen fortschrittliche Ansichten hat, intelligent und erlebnisfähig ist, und doch ihr Kunstbedürfnis durch seichteste Lektüre befriedigt? Ich konnte dieser Frau in sechs Tagen leicht erklären, warum Dr. John kein Landesverräter ist, aber es ist mir nicht gelungen, sie zu überzeugen, daß gute Bücher interessant und unterhaltend seien. Ihre praktischen Erfahrungen nötigen ihr zwar eine kleine ironische Distanz zu den Stella-Romanen ab, aber sie findet in ihnen im Grunde genau das, was sie sich wünscht: nach der Arbeit eine Stunde lang Fata Morgana, Traum vom großen Glück nach dem ein wenig Mühseligen auf dieser Erde, Schönheit, Vollkommenheit, Liebe – mal „etwas anderes“.

Man soll sich darüber nicht lustig machen. Man soll auch nicht einfach zu Frau Weber sagen: Pfui, du liest aber schlechte Bücher, schämst du dich nicht? Sie schäme sich von ganz alleine ein bißchen und las sie doch. Wahrscheinlich wird sie in einem Jahr noch viel fortschrittlicher sein und immer noch diese Bücher lesen. Es geht also in diesem Fall um Frau Weber ganz persönlich und nicht etwa um den Bestand unserer Republik, der durch die schlechte Lektüre der sonst fortschrittlichen Frau nicht gefährdet ist.

Was also soll man tun?

Ich weiß kein Patentrezept. Ich glaube, viele Menschen müssen vielerlei Verschiedenes tun: Schriftsteller müssen interessante, menschliche Bücher schreiben, viel mehr Bücher noch, die im Thema an die Interessen vieler Leser anknüpfen. Ich glaube auch, daß ein großer Leserkreis in seinen Büchern nicht unbedingt „sich selbst wiederfinden“ will, wie wir häufig sagen, sondern daß diese Menschen sich literarisch nur dann interessant finden, wenn es dem Schriftsteller gelingt, sie als außergewöhnliche, beachtenswerte, mit interessanten seelischen und geistigen Eigenschaften begabte Menschen zu sehen und darzustellen.

Weiter sollten wir alle vorhandenen Möglichkeiten – und neue, über die man nachdenken muß – ausnutzen, diese Bücher und natürlich die vielen anderen, die es schon gibt, den Lesern in die Hand zu geben. Natürlich weiterhin Buchprämien! Aber wie stellt man es an, daß die Menschen diese Bücher dann auch lesen? Natürlich wird man unsaubere Quellen soweit und so schnell wie möglich verstopfen müssen; aber wir sollten doch immer gleich für zehn Schmöker einen anständigen, unterhaltenden Roman auf den Tisch legen können. Verboten und Wegnehmen helfen nicht.

Auch die Literaturkritik muß meiner Ansicht nach Bücher immer mehr auch danach untersuchen, wie viele und welche Menschen sie lesen.

Popularisieren und Heben des Niveaus gehen Hand in Hand, lehrt Mao Tse-tung, und mit dem Popularisieren muß man beginnen. Niemand bestreitet, daß in unserer Republik heute viel mehr Menschen anständige Bücher lesen als vor zehn oder auch vor fünf Jahren. Jede Betriebsbücherei kann darüber Auskunft geben. Es geht hier nicht um Schwarzmalerei, sondern nur darum, vorhandene Erscheinungen zu sehen und ihnen zu begegnen. Es wäre gut, darüber in dieser Zeitschrift und in der Tagespresse zu diskutieren.

■

Die Redaktion der „Neuen Deutschen Literatur“ hält Christa Wolffs Anregung, über die von ihr berichtete Situation und die Möglichkeiten ihrer Änderung zu diskutieren, für gut und lädt hiermit Mitarbeiter und Leser ein, sich dazu zu äußern.

Lion Feuchtwanger

Felix Krull, ein bürgerlicher Schelm

Das Fragment der „Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull“ ist in dem Band Thomas Mann, Erzählungen, Aufbau-Verlag, Berlin 1953, enthalten, außerdem erschien es als Band der Deutschen Volksbibliothek; der gesamte Erste Teil des Romans wird im Rahmen der zwölfbändigen Gesamtausgabe des Aufbau-Verlags voraussichtlich Mitte 1955 erscheinen.

Vor dreiundvierzig Jahren veröffentlichte Thomas Mann ein kleines Buch „Die Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull“, ein Fragment, den Anfang eines humoristischen Romans. Vor elf Jahren ließ er eine erweiterte Fassung erscheinen. Nun hat er das Manuskript wieder hervorgeholt, er hat auf der gleichen Seite weitergeschrieben, auf der er damals unterbrach, und nun liegt, zunächst deutsch und sehr bald englisch, der Erste Teil des umfangreichen Romans vor, ein überaus erfreuliches Buch.

Von jeher hatten Schriftsteller ihren Spaß daran, lebenskluge Männer darzustellen, die, sich am Rande der Gesellschaft herumtreibend, es mit der Moral nicht allzu genau nehmen und sich aus dem großen Kuchen Welt ihr bescheiden oder auch unbescheiden Teil herauschneiden. Dem Erzpitzbuben Autolykos des Homer, den lebenswerten Picaros der großen Spanier, dem Gil Blas des Lesage, dem Simplicius des Grimmelshausen hat jetzt Thomas Mann seinen Felix Krull zugesellt.

Was dieser sympathische Schelm, der Hochstapler Krull, zu erzählen hat, sind lose aneinandergereihte Abenteuer aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg. Thomas Mann malt, wie das seine Art ist, die Details liebevoll aus. Dadurch wirkt die Zeit, in welcher der Roman spielt, die Epoche von gestern, weit zurückliegend, abgelebt; das Buch nimmt die Farbe des historischen Romans an, und diese leise Patina gibt ihm neuen Reiz.

Die Geschehnisse sind locker erzählt, sie werden zusammengehalten nur durch die Gestalt des Erzählers, eben des Krull. Aber der Dichter weiß von Anfang an so viel Teilnahme für seinen liebenswürdigen Schwindler zu erwecken, daß der Leser seinen Schicksalen voll Spannung folgt. Krull ist anmutig von Gestalt, von Wesen, von Manieren, er ist überzeugt, daß er von feinerem Stoff sei als die übrige Welt und also das Recht habe, sich von ihr zu nehmen, wonach immer ihm der Sinn steht; die Frauen sind empfänglich für ihn, er selber ist von unerschöpflicher Liebeskraft, und alle diese Eigenschaften geben ihm eine Selbstsicherheit, die es dem Leser unmöglich macht, Felix Krull seinen Mangel an Moral zu verübeln.

Wir sind es sehr zufrieden, wenn es ihm gelingt, durch standhaftes, prinzipienfestes Simulantentum sich vom Heeresdienst zu drücken; wir gönnen ihm den gründlichen Unterricht in der Liebe, den das ungarische Freudenmädchen ihm erteilt; wir spüren seine stolze Genugtuung, wenn er die Juwelen, die ihm in den Koffer gefallen sind, zu annehmbarem Preis veräußern kann; wir anerkennen aus vollem Herzen die anmutige Beflissenheit, mit der er in Paris seinen Kellnerdienst versieht, und wir teilen seine innige

Befriedigung, wenn schließlich sein durchtriebenes, lustvolles Bemühen, es in der feinen Welt zu was zu bringen, belohnt wird, wenn er im Einverständnis mit dem jungen Marquis de Venosta als dessen verfeinertes Ebenbild seine Weltreise antritt und zunächst in Lissabon die angenehmsten Abenteuer erlebt.

Was das Buch weit über die reizvolle Fabel hinaus heiter und anziehend macht, das ist das souveräne Spiel des Autors mit eben dieser Fabel und ihrem Helden. Thomas Mann hat es von jeher geliebt, neben seine Menschen hinzutreten, sie zu kommentieren, sich auf lebenswerte Art über sie und ihre Schicksale lustig zu machen. Die Form dieser „Bekenntnisse“ erleichtert ihm das. Das Buch ist romantisch im besten Sinne des Wortes. Felix Krull will, indem er seine Erlebnisse aufzeichnet, über sich ins reine kommen, er meditiert immerzu über sich selber und über seine Fähigkeiten, er fühlt sich der selbstgestellten schriftstellerischen Aufgabe nicht ganz gewachsen, und selbstverständlich hilft ihm dabei der Autor.

Dieser Technik verdanken wir zwei Kapitel, die aus dem Werke Thomas Manns als Sondergipfel herausragen. Da ist einmal jene seltsame Szene, in welcher Felix Krull, beziehungsweise der Marquis de Venosta einer reizvollen und kratzbürstigen halbwüchsigen Portugiesin das Wesen der Liebe darlegt; er spricht ihr von den physischen Widerwärtigkeiten, welche die Vereinigung zweier Menschen mit sich bringe, und wie die Liebe dieses Lächerliche und Abstoßende in etwas Beglückendes umschaffe. Er erläutert das sehr geistreich, beredt, ein Dozent der Psychologie, und der Autor entschuldigt sich und seinen Helden damit, daß dieser sich alles vorher gut zurechtgelegt habe.

Und da ist vor allem jenes schöne und merkwürdige Kapitel, in welchem beim abendlichen Diner im Speisewagen der fremde Gelehrte dem jungen, sympathischen Hochstapler die Grundsätze der Evolution erläutert und ihn zu solcher Aufmerksamkeit zwingt, daß er später noch dieses ganze Gespräch mit allen Einzelheiten aufzeichnen kann. Es sind in diesem Kapitel tiefe und wesenhafte Erkenntnisse mit heiterster Überlegenheit dargestellt. Es sind einmalige, unvergeßliche Seiten: sie werden, wenn einmal in hundert Jahren ein Literaturkenner das Beste zusammenstellt, was die Prosa unserer Generation hervorgebracht hat, kaum fehlen.

Henryk Keisch

Alte und neue Anekdotenliteratur

Johann Peter Hebel: „Geschichten und Anekdoten“, ausgewählt und herausgegeben von Hans Franck, Union-Verlag Berlin; Bertolt Brecht: „Kalendergeschichten“, neue Ausgabe, illustriert von Franz Haack, Aufbau-Verlag Berlin; F. C. Weiskopf „Das Anekdoten-Buch“, Aufbau-Verlag Berlin.

An anderer Stelle des vorliegenden Heftes findet der Leser – in einer Auswahl, die

ihren Hauptzweck erreicht hat, wenn sie die Aufmerksamkeit auf die Tradition und die heutigen Möglichkeiten dieses literarischen Genres lenkt – Beispiele von Arbeiten der „kleinen Form“, insbesondere der Anekdote. Einige Bucherscheinerungen der letzten Zeit scheinen darauf hinzudeuten, daß vielleicht eine Art Wiedergeburt des Sinns für die Anekdote bevorsteht. Verwunderlich wäre das nicht:

unter allen Genres ist sie den anonymen Formen der Literatur, den Volksepen und Volksliedern, den Sagen und Märchen am nächsten geblieben; sie ist „Gebrauchsliteratur“ im besten Sinne – ohne daß durch diese Kennzeichnung die in ihr liegenden Möglichkeiten vollgültiger künstlerischer Formung irgendwie eingeschränkt würden. Was dem „kleinen Genre“ an gedanklicher Fülle, kompositorischem Schwung und Spannung der Aktion gezwungenermaßen abgeht, ersetzt es durch leichte Zugänglichkeit und Verbreitbarkeit, Wirklichkeitsnähe, unmittelbare Bezuglichkeit auf die Erfahrungswelt des Lesers, oftmals auch durch eine Aktualität, die auf der Fähigkeit zum raschen Reagieren beruht. Alle diese Eigenschaften machen aus der Anekdote eine spezifisch journalistische Kunstform.

Und in der Tat, journalistische Bedürfnisse waren es, die den beiden Vätern der modernen deutschen Anekdoten, Heinrich von Kleist und Johann Peter Hebel, die Feder führten. Kleist sammelte eine Zeitlang Nachrichten und Zeugnisse über merkwürdige Begebenheiten unter dem Gesichtspunkt des Interesses, das sie für seine „Berliner Abendblätter“ bargen. Seine Darstellung dieser Begebenheiten folgte den Gesetzen, die auch heute noch für jeden guten Nachrichtenredakteur gelten. Daß dabei unter seinen Händen Meisterwerke künstlerischer Prosa entstanden, nun, das ist einer der vielen Beweise für die Unsinnigkeit einer Auffassung, die Journalismus und Literatur als angeblich unvereinbar einander gegenüberstellen möchte.

Mit Johann Peter Hebel steht es nicht viel anders. Sein „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes“ entstand aus der Notwendigkeit, den alljährlich erscheinenden Kalender, dessen Herausgabe er übernommen hatte und für den er kein geeignetes Textmaterial fand, mit Lesestoff zu versorgen. Die unter diesem Zwang gesammelten und niedergeschriebenen Geschichten wuchsen unter seinen Händen

weit über ihre ursprüngliche Bestimmung hinaus: man darf sie getrost zum klassischen Bestand der deutschen Literatur rechnen. Nach vielen anderen hat jetzt Hans Franck daraus eine Auswahl vorgenommen, die uns in der schönen Ausgabe des Union-Verlages vorliegt und jede Anerkennung verdient. Ihr Leitgedanke ist, aus dem reich wuchernden Gewirr moralisierender, belehrender und erbaulicher Betrachtungen, die bei geruhsamer Lektüre einen der Reize des „Schatzkästleins“ bilden, die aber manchen heutigen Leser abschrecken oder ermüden könnten, den Kern herauszuschälen: ein aus dem vollen schöpfendes Erzählerwerk, in dem Gemüt, Phantasie und Humor einander die Waage halten. Der kulturgeschichtlich interessierte Leser wird vielleicht gerade dem zeitbedingten Beiwerk nachtrauern. Der Liebhaber von Geschichten aber – und wer von uns hätte in sich nicht etwas von der kindlichen Freude am Zuhören bewahrt? – wird voll auf seine Rechnung kommen.

„Kalendergeschichten“ nennt auch Bertolt Brecht eine Sammlung seiner kleinen Arbeiten, die, schon früher erschienen, in einer neuen (von Franz Haackens eigenwillig illustrierten) Ausgabe des Aufbau-Verlages auf unseren Weihnachtstischen lag. Das Prinzip der Auswahl ist hier weniger fest umrissen: neben Anekdoten im engeren Sinne finden sich die zumeist aphoristischen „Geschichten vom Herrn Keuner“, ferner kürzere oder längere Erzählungen, erzählende und andere Gedichte. Aber der angenommene Rahmen eines Kalenders ist umfassend genug, dies alles einzuschließen, ja aus der Not der systemlosen Zusammenstellung ist die Tugend abwechslungsreicher Buntheit und Vielfalt geworden.

Die „Kalendergeschichten“ vereinigen in sich alle wesentlichen Vorzüge, die das Schaffen Bertolt Brechts auszeichnen: die unkonventionelle Art, seine Stoffe anzupacken und zu behandeln, das völlige Fehlen jeder Sentimentalität, wodurch der

Weg frei wird für eine neue, zuverlässigere Form der Emotion, die Zielsicherheit in der Gestaltung, die rationale Durchschlagskraft des Gedankens, die kristallklare Sprache. Es findet sich in ihnen auch eine weitere Eigenart, das Pendant zu dem bekannten Prinzip der „Verfremdung“, das Brecht auf dem Gebiet der Dramatik verfiel: eine dem Dichter bewußte und von ihm gewollte Kühle, ein Maßhalten, das sich lieber in die Gefahr begibt, für Leidenschaftslosigkeit gehalten zu werden, als in die entgegengesetzte Gefahr, die eines Überschwangs nämlich, der die kontrollierende Vernunft lähmen könnte.

Mit besonderem Interesse liest man nach der Berliner Aufführung des „Kauasischen Kreidekreises“ von neuem die in den „Kalendergeschichten“ enthaltene Erzählung vom „Augsburger Kreidekreis“. Diese beiden Versionen des gleichen Stoffes zeigen eine überaus bedenkenswerte Eigenart in Brechts Arbeitsweise, nämlich das unentwegte, nie befriedigte Bemühen, aus einem Stoff oder einem Motiv alles herauszuholen, was es herzugeben vermag, es nötigenfalls auch wiederholt umzukneten. Das im „Kreidekreis“ behandelte Grundmotiv ist wahrscheinlich so alt wie die Menschheit, auch vor Brecht ist es in den verschiedensten Formen behandelt worden. Brecht hat, wie man weiß, das überlieferte Motiv weiterentwickelt und bereichert: er hat die Begründung für den Anspruch der Mutter aus dem zufälligen Bereich des Biologischen herausgehoben und die Fabel so geführt, daß die Pflegemutter als echte Mutter anerkannt wird. Warum, fragt sich der Dichter, sollte ihm nur die einmalige Behandlung des Stoffes auf dieser neuen Stufe erlaubt sein? Und so siedelt er die Fabel einmal in Süddeutschland zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges an, ein anderes Mal im asiatischen Milieu. Interessanterweise zeigt sich, daß sie beide Male künstlerisch „stimmt“, daß das Hand-

lungsmotiv fugenlos in das jeweils gewählte Milieu paßt. Dieses überraschende Ergebnis beruht aber nicht etwa auf irgendeiner mechanischen Auswechselbarkeit, sondern darauf, daß wir es bei der Fabel vom Kreidekreis mit einem Motiv von universaler menschlicher Gültigkeit zu tun haben.

Daß die eben beschriebene Auswechselbarkeit nur in Sonderfällen denkbar ist, dieser Schluß drängt sich dem Leser von F. C. Weiskopfs „Anekdoten-Buch“ unabweislich auf. Hier haben wir „merkwürdige Begebenheiten“ unserer Zeit, die bewußt mit dem Blick auf unsere Zeit und ihre Kampfbedürfnisse ausgewählt, gesammelt und zu Kunstwerken der „kleinen Form“ geprägt sind. Was sie in den Augen ihres Verfassers „merkwürdig“ machte, war gerade diese Eigenschaft, nur unserer Zeit zugehörig und für sie typisch zu sein. In den Geschichten des „Anekdoten-Buches“ spiegeln sich die entscheidenden Gegensätze und Kämpfe unserer Zeit. Diese Geschichten zu erzählen, bedeutet in die Kämpfe einzugreifen, angesichts der Gegensätze Position zu beziehen. Parteilichkeit, nicht aufgepfropfte, kommentierende, sondern aus den berichteten Begebenheiten entspringende Parteilichkeit ist das besondere Kennzeichen von Weiskopfs Anekdoten: sie sollen Waffe sein, und sie sind es, kunstvoll geschmiedet, für den Kampf zugespitzt und geschärft. Der Verfasser hat ohne Zweifel die Vorbilder des Genres gründlich und mit großem Nutzen für sich und für uns studiert, ja er vergnügt sich sogar gelegentlich damit, das Schema einer Kleistschen Anekdote unverändert zu übernehmen (wie in den „Unwahrscheinlichen Wahrhaftigkeiten“). Aber weder registriert er in der unbeteiligten Art Kleists, noch belehrt er seinen Leser in der gelassen-beschaulichen Art Hebels; seine Geschichten stoßen zu und treffen mit Sicherheit das, was sie treffen sollen: die Blößen des Gegners

Friedrich Schiller und Charlotte von Kalb

Klaus Herrmann: „Der Abschied“, Erzählung, Gustav Kiepenheuer Verlag, Weimar 1954.

Klaus Herrmann ist als Verfasser historischer Erzählungen nicht mehr unbekannt. Sein letztes Buch „Die ägyptische Hochzeit“ – eine erregende Darstellung der Epoche der Kleopatra aus der Perspektive eines sich auflehrenden Sklaven – hatte besonders großen Erfolg, erlebte in Jahresfrist die sechste Auflage (29 Tausend). Zum bevorstehenden Schillerjahr dem deutschen Leser nun eine Erzählung um Friedrich Schiller und Charlotte von Kalb vorzulegen, darf als verdienstvoll angesehen werden – zumal Herrmann eine sprachlich ausgewogene und menschlich ergreifende Dichtung gelungen ist.

Viel historisches Material bot sich dem Verfasser eigentlich nicht. Der Briefwechsel zwischen Schiller und Charlotte von Kalb wurde von dieser vernichtet, und was sie im hohen Alter als „Denkwürdigkeiten“ diktiert hat, ist allzu subjektiv bestrebt, die eigene Bedeutung ins rechte Licht zu rücken. Einige lebendige Zeugnisse besitzen wir aus Schillers Hand. Zunächst ein in Mannheim entstandenes Gedicht „Freigeisterei der Leidenschaft“, in dem es heißt:

*„Jetzt schlug sie laut, die heißgeliebte
Schäferstunde
Jetzt dämmerte mein Glück –
Erbörung zitterte auf deinem brennenden Munde,
Erbörung schwamm in deinem feuchten Blick.“*

*Mir schauderte so vor dem nahen Glücke,
Und ich errang es nicht.
Vor deiner Gottheit taumelte mein Mut zurücke,
Ich Rasender! und ich errang es nicht!“*

Dieses leidenschaftliche Liebesgedicht aus der Feder Schillers nennt zwar nicht den Namen Charlottes, doch darf man mit Sicherheit annehmen, daß sich in ihm die Liebe zu Charlotte und das Eigentümliche ihres Verhältnisses während ihrer Mannheimer Bekanntschaft enthüllt. In einem Brief an Körner spricht der so maßlos enttäuschte Schiller in anderen Worten von seiner argen Herzensbedrängnis: „Erdreich und Heimat sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens fühlt, keine Freundin, keinen Freund . . .“

In späteren Briefen an Körner finden wir dann offene Bekenntnisse über sein Verhältnis zu Charlotte von Kalb, die er in Weimar wiedertrifft, und der er Unermessliches verdankt. Sie hat in ihm den Jüngling zum Manne erweckt – und in Weimar erschloß sie ihm den Zugang zur Gesellschaft und zum Hof „Charlotte ist eine große sonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größeren Geiste als der meinige ist, zu schaffen geben kann. Mit jedem Fortschritt unseres Umgangs entdecke ich neue Erscheinungen in ihr, die mich, wie schöne Partien in einer weiten Landschaft, überraschen und entzücken . . .“ So heißt es in einem Brief, und in einem anderen: „Mein Verhältnis mit Charlotten fängt an, hier ziemlich laut zu werden, und wird mit sehr viel Achtung für uns beide behandelt. Selbst die Herzogin hat die Galanterie, uns heute zusammen zu bitten, und daß es darum geschah, habe ich von Wieland erfahren. Man ist in diesen Kleinigkeiten hier sehr fein . . .“ Und über den Gatten der Charlotte schreibt er später: „Seine Freundschaft für mich ist unverändert, welches zu bewundern ist, da er seine Frau liebt und mein Verhältnis mit ihr notwendig durchsehen muß . . .“

Doch der dauernde Verzicht macht das Zusammensein unerträglich. In ihren „Denkwürdigkeiten“ berichtet Charlotte: „Er forderte schriftlich oft, ich möchte doch zu ihm kommen, er könne nicht ausgehen. Obwohl geneigt, konnte ich doch wissen, daß solches unmöglich und Ungestüttes bereiten müsse.“ Da bietet die Bekanntschaft mit Charlotte von Lengefeld Schiller die Möglichkeit, sich durch Heirat aus dem immer unerquicklicher werdenden Verhältnis zu lösen.

Soweit die historischen Fakten Mit großem psychologischem Einfühlungsvermögen projiziert Klaus Herrmann den ganzen Vorgang in das im Widerstreit liegende Innenleben Charlottens während der letzten Tage, die dem endgültigen Abschied vorausgehen. Höhepunkt bildet das letzte Gespräch zwischen Schiller und Charlotte: Schiller ganz seinem dichterischen Schaffen ergeben und der Zukunft hoffend zugewandt – sie schmerzlich resiniert in die Erinnerungen an die Vergangenheit versinkend.

Schöne, erhebende Worte läßt Herrmann Friedrich Schiller sagen – ob er sie wirklich gesprochen hat, wissen wir nicht –, sie vermählen den Dichter des „In Tyrannos!“ und der großen nationalen Ideale mit unserer Gegenwart: „Bald bricht ein neues Jahrhundert an, Charlotte. Die Erkenntnisse werden größer, die Wahrheit ist im Begriff, den Schleier abzulegen, mit dem in den dunklen Zeiten des Aberglaubens ihr Antlitz verhüllt war. Siegt der

Himmel? Die Idee siegt, Charlotte, die Erkenntnis, die höhere Ordnung, die von dem Menschengestalt erschaffen ist als ein Abbild der Ordnung, die das Weltall beherrscht!“

Der Anbruch des neuen Jahrhunderts, von dem hier die Rede ist, wird hinter all den persönlichen Dingen, um die es hier allerdings nur scheinbar geht, deutlich spürbar: die Blitze der Französischen Revolution leuchten in die Dumpfheit des kleinen Weimars, in dem auch Goethe lebt und wegen der Geburt eines illegitimen Sohnes gelästert und gemieden wird.

In die etwas bedrückende Atmosphäre des Abschieds und der Entsagung läßt Klaus Herrmann ein plebejisch-revolutionäres Element dringen, indem er durch die Harfenspielerin Mademoiselle Weber der Charlotte eine Ahnung von großer, nicht entsagender Leidenschaft vermittelt, gleichzeitig aber auch dem Haß der bisher Unterdrückten, der Erniedrigten und Beleidigten Ausdruck gibt.

Mancher wird gewiß zu dieser Erzählung greifen, um etwas aus dem „Liebesleben“ unserer großen Dichter zu erfahren, seine Neugier zu stillen; vortrefflich, daß er bei dieser Gelegenheit auch etwas über die damaligen Zeitumstände erfährt und zumindest einen Hauch der Revolution verspürt, deren Ziele auf einem großen Teil unseres Planeten auch heute noch nicht verwirklicht sind.

Peter Schuerl

Der „Schlurf“ und die Freiheit

Karl Bednarik: „OMEGA Fleischwolf“, Roman, Verlag Kremayr & Scheriau, Wien 1954.

„OMEGA Fleischwolf“ lautet der etwas befremdende, etwas reißerische und wohl auch symbolhaft gemeinte Titel

eines Romans des Wiener Bednarik.* OMEGA – das Letzte, das Höchste – ist der Name einer Fabrik, die nicht nur Fleischwölfe (durch die wir in der Fließbandarbeit der modernen Technik gedreht werden), sondern auch Staubsauger, Espressomaschinen, Kühlschränke und

* Dieser Roman ist in der westdeutschen Presse, insbesondere im „Spiegel“ über den grünen Klee gelobt worden, weshalb wir uns mit ihm beschäftigen.

viele andere technische Dinge herstellt, die das Leben leichter machen, es aber, so meint der Autor, auch entseelen. Die OMEGA-Fabrik ist ein Kollektivunternehmen, das von einer im Hintergrund böse spürbaren Parteihierarchie geleitet wird. Die Fabrik, ihre Arbeiter und Angestellten und ein Unglücksfall in der Fabrik geben Rahmen und Handlung des Romans ab. Aber die unmittelbare künstlerische Gestaltung der Wirklichkeit tritt zurück gegenüber dem Bestreben, die Thesen einer „soziologischen Studie“, die der Verfasser schon vor Jahresfrist unter dem Titel „Der junge Arbeiter von heute – ein neuer Typ“ veröffentlicht hat, ins Romanhafte zu übersetzen.

Karl Bednarik ist in der sozialistischen Arbeiterbewegung aufgewachsen, wäre also durchaus berufen, über die geistige und seelische Situation des jungen Arbeiters unserer Zeit in den Ländern Mittel- und Westeuropas zu sprechen. Und tatsächlich versteht er es auch – wenn wir davon absehen, daß seine Verallgemeinerungen viel zu weit greifen –, einen bestimmten Typ sehr wirklichkeitsgetreu zu schildern: den genußsüchtigen, kinohörigen, nur dem eigenen Ich dienenden, alle Verpflichtungen ablehnenden und stets nur Forderungen stellenden Typ, den man in Österreich einen „Schlurf“ nennt.

Solange Bednarik den „Schlurf“ beschreibt, vermag man ihm zu folgen. Anders wird es, wenn er versucht, die Entstehung des „Schlurfs“ zu erklären. Bednarik hat den „Schlurf“ natürlich nicht erfunden. Diese traurige Erscheinung der Nachkriegszeit ist bekannt von Wien bis Paris, von Hamburg bis Rom. Aber Bednarik hat eine andere Entdeckung gemacht, die so „originell“ ist, daß man zweimal lesen muß, bis man erfaßt, daß er es wirklich so meint: Seiner Ansicht nach ist der „Schlurf“ ein *fortschrittliches* Element in der geistigen Entwicklung des jungen Arbeiters von heute. Seit Jahrzehnten, meint der Autor, seit Beginn der modernen Arbeiterbewegung und deren Versuchen, die Jugend zu erfassen, bis zur

HJ des „dritten Reiches“, sei die Jugend im Glauben an die Masse, an das Kollektiv, an das „Wir“ erzogen worden. In diesem Glauben habe sie die Freiheit des „Ich“ verloren. Der „Schlurf“ aber sei, indem er sich gegen die Gemeinschaft auflehne, der Begründer der neuen Freiheit des Ich. Der neue Typ der Arbeiterjugend, schreibt Bednarik, „tritt aus der alten verkrampten proletarischen Wir-Situation heraus und ist sich als Ich bewußt geworden. Damit beginnt die Freiheit erst wirklich zu werden.“ Ein Salto mortale des Denkens, durch den Bednariks wirkliche Absichten enthüllt werden: „Im jungen Arbeiter drückt sich ein Individualisationsprozeß aus, in dem der einzelne sich seiner selbst bewußt wird und dadurch der fiktiven Klassenzuordnung entwächst, die ein Jahrhundert lang als real gegeben angenommen worden war.“ Der neue Typ sei „das Ergebnis der Entwicklung des Arbeiterlebens“, die gewonnene Freiheit bestehe in der „Flucht vor der Gesellschaft ins Private“.

Im Grunde genommen ist dieser Versuch, die Lehre vom Klassenkampf als überholt hinzustellen, nichts Neues. Der Renegat Bednarik steigt hier nur in die Fußstapfen jener, die seit eh und je versuchten, den Marxismus mit dem Hinweis auf das „unfreie Ich“ zu bekämpfen. Dieses Gedankenkonglomerat eines mißverständenen Individualismus ist im Laufe der Entwicklung unter stets neuen Bezeichnungen aufgetreten; ein moderner Name dafür ist Existentialismus, und bei Karl Bednarik ist es auf den „Schlurf“ gekommen. Und wahrhaftig, der „Schlurf“ als Repräsentant der neuen, kommenden Freiheit, das klingt so grotesk, daß selbst seinem Entdecker am Schluß der Abhandlung beklommen zumute wird: er gesteht, daß seine „kleine Schrift fast zur Apologie für den jungen Arbeiter (gemeint ist der Schlurf) geworden ist gegen meine Ansicht, muß ich zugeben“.

Ein junger Arbeiter dieses „neuen Typs“ steht auch im Mittelpunkt des Romans „OMEGA Fleischwolf“, von dem nie

ganz klar wird, wann er spielt, ob im Heute oder im Morgen, ob er eine Art „negative Utopie“ ist oder ein romanhaft geschriebener Gegenwartsbericht. Mit gutem Grund stellt der Autor die Handlung in die verschwimmende Dämmerung zwischen heute und morgen. Daß die Menschen – von Einzelercheinungen abgesehen – heute keineswegs so sind, wie er sie schildert, weiß er. Also stellt er die Sache so dar, als ob sie heute *noch nicht* so seien, aber morgen so sein könnten. Adam, der eigentlich Adamek heißt, aber nur Adam genannt wird (auch das ein symbolhafter Verallgemeinerungsversuch), ist „Schlurf“ und – sozusagen nur im Nebenberuf – Kranführer im OMEGA-Werk. Er ist als einzige Figur des Buches beängstigend scharf gesehen und so treffend gezeichnet, daß man glaubt, ihn bestimmt schon vor irgendeinem Kino gesehen zu haben. Adam verbringt seine Tage in der Fabrik, sein eigentliches Leben aber im Kino. In seinem Bewußtsein vermischen sich auch tagsüber Wirklichkeit und Kino-Illusion. Bis in äußerliche Kleinigkeiten hinein sucht er seine Filmhelden nachzuahmen. An dieser Gestalt will der Autor beweisen, was er in seiner Broschüre als Theorie verkündet hat.

Es mißlingt, es muß mißlingen. Denn Adams Bemühen, sich aus der Gesellschaft herauszulösen, hat mit dem Streben nach Freiheit nicht das geringste zu tun. Sein Unbehagen im Alltag der Pflichterfüllung, seine Flucht in die Scheinwelt des Films lassen ihn zwar zu einem „Desperado der Leinwand“, niemals aber zu einem Sucher, am allerwenigsten zu einem Sucher der Freiheit werden.

Hier kommen wir zu einer zweiten „Entdeckung“ Bednariks: die Ursache für die Entwicklung, die der junge Arbeiter von heute genommen habe, so findet er, sei „unzweifelhaft der gehobene Lebensstandard“. Es sei „jedenfalls nicht zu bezweifeln, daß echte wirtschaftliche Not fast völlig verschwunden ist ... Da in den meisten Familien nur ein einziges

Kind da ist, kann dieses, sobald es ins Erwerbsleben tritt, sein gesamtes Einkommen als Taschengeld betrachten“. Diese „Erkenntnisse“ Bednariks führen zu dem Schluß, daß „sich aus dem neuen Götzen, dem Lebensstandard, jedenfalls keine verbindliche Moral ableiten läßt“. Schuld daran sei „der soziale Fortschritt, der sich gewissermaßen selber erreicht hat“.

Kann man durch die Brille solcher monströser Fehlurteile den Arbeiter von heute richtig sehen? Muß es nicht zu Verzeichnungen, zu Verzerrungen kommen? Mit wenigen Ausnahmen sind fast alle handelnden Figuren Arbeiter des OMEGA-Werkes. Aber nicht einer ist darunter, der menschlich zu ergreifen vermag, nicht einer, der mehr wäre als Stichwortträger seiner eigenen Begehrlichkeit.

Nein, den Roman des Arbeiters, insbesondere des jungen Arbeiters von heute zu schreiben, ist dem Autor nicht gelungen. Es wurde die Geschichte eines kinosüchtigen jungen Mannes. Wenn Adam zum Schluß die Pistole ansetzt, um sein Leben zu beenden, so ist das die Tragödie eines jungen Menschen, der bis an sein Ende unreif blieb. Alles übrige ist Tendenz im schlechtesten Sinne. Tendenz eines Autors, der – das erklärt manches – seine Arbeiten über die psychologischen Verhältnisse der Gegenwart „mit Unterstützung des Forschungsinstituts für Gegenwartskunde“ durchführt, eines Instituts, das sich „europäisch“ nennt, aber von amerikanischem Geld lebt. Tendenz eines Autors, der allen, die es angeht, den Rat gibt, „endlich aufzuhören, um die Gunst des Arbeiters zu buhlen, indem sie von der Not der Massen reden. Sie sollten lieber die rationalen Kräfte des Arbeiters fördern, statt an seine niederen Instinkte zu appellieren. Sie sollten absehen von allen weiteren Sozialmaßnahmen ...“

Das sind Forderungen, die entlarven. Sie entlarven das Buch und seinen Verfasser.

Ein polnisches Werk über die moderne deutsche Dramatik

Wilhelm Szewczyk: „Deutsche Dramatik“, Staatliches Verlagsinstitut, Warschau 1954 (in polnischer Sprache).

Wilhelm Szewczyk, ein bekannter polnischer Schriftsteller, Autor von Erzählungen und Gedichten aus dem Leben der Arbeiterklasse, behandelt in sechs Essays die Entwicklung des deutschen Dramas von den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Am Beispiel einiger Autoren, die zu den bedeutenden oder typischen Vertretern ihrer Zeit gehören, erläutert der Autor zunächst die allgemeinen Entwicklungslinien. Seine Betrachtung der Dichter, ihres Lebens und ihrer Werke schwebt dabei nicht im luftleeren Raum: er sieht sie in engem Zusammenhang mit der gesamten politischen und sozialen Entwicklung, beurteilt sie sowohl unter künstlerischen als auch unter sozialpolitischen Gesichtspunkten.

In dem einleitenden Essay „Gerhart Hauptmann im Licht und im Dunkel“ sind die Entwicklung des Dichters, sein Verhältnis zu den wechselvollen Strömungen seiner Zeit, die sozialistischen Sympathien des jungen Hauptmann in der Zeit des beginnenden Imperialismus, seine positive Einstellung zur Weimarer Republik und schließlich seine passive, wenn auch ablehnende Haltung dem Nationalsozialismus gegenüber Gegenstand der Abhandlung. Den Höhepunkt in Gerhart Hauptmanns Schaffen und zugleich das erste wirklich sozialistische Drama in der deutschen Literatur sieht Szewczyk in dem großen realistischen Drama „Die Weber“. Wie es zu diesem Werk kam, der Inhalt, die künstlerische Gestaltung und die sozialpolitische Bedeutung der „Weber“, das sind die Hauptfragen, mit denen sich Szewczyk auseinandersetzt.

Die realistische Komödie „Der Biberpelz“ stellt Szewczyk unmittelbar neben die

„Weber“. In den späteren symbolistisch-romantischen Werken wie „Hanneles Himmelfahrt“ und „Die versunkene Glocke“ sieht er dagegen eine Flucht in die Traumwelt, eine Kapitulation vor der Wirklichkeit. Auch wenn sich Hauptmann dann dem Realismus wieder zuwendet, erreicht er nach Szewczyks Meinung nicht mehr die Höhe seines Schaffens, die er mit den Webern erreicht hat.

Der zweite Essay des Bandes: „Georg Kaiser und die Irrwege des Expressionismus“ zeigt bei dem polnischen Kritiker eine bewundernswert genaue Kenntnis des behandelten Dichters und seiner Zeit. Der in Deutschland von vielen nahezu vergessene Georg Kaiser beschäftigt Szewczyk als einer der charakteristischen Vertreter des Expressionismus. Der Verfasser weist auf die ideologische Uneinheitlichkeit des Expressionismus hin. Wie Georg Lukacs sieht er dessen wichtigste Schwächen in der Entfernung vom Leben, in der abstrakten Form, in der Überladung mit Effekten, in dem unnatürlichen Pathos. Am Beispiel Georg Kaisers illustriert er diese allgemeine Kritik des Expressionismus, berichtet von Kaisers wechselvollem Schicksal, seinem Verhältnis zur bürgerlichen Welt, die der Dichter zwar scharf kritisiert, der er aber selbst angehört und über die er nicht hinausgeht. Das sowohl künstlerisch als auch ideologisch wertvollste Werk Kaisers sieht Szewczyk in dem Drama „Soldat Tanaka“, das in der Emigration geschrieben wurde.

Der dritte Aufsatz des Bandes trägt den Titel „Das Hitler-Zwischenspiel und seine Auswirkungen in der Nachkriegszeit“. Hier weist Szewczyk auf den Verfall allen geistigen Lebens und auch des Theaters in der Nazizeit hin. Hanns Johst, von Goebbels zum Leiter der „Kammer für Schrifttum“ und zum Präsidenten der Akademie der Künste gemacht, SS-Führer

und prominenter Dramatiker der Nazizeit, kam aus den Reihen der Expressionisten, doch schon in seinen ersten Dramen, beispielsweise in „Der König“, kamen seine faschistischen Tendenzen unverhüllt zum Ausdruck. In seinem Drama „Der Einsame“, das dem Dichter Grabbe gewidmet ist, wird sowohl der Charakter des Helden als auch der soziale Hintergrund völlig verfälscht. Johst führt sich selbst ad absurdum, wenn er Luther oder Paine Nazi-Phrasen ausrufen läßt.

Gegen Ende dieses Aufsatzes wendet sich Szewczyk dem politischen und kulturellen Geschehen nach dem Kriege in Westdeutschland zu, wo nicht nur die Monopolisten und Kriegsverbrecher, sondern bezeichnenderweise auch Literaturlakaien wie Johst wieder nach oben gelangt sind. Johsts Dramen werden, wenn auch noch nicht auf den repräsentativen Bühnen, so doch schon wieder in Liebhabertheatern faschistischer Organisationen gespielt. Im Gegensatz dazu führt man in fortschrittlichen Laientheatern Schillers „Kabale und Liebe“, Hauptmanns „Biberpelz“ oder Stücke von Friedrich Wolf auf. Der in Westdeutschland wohl meistaufgeführte Dramatiker ist Zuckmayer mit seinen Dramen „Der Hauptmann von Köpenick“, „Des Teufels General“, „Gesang im Feuerofen“. Szewczyk hält diese Stücke für künstlerisch wertvoll, doch in ihrem expressionistischen Symbolismus und in ihrer ideologischen Unklarheit für typisch bürgerlich.

Die zwei folgenden Essays sind den beiden bedeutendsten deutschen Dramatikern der Gegenwart, Bertolt Brecht und Friedrich Wolf, gewidmet. Eine lebendige Schilderung bringt dem Leser Eigenart und Bedeutung des Brechtschen Theaterschaffens nahe. Szewczyk unterstreicht vor allem die bewußte soziale Tendenz der Brechtschen Stücke. Alle Kunstformen und Kunstmittel sind in den Dienst dieser Tendenz gestellt. Zwar hat Brecht manches von den Expressionisten übernommen, aber die Form ist bei ihm nie Selbstzweck, sie ist stets nur ein Mittel, dem Inhalt den

wirkungsvollsten Ausdruck zu verleihen. Brechts Abkehr von den klassischen Formen, seine Anknüpfung an das Volksdrama werden hervorgehoben.

Besondere Aufmerksamkeit widmet Szewczyk natürlich der „Mutter Courage“, in der er ein denkwürdiges Ereignis des deutschen Theaterlebens sieht. Auch die Tätigkeit Bertolt Brechts als Regisseur im „Berliner Ensemble“ und seine theoretischen Arbeiten über das Theater finden ausführliche Würdigung.

Die große Liebe Szewczyks gilt offensichtlich Friedrich Wolf. In der Einleitung zu dem Essay „Friedrich Wolfs Kampf und Werk“ weist er auf die inneren Zusammenhänge zwischen den Werken des Dichters und dem Zeitgeschehen hin. In Wolfs Werken spiegelt sich Deutschlands Geschichte. Bei ihm ist zum erstenmal in einem deutschen Drama aus der Zeit der Bauernkriege ein Bauer Hauptträger der Handlung. Zeitereignisse und Helden des Volkes stehen im Mittelpunkt von Stücken wie „Die Matrosen von Cattaro“ und „Tai-Yang erwacht“. Als bedeutendste Werke aus der Zeit der Emigration würdigt Szewczyk „Professor Mamlock“, „Floridsdorf“ und „Patrioten“. Die im besten Sinne des Wortes volkstümliche Komödie „Bürgermeister Anna“ eröffnet Wolfs Schaffen im neuen Deutschland, und sein letztes Drama „Thomas Münzer“ nennt Szewczyk das reifste Werk des Dichters.

Der letzte Aufsatz des Bandes: „Der Weg zum sozialistischen Realismus“ schildert die politische und kulturelle Situation Deutschlands in den Nachkriegsjahren, die politische Entwicklung in der Deutschen Demokratischen Republik und die Bemühungen um eine realistische Dramatik.

Szewczyks Analyse des deutschen Dramas der neuen und neuesten Zeit ist seit vielen Jahren das erste Buch eines Polen über deutsche Theaterprobleme. Gewiß ist auch bei uns über den einen oder den anderen Autor ausführlicher geschrieben worden. Jedoch verdient Szewczyks Arbeit unsere

größte Beachtung. Der Überblick, den er über sechzig Jahre deutschen Theaters gibt, ist gerade darum besonders interessant, weil der Verfasser seinen Gegenstand aus einem gewissen Abstand sieht, mit den Augen eines Nichtdeutschen. Das Bild wird so in seinen großen Linien klarer als es aus unmittel-

barer Nähe ist. Eine Übertragung ins Deutsche würde ohne Zweifel von allen, die das Theater lieben und um seine Weiterentwicklung besorgt sind, von allen, die sich aufrichtig um die Meisterung des sozialistischen Realismus auf der Bühne bemühen, mit Genugtuung begrüßt werden.

Die halbierte Deutschlandreise

*Horst Mönnich: „Das Land ohne Träume“
Georg-Westermann-Verlag, Braunschweig 1954.*

Beschauliche Deutschlandbücher gibt es in Westdeutschland bereits wieder eine ganze Menge, meistens sind es Fotobände, die längst von Bomben zerstörte Fachwerkidylle enthalten und die „prosaischen“ Betonklötze der neuen westdeutschen Profitgesellschaft bewußt unterschlagen. Diese Deutschlandbücher sind weder fotografisch noch textlich schlecht, aber sie sind unwahr. Die Vergangenheit wird verklärt und die Gegenwart frisiert.

Wie steht es damit bei Mönnich? Er reiste als Reporter umher, besuchte das meerumschlungene Schleswig-Holstein und forschte nach dem Minderheitenproblem, orientierte sich über die Erdölbohrungen im Emsland, erlebte die beschauliche Atmosphäre Tübingens, besichtigte im Schwarzwald die Reste der Mauserwerke, sah sich im Bayrischen um und machte einen Abstecher nach Berlin.

Der Verfasser ist ein guter Beobachter, der den Prozeß der gesellschaftlichen Auflösung erkennt, sich aber zu oft im Gestrüpp von Nichtigkeiten verliert und sich in politischer Indifferenz selbst irritiert. Er versucht in Interviews sehr subjektiv, aber auch das Objektive berührend, Probleme aufzudecken, wenn er sich auch hütet, seine Gewährsleute mit Namen zu nennen.

In Flensburg, wo die dänische Minderheit noch immer zahlenmäßig stark ist, sagte ihm ein Kapitän: „Wir liegen am Rande, Bonn ist weit. Bundesdank für deutsche Treue? Wie das klingt! Es klingt

nicht.“ Kopenhagen läßt den Speckdänen erhebliche Aufwendungen zugute kommen. 1947 entschieden sich 100 000 Deutsche für Dänemark, 88 Schulen entstanden, die Mitgliedschaft im SSV (Südschleswischen-Verein) sicherte Lebensmittelpakete, schützte vor Entnazifizierung und Arbeitslosigkeit. 1953 stimmten noch 45 000 für Dänemark, aber die Dänen arbeiten weiter auf „lange Sicht“, die Jugend soll dänisch werden. Ein weiterer Kenner der Verhältnisse urteilte: „... denn wenn Sie mich fragen, warum hier alle so ausgepowert waren, so morsch, und warum die Dänen 1945/46 in einen Hohlraum stießen, dann muß ich den Phrasen schuld geben, den Phrasen vom Reich, mit denen wir zwölf Jahre lang gefüttert wurden.“

In Holstein ist die Landwirtschaft in Schwierigkeiten geraten, der Viehbestand ist zu groß, da der Verkauf Verlust bedeutet bei der hohen Einkommensteuer. Die Situation gleicht haargenau derjenigen, wie sie Hans Fallada in „Bauern, Bomben, Bonzen“ schilderte. Der kleine Bauer ist am Ende, er zahlt achtmal soviel Steuern wie 1938.

Eine Kurzvisite stattete Mönnich einem Flüchtlingslager ab. Er durchschaut die Phraseologie der „Abgesetzten“, die einen „goldenen Westen“ erwarten und in kurzer Zeit bitter enttäuscht sein werden. Aber die Nachfrage auf dem westdeutschen Arbeitsmarkt nach billigen Arbeitskräften, die unter Tarif arbeiten, kann kaum gedeckt werden!

Auch die ehemaligen Reichswerke werden besucht, und der Leser bekommt

die Vergangenheit als Rückblende durchgeführt. Doch bezieht der Autor selbst keinen konkreten Standort. Mönnich steht weder links noch rechts, er ist weder Fisch noch Fleisch, er ist ein verlorener Individualist, ein Don Quichotte mit einer scharfen Feder.

Beim Grenzschutz besucht er dann einen alten Bekannten, einen ehemaligen Berufs-offizier, der inzwischen wieder Hauptmann ist. Sein Kommandeur ist ein „ehemaliger bekannter Panzergeneral“. Dicht vor der Zonengrenze beobachtet Herr Mönnich Volkspolizisten und läßt sich von seinem Begleiter suggerieren, daß sie (die Volkspolizisten) schießen würden, wenn er sich ihnen näherte . . .

An der Stelle, wo einst die Mauserwerke standen und der berüchtigte Karabiner 98 K entstand, sagte ihm ein bereits wieder frohlockender Fabrikant: „Unser Kapital sind unsere Arbeiter.“ Dieses aufschlußreiche Bekenntnis wird vom Verfasser zwar notiert, aber, wie so mancher gefährliche Satz, nicht kommentiert.

Auch den Zeppelin-Pionier Eckener besuchte der Reporter. Dieser alte eigenwillige Mann lehnte es 1936 ab, seine Zeppeline mit Hakenkreuzen bemalen zu lassen und auf Demonstrationzüge über linksrheinisches Gebiet zu schicken; er lehnte ab, öffentlich für die Besetzung der entmilitarisierten Rheinlandzone Stellung zu nehmen. Goebbels verbot der Presse, Eckener in Wort und Bild zu erwähnen. Und wie erging es ihm unter der Demokratie Adenauers? Für die Weltjugendfestspiele in Bukarest hatte man ihm den Ehrenvorsitz angetragen. Die westdeutsche Presse erklärte ihn daraufhin zum Kommunisten, um ihn „gesellschaftlich zu Fall zu bringen“. 1952 appellierte Eckener an den Bundestag, wandte sich gegen die Kriegsverträge und sandte eine Erklärung an die Presse. Was hat man daraus gebracht? Ein beziehungsloses Bruchstück, ein artiges Zitat, geeignet, ihn als politischen Dummkopf hinzustellen. „Freie Presse?“ grollte er, „kein Journal hat sich

dem Bonner Wunsch, diese Erklärung zu unterschlagen, widersetzt! Freie Presse?“

Das Bonner Klima ist Mönnich offenbar schlecht bekommen. Den pompösen Regierungsbauten steht er ablehnend gegenüber, für eine provisorische Regierung hätten Baracken genügt. Der Politik selbst geht er aus dem Wege.

Ein guter Reporter muß eine gute Nase haben, und so nimmt das Kapitel „Amerika ante portas“ einen umfangreichen Platz ein, der Truppenübungsplatz Pfalz, das deutsche Bordell für amerikanische Besatzer. Hier tritt für den Berichterstatter kraß zutage, was die „Verteidigung der westlichen Hemisphäre“ für jene unmittelbar davon betroffenen Deutschen bedeutet. Depots, Landebahnen, neue Straßen, Wohnungen, die je 60000 DM kosten (deutsche Wohnungen im Rahmen des sozialen Wohnungsbaues dürfen die Bausumme von 14000 DM nicht überschreiten!), dann zerschossene Häuser, verwüstete Felder, Panzerspuren auf Getreidefeldern, Sirenengeheul der Düsenjäger in der Luft. Und – Amerikaner mit Mädchen. Der sagenhaft hohe Sold, mit dem die Amis hier bei der Stange gehalten werden, wird ausschließlich für Dirnen ausgegeben. Ein Feldweibel verdient bis zu 1500 DM im Monat, also mehr als ein italienischer General. Die scheinbar unsterblichen Vertreterinnen des horizontalen Gewerbes kommen an Zahltagen sogar aus Dänemark angereist! Aber mit Ausnahme der Wirte und Zimmervermieter ist niemand über diese Invasion begeistert. Mönnich besuchte die maßgebenden Leute in Baumholder. „Man lebt wie auf einer Insel im Schlamm“, sagte der evangelische Pfarrer. „Die ‚Damen‘ liegen nackt am Weiher, mitten im Städtchen, und machen Reklame für sich. Das große Tanzzelt daneben schickt unaufhörlich bis spät in die Nacht seine Jazzrhythmen aus. Höre ich sie einmal nicht, so bullert es vom nahen Platz: MGs schießen, Panzer rollen, Kanonen belfern in die Stille. Kein Lokal, in dem ich nicht ständig daran erinnert

werde, daß ich in einem einzigen großen Bordell lebe.“

Das ist ein Stück Wirklichkeit von Baumholder, dem amerikanischen Truppenübungsplatz. Was andere Zeitungen in harmlosen Berichten verschweigen, hat Mönnich hier der Öffentlichkeit unterbreitet. In der Tat, ein düsteres Kapitel!

In Bayern steht es auch nicht zum besten. Am Chiemsee galt es als Gottesurteil, daß es den „Preußen“ so viel schlechter ergangen war als den Bayern und daß die Kriegsfurie im großen und ganzen gnädig am Bayernlande vorbeigegangen war. Aus dieser Mentalität sind die Worte des Führers der Bayernpartei zu verstehen, der Abspernung der Grenzen, Säuberung des Landes und Ausweisung der Preußen forderte. Die Treibhausblüten des bayrischen Separatismus gedeihen allerdings auf einem günstigen Boden. Sind auch derartige Herausforderungen heute nicht mehr möglich, so ist die Fremdenverkehrsindustrie noch immer für viele ein Stein dem Anstoßes. Hier gibt der Verfasser auch eine soziologische Analyse der Entwicklung. Es begann nach der Jahrhundertwende, als die ersten und schönsten Höfe von rheinischen Industriellen aufgekauft wurden. Die Bindung an den Boden ist seitdem verlorengegangen. Der Betrieb für die Gäste wird immer umfangreicher, Tanzkapellen, Blumenkorsos, Feuerwerke, Bars. Eine fremde Welt. Sitten und Bräuche verfallen, Trachten werden nur noch angelegt, weil es die Fremden gelüstet, das „Urbayrische“ zu studieren, und Schnadahüpfl werden gesungen, die nicht

das Volk gedichtet, wie es früher der Fall war, sondern die irgendein Schlagertexter sich zurechtgeschustert hat. Da gibt es Buabn ehrlicher Leute, junge kräftige Männer, Seppln werden die genannt, und sie werden von den Ladies so genannt, denen sie sich verdingen. Jeder Ort kann ein Lied davon singen. Im Sommer zieht ein ununterbrochener Strom von Autos über die Straßen, Bayern ist ein riesiges Warenhaus, in dem Landschaft verkauft wird.

Das Schlußkapitel über Berlin ist leider enttäuschend, nicht nur, weil hier der Pferdefuß sichtbar wird, sondern auch, weil Mönnich nur sehr flüchtig über die Stadt berichtet. Gewiß, er registriert: „Im Facharbeitsamt 5 in Tempelhof drängen sich die Arbeitslosen zusammen, wie in den schlimmsten Jahren 1930/31.“ Wichtiger als die Frage „Was weiß man in Westdeutschland davon?“ wäre die Frage nach dem Grund für diese Arbeitslosigkeit. Aber so tief geht die Untersuchung der deutschen Wirklichkeit nicht. Und daß dem Reporter die Palatschinken im Café „Budapest“ gemundet hatten, ist doch nebensächlich. Die Stippvisite im demokratischen Sektor fällt reichlich kurz aus. Freilich, über das andere Deutschland sollte ja auch nicht berichtet werden, denn dafür hatte der damalige Chefredakteur des Sonntagsblattes keine Spalten frei. So zieht sich Mönnig aus der für ihn unangenehmen Lage. „Dann rollte ich, im Leerlauf, die Straße war ein wenig abschüssig, langsam in den Westen hinein.“ Ob dieser letzte Satz so etwas wie Selbstironie ausdrücken soll?

H. B.

UNSERE UMSCHAU

Howard Fast

Literaturbriefe aus New York

Vierter Brief

Jede Epoche im Leben eines Landes pflegt ihre Fürsprecher hervorzubringen, sei es nun ein einzelner Schriftsteller oder eine Gruppe von Schriftstellern. Was sie sagen, hat sehr oft weit mehr Gültigkeit als das Wort von Staatsmännern oder Politikern, denn jene Männer und Frauen fühlen sich ihrer Kunst verpflichtet und spüren die Notwendigkeit, wenigstens zum Teil die Wahrheit über die Gesellschaft wiederzugeben, der sie entstammen. Im gegenwärtigen Zeitpunkt ist es nun äußerst interessant, jenes besondere Quentchen Wahrheit in den jüngsten Werken dreier alternder Männer zu untersuchen, die der Welt noch immer als die bedeutendsten Vertreter der schöpferischen Literatur in Amerika präsentiert werden.

Ich spreche von Ernest Hemingway, John Steinbeck und William Faulkner, denn von allen lebenden Schriftstellern erfreuen sich diese drei Männer bei uns der höchsten Wertschätzung. Über sie erscheinen die meisten Abhandlungen, sie sind am begehrtesten und werden in jener Handvoll literarischer Journale, die sich in Amerika noch halten kann, am häufigsten der Kritik gewürdigt. Ihnen sind die höchsten Ehren, die die sogenannte „freie Welt“ zu vergeben hat, zuteil geworden. Und sie besitzen das, was wir „Ausdauer“ nennen. Mit anderen Worten: Mag auch hin und wieder am literarischen Horizont ein jüngerer Mann – wie James Jones, Autor von „From Here to Eternity“ (Verdammt in alle Ewigkeit) – mit einem neuen Experiment auf dem Gebiet der Brutalität und der Pornographie emporsteigen und für den Augenblick zum literarischen Idol erhoben werden, so hat doch ein solches Ereignis stets Verlegenheit und Unbehagen bei den Kritikern im Gefolge; mit sichtlicher Erleichterung kehren sie jedesmal wieder zu der obengenannten Dreieinigkeit zurück. Als Ernest Hemingway der Nobelpreis verliehen wurde, da atmete die ganze kritische Welt Amerikas in dem beruhigenden Gefühl auf, ihr eigenes Urteil bestätigt zu sehen.

Das jüngste Werk von Ernest Hemingway ist ein sehr dürrtiger Roman, genauer gesagt, eine lange Kurzgeschichte mit dem Titel „The Old Man and the Sea“ (Der alte Mann und das Meer). Es erschien zuerst in großer Aufmachung in dem Magazin „Life“ und wurde später, als Buchausgabe, ein Bestseller. Ich las es bereits bei seinem Erscheinen und muß gestehen, daß seine Lektüre mich vor eine nicht ganz so schwierige Aufgabe stellte wie John Steinbecks neuestes Buch „Sweet Thursday“, wenn auch nur deshalb, weil der Unsinn nicht so breit ausgewalzt wird. „A Fable“, der jüngste Roman von William Faulkner, stellt ein gewichtiges und entschieden ernster zu nehmendes Unternehmen dar und soll aus diesem Grunde gesondert untersucht werden – wenn auch nur aus Rücksicht auf ein Talent, das sich auf einer ganz anderen Ebene bewegt als Steinbeck oder Hemingway. Hinzu kommt, daß man Mr. Faulkner, der so oft in einer herzbrechenden Verworrenheit endet, nicht in der gleichen Weise beurteilen kann wie die mehr oder weniger beschämende Oberflächlichkeit von Hemingway und Steinbeck.

Um Hemingway und Steinbeck auch nur annähernd verstehen zu können (wenn das im literarischen Sinne überhaupt möglich ist), muß man ihren politischen Werdegang untersuchen. Mag man auch vielerorts über eine solche Methode die Stirn runzeln, so hat sie in der Geschichte der englischen und amerikanischen Literatur durchaus ihre Berechtigung und ermöglicht überhaupt erst das Verständnis der meisten großen Schriftsteller unseres Volkes. Steinbeck ist 52 Jahre alt, Hemingway nähert sich dem 57. Geburtstag. Obwohl der Altersunterschied also nur fünf Jahre beträgt, trennt beide doch ein ganzes Arbeitsjahrzehnt; denn Hemingway ist sozusagen ein Produkt der zwanziger Jahre, jener Periode nach dem ersten Weltkrieg, die durch Zynismus und Ernüchterung gekennzeichnet war, während Steinbeck erst in der Depressionszeit der dreißiger Jahre zu schreiben begann und seine reifsten Werke schuf.

Will man unter Reifezeit jenen Wendepunkt im Leben eines Schriftstellers verstehen, da er über die in der Welt wirkenden Kräfte zu schreiben und sie zu verstehen beginnt, dann darf man nicht übersehen, daß auch Hemingway jene Depressionszeit miterlebte, daß er den Arbeiter und das Brot, das der Arbeiter ißt, entdeckte, daß er schließlich in Spanien den Unrat, den der Faschismus überall verbreitet, kennenlernte. Auf Grund dieser Erfahrungen schrieb er „To Have and Have Not“ (Haben und Nichthaben) und auch „For Whom the Bell Tolls“ (Wem die Stunde schlägt). Doch beide Bücher, genauso wie Steinbecks „Grapes of Wrath“ (Früchte des Zorns), beruhten nur auf einer empirischen Annäherung, auf Beobachtung, nicht aber auf einer echten Verbundenheit mit der Arbeiterklasse oder dem Verständnis ihrer historischen Bedeutung. Und während die Arbeiterklasse William Faulkner nur sehr wenig zu geben vermochte – worin die größte Tragik dieses Schriftstellers liegt –, verdanken diese beiden Männer, die bei weitem nicht so talentiert sind wie William Faulkner, gerade der Arbeiterklasse jene kurze Zeit beginnender Größe und Reife. Beide bieten ein geradezu klassisches Beispiel für den engen Zusammenhang zwischen dem literarischen Schaffen eines Mannes und seinem Verrat an einer Bewegung, die diesem Schaffen für einen Augenblick zur Größe verhalf. Jener Steinbeck, der die Sowjetunion besuchte und sich dann – lediglich um seiner persönlichen Sicherheit in der Zukunft willen – über diesen Besuch höchst abfällig äußerte, jener Steinbeck, der die edelsten revolutionären Traditionen des mexikanischen Volkes verleumdete und der dem gewaltigen Kampf für Frieden und Demokratie in seinem eigenen Lande den Rücken kehrte, jener Steinbeck ist mit jenem Hemingway geistesverwandt, der erst kürzlich nach Franco-Spanien zurückschlich, um für schwerreiche amerikanische Magazine über Stierkämpfe in Madrid zu schreiben, mit jenem Hemingway, der schweigend und feige abseitsstand, als während des spanischen Bürgerkrieges seine alten Kameraden verfolgt, in die Kerker geworfen, verleumdet und hingerichtet wurden. Keiner von diesen beiden Männern, denen es so leicht fällt, zu Herzen gehende literarische Tränen zu vergießen, hat auch nur eine Träne geweint oder nur ein Wort des Protestes gesagt, als Julius und Ethel Rosenberg, jene edlen und guten Menschen, zur Hinrichtung schritten.

Nur in diesem Zusammenhang ist „The Old Man and the Sea“ zu verstehen. Kurz gesagt, handelt es sich in diesem jüngsten Werk Hemingways um einen kubanischen Fischer, der lange Zeit auch nicht einen einzigen Fisch gefangen hat. Darüber wird er hungrig und unglücklich, wengleich weder der Hunger noch das Unglück in Hemingways Buch irgendeine Verwandtschaft mit wahren Hunger oder wahren Unglück aufweist. Der alte Mann fährt zum Fischfang aus, angelt einen riesengroßen Fisch und tötet ihn schließlich nach einem verzweifelten Kampf. Er bindet den Fisch an seinem Boot fest und fährt zum Hafen zurück. Aber ach! Als er am nächsten Morgen dort ankommt, haben Haifische das Fleisch aufgefressen und nur das Skelett übriggelassen. Das ist die ganze Geschichte, doch wie ist sie aufgebauscht durch mannigfaltige philosophische

Betrachtungen, die Hemingway als auch der Fischer anstellen. Und das alles auf dem geistigen Niveau eines Zwölfjährigen, allerdings ohne dessen gesunde Anschauungen. Der Dialog ist äußerst befremdend. Mag sein, daß eine Matrone aus der Park Avenue so ein Geschwätz aus dem Munde eines kubanischen Fischers für glaubwürdig hält. Doch hat noch nie, solange die Arbeit auf Erden existiert, ein Arbeiter derartige Reden geführt.

Über diese kleine Geschichte ist also nicht allzu viel zu sagen, weil die Geschichte selbst praktisch nichts aussagt. Dennoch wurde sie vom „Life“ und von der Masse unserer Literaturkritiker als das bedeutendste Werk unserer Epoche gefeiert, und unter den Kritikern begann das große Rätseln um den eigentlichen Sinn dieser Geschichte. Auf den ersten Blick handelte es sich hier ganz einfach um eine sehr lange Kurzgeschichte, die bei weitem nicht an die besten von Hemingways Kurzgeschichten heranreicht und deren Gehalt in der Tat sehr dürftig ist. Deshalb suchte man nach der inneren Symbolik. Dem Fischer, dem Fisch, dem Boot – ihnen allen schrieb man *horrliche* Eigenschaften zu. Selbst die Haifische – wohl aus Mangel an Personen, wie ich vermute – wurden bis auf die Flossen analysiert, und uns wurde offenbart, man habe es hier mit einem höchst bedeutungsvollen moralischen Traktat über die große Nutzlosigkeit allen menschlichen Strebens zu tun. Doch nicht in dieser wahrhaft kindischen und unsinnigen Geschichte ist der tiefere Sinn zu suchen, sondern in der Herabwürdigung eines Schriftstellers, der sich von den edelsten Bestrebungen und den tapfersten Kämpfen der Menschheit abgewandt hat.

Steinbecks neuestes Buch „Sweet Thursday“ wurde erst vor wenigen Monaten veröffentlicht, und Charles Poore, Kritiker der „New York Times“, charakterisierte es als „wunderbar unterhaltend . . . Steinbecks beste Leistung“. Andere Kritiker hingegen fanden es recht schwierig, einen derartigen Lobgesang anzustimmen, und das mit gutem Grund, denn dieses Buch ist so unreif, so kindisch, so schamlos, in seiner nahezu beleidigenden Stupidität, daß selbst unsere an derbe Kost gewöhnten Kritiker alle Mühe hatten, es zu schlucken. Nun, sie haben es trotzdem geschluckt und dann auf die Liste der Bestseller gesetzt.

Hier der Inhalt von Steinbecks Geschichte: Schauplatz der Handlung ist – wie in „Cannery Row“ (Straße der Ölsardinen), einem älteren Roman von ihm – die Küste, die Gegend der Fischfabriken im Monterey, Kalifornien. Das Geschehen spielt einige Jahre später, nämlich nach dem zweiten Weltkrieg. Steinbecks Held, Doc, ein Mann, der ein Marinelaboratorium an der Küste leitet, kehrt nach Cannery Row zurück. Auch die Vagabunden und Bummelr kehren nach Cannery Row zurück, um dort ihr Vagabundendasein fortzusetzen, und schließlich und endlich kommt Susie nach Cannery Row, eine neue Prostituierte für das Bordell, auf das sich Steinbecks ganzes Interesse konzentriert.

An dieser Stelle muß gesagt werden, daß das geradezu krankhafte Interesse solcher Schriftsteller, wie John Steinbeck, William Saroyan, Norman Mailer und vieler anderer, für Prostituierte nicht lediglich als ihr eigenes Versagen, als das Versagen von Einzelpersonen abgetan werden kann. Die Behandlung des Sexus durch Schriftsteller spiegelt einen Teil der Kultur, die sie repräsentieren, und wenn in jüngster Zeit eine Anzahl Schriftsteller ganz versessen darauf sind, sexuelle Perversitäten als literarisches Thema zu wählen, wie es auch Hemingway in „Across the River and Through The Trees“ (Über den Fluß und in die Wälder) und Steinbeck in seinem jüngsten Werk tut, so enthüllt das nicht nur die subjektive Situation dieser Schriftsteller, sondern auch die schwere Krankheit der Gesellschaft, in der sie schreiben.

Steinbecks Geschichte dreht sich einzig und allein um die Bemühungen der „Madame“, der Besitzerin des Bordells, eine Ehe zwischen Susie, der neuen Prostituierten, und Doc, dem Marinewissenschaftler, zustande zu bringen, um auf diese Weise Doc von seiner Nachkriegsmelancholie zu heilen. Die Vagabunden, die alle so schwatzen und

philosophieren, wie es Steinbecks Vorstellung von einem Professor an einem College entspricht, nehmen an dieser Ehestifterei fröhlich teil. Um die Tugenden dieser Landstreicher zu erhellen, sagt Steinbeck:

„Mack und die anderen Burschen hatten so lange im Schatten der Landstreichergesetze gelebt, daß sie sie als einen Schild und Schirm betrachteten. Ihre Vertrautheit mit Diebstahl, Betrug, Faulenzertum, illegalen Versammlungen und Verschwörungen bei jeder Gelegenheit wurde nicht nur gebilligt, sondern bis zu einem gewissen Grade von den Einwohnern von Cannery Row sogar als etwas betrachtet, auf das man stolz sein konnte.“

Doch gerade über diese Einwohner von Cannery Row, nämlich die Arbeiter in den Fischfabriken, die Fischer, verliert Steinbeck auch nicht ein einziges Wort. Sie existieren in einem verschwommenen, nebelhaften Hintergrund, werden zwar gelegentlich erwähnt, treten aber niemals selbst in Erscheinung, genauso wie der Leser dieses Buches vergeblich nach einer der ...zig Millionen amerikanischen Frauen Ausschau hält, die keine Prostituierten sind, sondern schwer arbeitende und zärtlich liebende Mütter, Arbeiterinnen, Angestellte, Lehrerinnen. Steinbeck kann sich eine Frau, die nicht eine Prostituierte ist, weder vorstellen noch kann er über sie schreiben. Ebenso wenig kann er sich einen Mann, der durch seine Arbeit der Gesellschaft dient, vorstellen oder über ihn schreiben. In seinem Buch gibt es auch keine Kinder. Keine Ereignisse, die ein normales Leben mit all seinen Höhen und Tiefen ausfüllen. Nicht eine einzige seiner Personen setzt sich ein Ziel, das erstrebenswert wäre. Er kennt nur die rührselige, unreife Philosophie seiner Vagabunden und Huren. Der Ideengehalt ist hoffnungslos verworren. Die Komposition ist ungeschickt und unbeholfen, und der Faden, der das Ganze mit der Wirklichkeit verknüpft, ist so dünn, daß Steinbeck selbst einmal sagen muß: „Es gibt Leute, die da behaupten werden, diese ganze Erzählung sei eine Lüge. Aber etwas, was nicht geschehen ist, braucht deshalb nicht zwangsläufig eine Lüge zu sein.“

Mark Twain würde das Ganze ein Buch genannt haben, das im „Nirgendwo“ beginnt und nach einer sinnlosen Verschwendung von viel Zeit und vielen Seiten wieder dorthin zurückkehrt. Es ernsthaft kritisieren zu wollen, ist ganz unmöglich. Es wäre, als wollte ein Erwachsener ein kleines Kind schlagen. Um eine Kritik zu rechtfertigen, muß ein Buch wenigstens auf das Streben nach künstlerischer Vollendung Anspruch erheben können. Doch keines dieser Bücher, über die ich hier spreche, kann darauf Anspruch erheben. Sie sind armselig, nackt; ihre Lügen, ihre kleinen pathetischen Lügen, sollen die Lebenskraft einer Kultur zur Schau stellen. Nun, die Kultur existiert, doch sowohl Hemingway als auch Steinbeck haben jeden Kontakt mit den gesunden Kräften Amerikas, mit den gesunden Kräften der Menschheit verloren.

Es wäre amüsant, doch keineswegs nutzbringend, beide Bücher, Zeile für Zeile, einer eingehenden Analyse zu unterziehen. Doch würde eine solche Analyse nur sehr unwesentlich zur Klärung des Problems beitragen. Wir würden zwar einiges über die psychologischen und emotionalen Verzerrungen, die Begleiterscheinungen von Verfall und Erniedrigung, lernen; aber ein solches klinisches Wissen würde uns die wahre Natur der Kräfte, die Hemingway und Steinbeck erst zu dem machten, was sie heute sind, nicht erkennen lassen. Und zwar sind es gesellschaftliche Kräfte; der sicherste Weg, eine Erklärung für diesen Entwicklungsprozeß zu finden, besteht darin, die *Umsetzung gesellschaftlicher ethischer Werte in die literarische Gestaltung* als Kriterium zu nehmen. Das ist nicht so seltsam, wie es auf den ersten Blick scheint. Genauso wie ein Schriftsteller nach seiner Fähigkeit, die Wirklichkeit mit Mitgefühl, Verstehen und Geschick wiederzugeben, beurteilt werden kann, genauso kann ein Kritiker nach seiner Fähigkeit beurteilt werden, eine literarische Arbeit nicht nur vom künstlerischen Standpunkt zu beurteilen, sondern auch hinsichtlich ihres ethischen Wertes, das heißt hinsichtlich der fortschrittlichen Elemente seiner Gesellschaft, jener Elemente, die für den Fortschritt der Menschheit arbeiten und an ihn glauben.

In früheren Artikeln habe ich bereits darauf hingewiesen, daß es – abgesehen von einer kleinen fortschrittlichen Gruppe – nirgends in Amerika solche kritischen Kräfte gibt. Der große, kommerzielle Apparat der Kritik ist zugleich Sklave und Verfechter des kalten Krieges und steht im Dienste wahnsinniger Atombombenstrategen, und die Ethik dieser Leute ist die Ethik von Schweinen und Pavianen. Was Steinbeck und Hemingway unter anderen Umständen hätten sein können, kann ich nicht sagen. Jedenfalls hat keiner von ihnen den persönlichen Wunsch, ein armer Schriftsteller zu sein. Ich bin sicher, daß sie beide viel dafür geben würden, wieder zu den wirklichen Problemen der Kunst vorzudringen zu können. Doch keiner von beiden kann es. Sie betteten sich in vergoldeten Schweineställen; sie können nicht einfach dadurch, daß sie ihre Köpfe von den Trögen heben, zur Menschheit zurück.

Sie sind nicht die Stimmen Amerikas, mögen auch Nobelpreis oder American Information Service das Gegenteil zu beweisen suchen. Sie sind nur die Stimmen einer kleinen, moralisch verkommenen, jedoch unermeßlich reichen Schicht des amerikanischen Volkes. und die Zeit wird das zur Genüge beweisen, wie die Zeit eines Tages auch die Gültigkeit einer Literatur erkennen wird, die noch immer in unserem Lande geschrieben und veröffentlicht wird, und zwar von sehr tapferen und begabten Schriftstellern, die sich nicht vom Volke isoliert haben.

Deutsch von Helga Ewert

Freundeskreis eines Nobelpreisträgers

Malcolm Cowley, ein etwas müde gewordener liberaler Literaturkritiker, langjähriger Freund Hemingways, plaudert in einem Artikel über den Nobelpreisträger unter anderem diese intime Beobachtung aus:

„Hemingways Freundeskreis ist eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft. Unter ihr finden sich reiche Sportsleute der internationalen Lebewelt, Generale aus West Point – er wiederholt immer wieder, daß Generale angenehme Leute sind (*Hasso von Manteuffel hat also Chancen.* NDL) –, Priester, Preisboxer, Jockeys, Stierkampfmatadore, Filmstars wie Gary Cooper, Ingrid Bergmann, Marlene Dietrich – und Sträflinge, die erst kürzlich von der Teufelsinsel entsprungen sind.“

Unter „anderen Freunden“, die Hemingway Kumpaneel beim Schlürfen seines „Gin-and-Tonic, Doppelglas“ oder „Daiquiri ohne Zucker in einem Eis-shaker“ Gesellschaft leisten, nennt Cowley spanische Granden, kubanische Politiker der verschiedensten Parteirichtungen (in Kuba herrscht der Diktator Battista von Washington Gnaden, er hat Hemingway vor kur-

zem seinen höchsten Orden verliehen), Gangster, Prostituierte, den Herzog und die Herzogin von Windsor.

Herz, was begehrt du noch mehr?

Noch einmal Hemingway

Wir sind erfreut, daß einige unserer Leser uns auf Ungenauigkeiten hingewiesen haben, die sich in unseren Artikel „Nobelpreis 1954“ (NDL, 12/54) eingeschlichen hatten.

Hemingways Kurzgeschichten sind in Deutschland unter dem Titel „49 Storys“ (Rowohlt Verlag, Hamburg) erschienen. „Haben und Nichthaben“ ist der Titel eines Romans von Hemingway aus den dreißiger Jahren. Über einen Teil seiner Erlebnisse im zweiten Weltkrieg hat Hemingway in dem Roman „Über den Fluß und in die Wälder“ geschrieben, der ebenfalls bei Rowohlt erschienen ist. Soweit bekannt, arbeitet Hemingway auch zur Zeit an einem größeren Werk, dessen Thema ebenfalls der letzte Weltkrieg ist. Seit einigen Jahren wohnt Hemingway nicht mehr in Florida, sondern auf der Insel Kuba.

Besuch in einer westdeutschen Gewerkschaftsbibliothek

Zwischen Soltau und Celle, im südwestlichen Teil der Lüneburger Heide, liegt Hustedt. Wenn du von der kleinen Bahnstation einem Sandweg tausend Schritte durch Heide und ein Stückchen Wald folgst, siehst du auf der linken Seite zwei ältere Gebäude und ein neues, schmuckes hinter Bäumen hervorlugen: HEIM-VOLKSHOCHSCHULE/JÄGEREI. Das ist ein Internat, eine Jugendschule des DGB, in der Kurzlehrgänge und ständig ein Halbjahreskurs für junge Mitglieder verschiedener Industriegewerkschaften stattfinden.

Gastfreundlich sind die Menschen. Sie fragen nicht lang nach „Woher“ und „Wohin“ – sie geleiten dich zur Küche, und dann darfst du dich in der Bibliothek ein wenig von der Reise ausruhen. Allen Kursusteilnehmern steht sie zur Selbstbedienung offen. Sie ist gleichzeitig das Lesezimmer. Sessel und einige kleine Tische stehen vor den Regalen, Zeitungen liegen aus. Junge Gewerkschaftler kommen aus den Lektionsräumen, setzen sich einen Moment, rauchen eine Zigarette und gehen wieder zum Unterricht zurück. In Ruhe schaue ich mir ihre Bücher an. – Neben verschiedenen amerikanischen Büchern und Broschüren, vor allem über die Gewerkschaftsbewegung in den USA und die amerikanische Demokratie, finde ich Henry Fords „Mein Leben und Werk“ und Werner von Siemens' „Mein Leben“. „Churchills Reden“ sind da und dicht dabei steht ein Buch Tschiang Kai-scheks „Unser China“. (Armer Tschiang, da hast du dir so viel Mühe gegeben . . .)

Aus dem durch solche und ähnliche Titel gekennzeichneten Stoß der politischen Literatur will ich getreulich die „weißen Raben“ herausuchen:

August Bebel: „Die Frau und der Sozialismus“ und „Aus meinem Leben“;

Rosa Luxemburg: „Briefe aus dem Gefängnis“;

John Milton: „Rede für die Pressefreiheit und gegen die Zensur“, sowie, wer weiß, welcher Zufall dabei im Spiel war,

Lenin: „Über die Pariser Kommune“, und (ausgerechnet!) Marxens „Kritik des Gothaer Programms“ – kein „Kommunistisches Manifest“, kein Band des „Kapitals“, nicht eine kleine Schrift von Friedrich Engels.

Wie mag die zeitgenössische schöne Literatur ausschauen, die hierher in die Lüneburger Heide gelangt ist und für würdig befunden wurde, Gewerkschaftlern, jungen Arbeitern in ihrer Freizeit als Lektüre zu dienen?

Drüben steht das Regal der „Modernen Autoren“, und ein Bücherverzeichnis liegt auch da:

Alverdes, Paul: Die Pfeiferstube.

Andres, Stephan: Die unsichtbare Mauer.

Bauer, Joseph Martin: Das Mädchen aus Stachet.

Bergengruen, Werner: Das große Alkahest, Die Feuerprobe.

Binding, Rudolf: Die Waffenbrüder.

Bischoff, Friedrich: Der Wassermann.

Bonsels, Waldemar: Indienfahrt, Der tiefste Traum.

Braulacht, Erich: Der Wettkampf (zweimal vorhanden).

Britting, Georg: Die kleine Welt am Strom.

Brües, Otto: Das Gauklerzelt.

Busse, Hermann Eris: Fegfeuer.

Buttler, Samuel: Der Weg allen Fleisches.

Carossa, Hans: Die Schicksale Dr. Bürgers.

Chesterton, Gilbert Keith: Verteidigung des Unsinnns.

Dautbendey, Max: Raubmenschen (zweimal).

Döblin, Alfred: Berlin – Alexanderplatz.

Dörfler, Peter: Der Notwender.

Duun, Olav: Die Olsöy-Burschen.

Ewers, Hans Heinz: Ameisen.

Fleuron, Svend: Strix.

von le Fort, Gertrud: Die Opferflamme.

Frenssen, Gustav: Jörn Uhl.

Gudmundsson, Kristmann: Das neue Land.

Hamsun, Knut: Erzählungen.
Hansjakob, Heinrich: Haslacher Leut',
 Schwarzwälder Blut.
Harraden, Beatrice: Schiffe, die nachts sich
 begegnen.
von Hoerner, Herbert: Der graue Reiter,
 Der große Baum.
Hofmiller, Joseph: Bayernbüchlein.
Kluge, Kurt: Der Glockengießer Christoph
 Mahr, Der Nonnenstein, Die Zaubergeige.
Kolbenbeyer, Erwin Guido: Montsalwatsch.
Lernet-Holenia, Alexander: Der Baron Bagge.
Löscher, Hans: Das befreite Herz (zweimal).
Mann, Thomas: Der kleine Herr Friedemann,
 Die Buddenbrooks, Das Wunderkind,
 Königliche Hoheit.
von Mechow, Karl Benno: Glück und Glas.
Müller-Partenkirchen, Fritz: Kramer und
 Friemann.
Müller-Schlösser, Hans: Finnickel verliert.
Oberkofler, Joseph Georg: Das Stierhorn.
Polgar, Alfred: Auswahlband.
Ponten, Joseph: Novelle, Der Meister.
Raschke, Martin: Der Wolkenheld.
Rolland, Romain: Verzauberte Seele.
Schäfer, Wilhelm: Hauptmann von Köpenick,
 Die Anekdoten, Das fremde Fräulein,
 Die begrabene Hand.
Schaffner, Jacob: Der Dechant von Gottesbären.
Schickele, René: Himmlische Landschaft.
Schneider, Reinhold: Die dunkle Nacht.
Schoeyen, Carl: Fischer auf den Lofoten.
Seidel, Ina: Lennacker.
Spoerl, Heinrich: Der Maulkorb.
Stahl, Hermann: Die Orgel der Wälder.
Strauß, Emil: Der Spiegel.
Streuels, Stijn: Prütske (zweimal).
Sugimoto: Eine Tochter der Samurai.
Thieß, Frank: Narren.
Tügel, Ludwig: Die Freundschaft.
Unamuno, Miguel de: Frieden im Krieg.
Waggerl, Karl-Heinrich: Brot.
Wassermann, Jakob: Der Fall Mauritius.
Watzlik, Hans: Die romantische Reise des
 Herrn C. M. von Weber.

Weigand, Wilhelm: Die Frankenthaler.
Weismantel, Leo: Die Hochzeit des Prinzen
 Sebald von Dänemark.

Viel ließe sich zu dieser Bücherreihe sagen – es tut weh, draufzuschauen: Ein Dutzend guter, zum Teil ausgezeichnete Bücher ist in eine „Bibliothek moderner Autoren“ geraten, die ein / unverbindliches, treudeutsches, ein verwaschenes Nazigesicht trägt. Die Verfasser einer Vielzahl dieser Bücher haben mit Routine die ewigen Säfte aus Blut und Boden zu einem völkischen Brei zusammengekocht, andere fliehen in das schöne Land „Ich-weiß-von-nix“ oder plaudern – sie haben es bewiesen – über „Ameisen“ genauso hübsch wie über Horst Wessel.

Die Schulleitung und ihr Bibliothekar haben nicht mit dieser Vergangenheit abgerechnet, wie sie uns hier im bedruckten Papier entgegentritt – und so darf es uns eigentlich nicht verwundern, daß auch jede Literatur fehlt, die der Auseinandersetzung mit der Gegenwart dienen könnte. Mangelt es nur an Geld, um Bücher von Opitz, Sommer, Koeppen, Distelbarth, Heinrich Böll anzuschaffen?

„Alle Probleme werden bei uns frei und ungezwungen diskutiert“, hatte vorhin ein junger Kollege gesagt. „Alle, alle Richtungen sind unter uns vertreten – mit Ausnahme der Kommunisten.“

Jetzt steckt er wieder seinen Kopf in die Tür. „Na, wie gefällt dir unsere Schule?“

„Die Küche ist gut“, sage ich, „am Unterricht habe ich nicht teilgenommen, aber ich möchte euch sehr wünschen, daß er nicht so einseitig und so von Vorvorgestern sei wie eure Bibliothek.“

Es ist nicht einfach, meinem neuen Bekannten die Einseitigkeit zu beweisen, denn obwohl er sich eine „Leseratte“ nennt, sind ihm Namen wie Albert Maltz, Fast, Pablo Neruda, Scholochow, Majakowski völlig fremd. Eins überzeugt ihn endlich: Alles Mögliche steht in Hustedt im Lesezimmer, aber nicht ein einziges Buch gegen Adenauers Barras.

Junger westdeutscher Arbeiter, der du nach Hustedt in die Lüneburger Heide ge-

kommen bist und den Wunsch hattest, dich politisch und fachlich zu qualifizieren, vielleicht hörst du einmal, daß es einen Roman „Die Mutter“ gibt, den Maxim Gorki für dich geschrieben hat; daß Martin Andersen Nexø an dich dachte, als er die Geschichte von „Pelle“ und von seinem „Morten“ aufschrieb, und an dich, junge Arbeiterin, als „Ditte Menschenkind“ entstand; vielleicht erfahrt ihr beide, daß es den „Grischa-Zyklus“ und Bücher über „Verwandte und Bekannte“ gibt, daß die Helden der „Brennenden Ruhr“ Arbeiter waren, daß Erich Weinert mit seinem Vers für euch kämpfte, daß in der Deutschen Demokratischen Republik Anna Seghers, Johannes R. Becher, Brecht, Kuba, Theo Harych, Strittmatter und viele andere leben, die nicht zuletzt des-

halb Bücher schreiben, weil es euch, junge Arbeiter gibt. . . Und wenn ihr es erfahrt, dann fragt, warum man euch diese Bücher vorenthält!

Eine Antwort darauf könnt ihr in den zwei kleinen Schriften finden, die durch das allzu feine Hustedter Sieb gerutscht sind – bei Marx und Lenin.

Kein Wort brauchten wir zu verlieren, wenn es sich bei dem oben geschilderten Beispiel um die Vereinsbücherei des literarischen Kränzchens von Bad Pyrmont handelte – es geht aber um Bücher, die jungen westdeutschen Gewerkschaftlern gegeben werden. Die Verwirklichung der Pariser Abkommen brächte diese Jugend in höchste Gefahr. In ihre Hände gehört die beste humanistische Literatur.

Erwin Kohn

Hoch Niederdeutsch – nieder Hochdeutsch?

Die Freunde der niederdeutschen Literatur haben im vergangenen Jahr mehrfach von sich reden gemacht und auf diese Weise größeres Interesse an den plattdeutsch geschriebenen Büchern, Gedichten und Theaterstücken erweckt. Sogleich meldeten sich Stimmen, die davor warnten, zu der Linie zwischen Ost und West, die Deutschland in zwei ungleiche Teile zerschneidet, eine neue Trennungslinie zwischen Nord und Süd zu ziehen und zu befestigen.

Zunächst scheint die Furcht unbegründet, denn Bekenntnisse zur Einheit der deutschen Nation wurden auf allen Zusammenkünften mit großem Beifall aufgenommen. Aber unversehens stellen sich bei den Erörterungen über die niederdeutsche Sprache und ihre Bedeutung Gedanken ein, die nicht recht zu diesen Bekenntnissen passen. Darum sei über die selbstverständliche Tatsache, daß wir alle Deutsche sind, ein wenig nachgedacht.

Als sehr schwierig erwies es sich immer wieder, das Verhältnis des Niederdeutschen zum Hochdeutschen richtig zu beurteilen. Da wurde gesagt: Für die meisten Men-

schen in Norddeutschland ist das Niederdeutsche die Muttersprache, erst durch die Schule werden sie gezwungen, Hochdeutsch zu lernen. So sind diese Menschen *zweisprachig*, und viele von ihnen beherrschen keine der beiden Sprachen richtig.

Das wurde gesagt. Zwei Sprachen also, davon die eine die Muttersprache. Und die andere? Unversehens wird das Hochdeutsche zur Fremdsprache, und schon ist es aus mit der Einheit der deutschen Nation, denn eine Nation hat doch eine gemeinsame Nationalsprache. Man darf das Hochdeutsche und das Niederdeutsche nicht gegeneinanderstellen, es sind nicht zwei verschiedene Sprachen, sondern sind Formen *einer* Sprache, haben eine gemeinsame Wurzel. Das Hochdeutsche ist die Nationalsprache aller Deutschen, gegen ihre Verbreitung soll man sich nicht wehren, auch wenn man ein Freund des Niederdeutschen ist.

Ein ganz sichtbarer Trennungsstrich wird durch Deutschland gezogen, wenn man behauptet, die Menschen im niederdeutschen Sprachraum fühlten sich mit den

Holländern enger verbunden als mit den Sachsen oder Bayern. Daß auf solche Weise die Einheit unserer Nation geleugnet wird, braucht man nicht näher zu erklären. Eine solche Äußerung war auch wirklich ganz vereinzelt in ihrer Art; sie wurde überhört, widersprochen wurde ihr bisher nicht.

Wie Liebe blind macht, so kann auch eine überschwengliche Anbetung des Niederdeutschen zu falschen Vorstellungen verleiten. Da wurden in der niederdeutschen Sprache Qualitäten entdeckt, die das Hochdeutsche angeblich nicht besitzt und die das Niederdeutsche über andere Sprachen erhebt. Die These hieß: Das Hochdeutsche bewährt sich besonders in der Wissenschaft und in der Technik, während das Niederdeutsche der eigentliche Bereich des Seelischen, der Gefühlswelt ist; auf diesem Gebiet, so meinte man, sei das Hochdeutsche ärmer – als hätten Goethe, Heine, Mörike, Rilke und all die anderen nicht längst das Gegenteil bewiesen. Jede Sprache ist ein Mittel der Verständigung und des Verkehrs der Menschen untereinander und entwickelt sich mit dem Leben der Gesellschaft, der sie dient. Da das Niederdeutsche in ländlichen, wenig industrialisierten Gegenden zu Hause ist, hat es die Ausdrucksfähigkeit der technischen Bereiche nicht so stark entwickelt. Es bestand dazu keine Notwendigkeit, das ist das ganze Geheimnis.

Die niederdeutsche Sprache wurde auch als besonders lebenskräftig vor anderen Sprachen gelobt, weil sich erwiesen habe, daß Umsiedler aus anderen Sprachgebieten ohne Schwierigkeiten und in kurzer Zeit plattdeutsche Ausdrucks- und Sprachweise annehmen. Aber dies ist weiter nichts als ein natürlicher Assimilierungsprozeß und beweist geradezu, daß das Niederdeutsche nur eine besondere Form der deutschen Sprache ist.

Wir pflegen das Niederdeutsche nicht wegen irgendwelcher Vorzüge vor anderen Sprachen, sondern ganz einfach, weil es in Norddeutschland als Umgangssprache sehr verbreitet ist und besonders bei der ländlichen Bevölkerung als heimische Eigenart

empfunden wird. Daraus erklärt sich auch die Bedeutung der niederdeutschen Literatur. Sie wirkt in Kreisen der Bevölkerung, in denen die Nationalliteratur und die Weltliteratur noch nicht zu Hause sind. So sind die niederdeutschen Schriftsteller Bahnbrecher für die Literatur überhaupt. Ihre Arbeit ist sehr wichtig für die kulturelle Entwicklung, und sie darf uns nicht gleichgültig sein.

Auf ihr Bildungsmonopol stolz und von Standesdünkel geschwellt, haben die politisch und wirtschaftlich herrschenden Kreise in der Vergangenheit das Plattdeutsche verächtlich als die Sprache des ungebildeten, niederen Volkes bezeichnet. So war die Wahl der niederdeutschen Sprache für einen Schriftsteller zugleich ein Bekenntnis zum einfachen Volke, und dies nicht nur in der Form, sondern auch im Inhalt. Die niederdeutsche Literatur brachte die Gedanken und Gefühle der einfachen Menschen, der Arbeiter, Landarbeiter und kleinen Bauern zum Ausdruck. Diese Volksverbundenheit muß die niederdeutsche Literatur sich bewahren, sie ist ihr bester Wesenszug.

Die niederdeutsche Literatur ist ein Teil der deutschen Literatur. Aber ihrer Verbreitung in ganz Deutschland sind natürliche Grenzen gesetzt: Was in einem Teile Deutschlands ein Vorteil ist (die Bindung an die Sprache des täglichen Umgangs), wird in den anderen Sprachgebieten Deutschlands zu einem Nachteil und Hindernis. Darum müssen die niederdeutschen Schriftsteller auch die Literatur in hochdeutscher Sprache durch neue Werke bereichern, wenn sie sich vor dem ganzen Volk Gehör verschaffen wollen.

Das deutsche Volk, das durch eine Demarkationslinie gespalten ist, darf keine neuen Trennungslinien dulden. Die jetzt bestehende Teilung Deutschlands erschwert und stört die Beziehungen und den Verkehr zwischen allen, die an der niederdeutschen Literatur interessiert sind. Deshalb ist es auch ein Dienst an der niederdeutschen Literatur, für die Einheit unseres Landes zu wirken,

Schriftsteller im Anekdotenspiegel

Der Titel

In Karlsbad schloß sich mir ein junger Mann an und nannte mich immerzu: Meister.

Ich wurde endlich ungeduldig. „Herr, machen Sie mich nicht rasend! Reden Sie mich nicht so albern an!“

Darauf der junge Mann: „Wenn einer nicht Baron ist, nicht Leutnant und nicht Doktor – wie soll man einen solchen Trottel titulieren? Hab ich recht, Meister?“

Roda Roda

Paris – muß ich erkennen, daß die Sprache, die ich da lehrte, gar nicht Französisch war!“

„Wie vielen sogenannten Theologen mag es im Himmel ähnlich ergehen...“, tröstete ihn Fontane.

*

Ein junger „revolutionärer“ Literat rief (November 1919...): „Ich brauche zehntausend Bourgeoisöpfe!“

„Ich würde mich mit dem ihren begnügen“, sagte Heinrich Mann.

Fiete Fischer

Biographische Belustigungen

Feuchtwanger wurde einmal gefragt, warum er in seinen Dichtungen so offensichtlich sparsam mit Ausrufungszeichen umgehe. „Tja“, antwortete er, „dagegen habe ich tatsächlich eine ausgesprochene Abneigung. Ich muß da immer an das gräßliche Ausrufungszeichen denken, das manchmal hinter Grabschriften steht – zum Beispiel: ‚Ruhe sanft!‘ Das kommt mir so vor, als wollte man sagen: ‚Willst du wohl sanft ruhen, sonst...!‘“

■

Um die Jahrhundertwende versuchte die Gattin eines begüterten bayrischen Großindustriellen, die gelehrte, künstlerische und literarische Welt Münchens um sich zu sammeln. Auch Thomas Mann fand sich eines Tages ein.

Beim Nachhausegehen fragte ihn ein Freund, wie es ihm gefallen habe. Mann: „Die Dame will aus ihrem Haus einen Salon machen. Sie bringt es aber nur bis zu einem Restaurant.“

*

Fontane traf in Paris seinen alten Lehrer, der ihn auf dem Gymnasium in Französisch unterrichtet hatte, in heller Verzweiflung. „Vierzig Jahre lang“, klagte er, „habe ich daheim erfolgreich Französisch gegeben, und hier – zum ersten Male in

„Pappa“

Die Freunde des Schriftstellers Hans Marchwitza wissen, daß der „Pappa“, wie sie ihn verhöhrend nennen, bei jeder Gelegenheit seine Brille sucht. Sie ist so etwas wie ein Anlaß ständiger Anfechtung.

Nach einer Vormittagszusammenkunft des Kulturbundes saß man beim Mittagessen. Jemand reichte Marchwitza mit erklärenden und um Rat heischenden Worten ein Schriftstück. „Pappa“, wie stets bereit, auf Sorgen und Nöte anderer einzugehen, tastete sein Jackett ab und stellte schließlich nach einigen ergebnislosen Versuchen zerknirscht fest: „Jetzt habe ich meine Brille verloren!“ Ein Tischnachbar erreichte mit seinem Vorschlag, doch einmal in Ruhe nachzusehen, eine verdrossen vorgenommene Revision. Alles mögliche kam zutage: Bleistiftstummel, Notizzettel, Zigaretten, Streichhölzer, Papiere und Brieftasche. Dann, ganz zuletzt, ganz unten, aus einem schmalen Täschchen neben dem Rocksack, kam die Brille zum Vorschein. Fassungsloses Erstaunen bei Marchwitza. „Häh“, krächte er, „nun seht euch das an! Wie kommt die Brille in eine Tasche, in die ich sie nie stecke?“

Abends dann, nach der Nachmittags-sitzung, drängte alles zu den Garderoben. Plötzlich ertönte mitten im Gewühl

Marchwitzas markante Stimme: „Den Mantel habe ich. Aber wo ist mein Hut?“ Die Garderobiere wies, peinlich berührt („So etwas ist mir ja noch nie passiert!“), einige verwechselte Kopfbedeckungen vor. Doch der gesuchte Hut war nicht darunter. Marchwitza wandte sich achselzuckend ab, verdüstert, untröstlich.

Jemand von der Mittagsrunde fragte halblaut: „In welcher Tasche mag er nun wieder den Hut versteckt haben?“

Peter Nell

Anekdote um eine Anekdote

Im Aufbau-Verlag läutet das Telefon.

„Hallo, hier Amt für Literatur . . . Sagen Sie mal, bei Ihnen ist doch ‚Das Anekdotenbuch‘ erschienen?“

„Ja.“

„Und darin ist eine Anekdote ‚Die kleinen Schrauben‘; ist die Ihnen bekannt?“

„Ja.“

„Und in dieser Anekdote wird ein Ausspruch Stalins wiedergegeben.“

„Ja . . . und?“

„Der Ausspruch ist allein wiedergegeben.“

„Aber doch wohl richtig?“

„Ja-a . . . Aber Stalin hat damals noch viel mehr gesagt, es war eine ganze Rede.“

„Ja . . . und?“

„Na, bei dieser Sachlage . . . ich meine, wenn ein Ausspruch zu einer ganzen Rede gehört . . .“

„Ach, Sie meinen, die Rede sollte dann . . .“

„Ganz richtig: die Rede sollte . . . irgendwie . . . also . . . eingearbeitet werden.“

„So? Und wie lang ist die Rede?“

„Ach, so vielleicht fünf, sechs Seiten.“

„Und Sie meinen, daß das möglich wäre?“

„Natürlich, bei einigem guten Willen des Autors.“

„Ja, warum wenden Sie sich dann nicht direkt an den Autor?“

„Ach, wissen Sie, Autoren sind manchmal so unvernünftig . . .“

Leider wurde hier das Gespräch unterbrochen, und so sind wir nicht in der Lage, unseren Lesern mitzuteilen, was für sonstige vernünftige Sorgen der Mann aus dem Amt für Literatur noch hatte.

Literatur für Silvester

In diesem Jahre wollten wir zu Silvester, um Frohsinn und gute Laune unter unseren Gästen lebendig zu erhalten, ein übriges tun. Wir beschafften rechtzeitig eine Schachtel Knallbonbons, bunt verpackte Dinger, von denen wir dachten, sie würden, wenn es soweit wäre, unter allgemeinem Jubel explodieren. Als es soweit war, stellte sich heraus, daß die meisten feucht geworden waren (aber nicht etwa von unserer Bowle, sondern schon beim Hersteller oder bei der HO). Jedenfalls blieb der Knall aus. Dafür gab es andere, unerwartete Knalleffekte: mit Literatur bedruckte Papierspruchbänder, die nebst einer allerliebsten Überraschung (einem Holzwürfel, einer winzigen Holzschaukel, einem hölzernen Zigarrenstummel, einem

Babyfläschchen aus Holz und ähnlichen Bedarfsgegenständen) aus den Papprollchen hervorgewickelt werden konnten. Jeder von uns las sein Sprüchlein vor, jedesmal gab es großen Jubel, und so halfen wir einander über die Enttäuschung der nicht erfolgenden Knallgeräusche hinweg.

Die Sprüche zerfielen in zwei Hauptkategorien, deren erste sich unter dem Stichwort „Optimismus“ zusammenfassen läßt. Hierzu gehörten zum Beispiel die folgenden:

*Gebt heut dir etwas schief,
So mach dir nichts daraus,
Am nächsten Tag besehn,
Sieht's gleich anders aus.*

Oder:

*Tu, was du mußt,
Bring's Leid, bring's Lust.*

Oder:

*Mag oft auch trüb der Himmel sein,
Nach Regen folgt ja Sonnenschein.*

Oder:

*Oft macht der Mensch sich's Leben schwer;
Auch wenn es gar nicht nötig wär'.*

Oder:

*Dein Auge kann die Welt
trüb' oder beiter machen.
Wie du sie ansiehst, wird
sie weinen oder lachen.*

Oder:

*So wie bisher genieße weiter
Dein Leben immer froh und beiter.*

Oder:

*Dem ist's beste Los beschieden,
Der mit seinem Los zufrieden!*

Oder:

*Setz dich über alles weg,
Freu dich über jeden Dreck.*

In tiefsinnigem Gegensatz zu dieser Hochflut von Optimismus die von Skepsis erfüllte Maxime:

*Die Welt wird nie das Glück erlauben,
Entwenden muß man's oder rauben.*

Die zweite Hauptkategorie betraf das Thema „Frauen“:

*Rings ist uns Sorge nur beschert,
Wie lang der Mensch auch lebe,
Was wäre Mannes Leben wert,
Wenn es nicht Frauen gäbe?*

Eine Variante hierzu:

*Wie wär' die Welt so wüst und leer,
Wenn Liebe nicht und Freundschaft wär'!*

Ferner:

*Sei immer glücklich in der Liebe,
Sie mache nie dein Arge trübe.*

Und die pessimistisch-resignierte

Variante:

*Alles vergessen die Frauen auf Erden,
Nur nicht das Vergessen werden.*

An diesem Punkt angelangt, wurde einer von uns melancholisch. Nach dem Grund befragt, erklärte er, er habe gedacht, er sei ein Dichter, habe aber soeben erkennen müssen, was alles ihm noch dazu fehle, einer zu sein. Niemals könne er hoffen, für seine Verse eine Auflagenzahl zu erreichen, die sich mit der Verbreitung und

Beliebtheit jener Knallsprüche auch nur entfernt vergleichen ließe. Man müsse ihm schon erlauben, hierüber einen Augenblick lang traurig zu sein. Vergeblich suchten wir unseren Freund zu trösten. Erst eine Weile später hellte sich sein finsternes Antlitz wieder auf, und zwar bei der Verlesung des folgenden Spruches:

*Nichts ist so kümmerlich,
so kleinlich und so kläglich,
Daß nicht Humor und Witz
dir's machen noch erträglich.*

„Ja, Freunde“, sprach unser Dichter, „soviel Humor und Witz vermag ich noch zusammenzuraffen, daß sie mir jene gereimten Kümmerlichkeiten machten noch erträglich . . .“

H. K.

Nachthemelpoesie

Da behaupten mißgünstige Subjekte, daß die amerikanische Lebensweise nichts für Kultur und erst recht nichts für Literatur übrig habe. Sie werden beschämt Asche auf ihr Haupt streuen müssen, wenn sie einen Bericht von Charles Morgenstern in „New Statesman and Nation“ über einen Besuch in New Orleans gelesen haben. Der Verfasser berichtet über eine literaturfreundliche Modeschöpfung der amerikanischen Erzeugervon Nylonunterwäsche. Es gibt jetzt Hemden und Schlüpfer mit Zitaten aus Schlagern, aber auch aus Literaturwerken (die Bibel eingeschlossen) zu kaufen. Geben wir dem Augenzeugen das Wort:

„Sie können Nylon-, Orlon- oder Chiffonwäsche mit folgenden darauf applizierten Inschriften wählen: ‚Baby, es ist kalt draußen‘, ‚Wenn die Heiligen angerückt kommen‘ (Schlußreim einer berühmten Hymne, die zu einem Jazztext verarbeitet wurde), ‚Alte Soldaten sterben nie‘ (ein bekannter Buchtitel), ‚Das zitternde Entzücken eines Königreichs‘ (nach E. E. Cummings).“

Können zwei Schriftsteller über das gleiche Thema schreiben?

Liebe Kollegen,

Gestattet mir, zu dem in Heft 12/54 der NDL veröffentlichten Brief Hedda Zinners Stellung zu nehmen. Ihr fragt: „Können verschiedene Schriftsteller über das gleiche Thema schreiben?“ Ich würde eine andere Formulierung vorziehen, nämlich: „*Unter welchen Voraussetzungen* können verschiedene Schriftsteller über das gleiche Thema schreiben?“ Es sei mir erlaubt, zur Vorgeschichte dieser Fragestellung an Hedda Zinner einiges Erklärende zu sagen:

Ein Verlag, mit dem ich im Frühjahr 1953 wegen eines von mir geplanten Romanes über Louise Otto-Peters verhandelte, schickte mein Exposé sowie einige Lese-proben an den Bundesvorstand des DFD nach Berlin in der Absicht, von dieser (an dem Roman vermutlich am meisten interessierten) Organisation eine Arbeitsbeihilfe zu erwirken. Die Antwort lautete, Hedda Zinner schreibe bereits ein Filmdrehbuch und einen Roman zum gleichen Thema, und *zwei* Romane über Louise Otto seien doch zu viel. Der Verlag schloß sich dieser Meinung an, und wir brachen die Verhandlungen ab, denn ich selbst, mit den immerhin begrenzten Möglichkeiten des Stoffes vertraut, wünschte diese Überschneidung ebensowenig.

Kurz darauf empfing ich andere Informationen, nach denen es schien, als wolle Kollegin Zinner den Roman nicht schreiben. Zugleich interessierte sich der Mitteldeutsche Verlag in Halle für mein Exposé. Um der Ungewißheit ein Ende zu machen, fragte ich bei Kollegin Zinner selbst an, wie sie zu, der ganzen Romanplanung Louise Otto-Peters stehe. Ich erhielt jene Antwort vom 23. April 1953 (also nicht „vor einer Ewigkeit“) mit der Erklärung, sie beabsichtige nicht, den Otto-Stoff für einen Roman zu verwerten, *ich* solle ihn nur schreiben, sie sehe darin eine willkommene Ergänzung zu ihrem Film. „Verwunderlich“ fand Hedda Zinner meine Frage an sie keineswegs, im Gegenteil, sie

betonte, der Weg, den ich mit meiner Frage eingeschlagen hätte, sei richtig.

Ein kollegiales gegenseitiges Abstimmen der literarischen Produktion und der Verlagspläne (ich schloß daraufhin mit dem Mitteldeutschen Verlag im August 1953 einen Vertrag ab) hat doch weder mit „falscher Fragestellung“ noch mit „kapitalistischer Konkurrenz“ etwas zu tun. Natürlich kann es passieren, daß zwei Autoren, ohne voneinander zu wissen, die gleiche historische Gestalt, das gleiche historische Ereignis im gleichen literarischen Genre behandeln und fast das gleiche Exposé aufstellen. Daraus ergibt sich dann eben ein Konflikt wie der, den ich mit meiner Anfrage an Kollegin Zinner zu lösen suchte. Etwas gänzlich anderes ist es, wenn zwei Autoren zwar den gleichen historischen Stoff im gleichen Genre behandeln, ihn aber von ganz verschiedenen Standpunkten aus sehen und diese Verschiedenartigkeit nach der Art des Stoffes auch möglich ist. Das war aber bei der Begrenztheit des Louise-Otto-Stoffes kaum möglich. Ich hätte es deshalb mit meiner Verantwortung als Schriftstellerin für unvereinbar gehalten, wenn ich, in Kenntnis des Planes der Kollegin Zinner, deren Roman zudem früher als der meine erscheinen mußte (sie arbeitete seit 1951 an dem Stoff) den Vertrag eingegangen wäre.

Selbstverständlich hat kein Autor das Alleinrecht an einem Stoff und an dessen Verarbeitung in einem bestimmten literarischen Genre. Es gibt tatsächlich historische Themen, die gut und gern mehrmals behandelt werden können. In solchen Fällen handelt es sich aber um viel gewichtigere Persönlichkeiten als Louise Otto, die im engbegrenzten Biedermeiermilieu lebte und heute für uns fast nur im Hinblick auf ihre revolutionäre Zeit um 1848 interessant ist.

Immerhin – man kann über solche literarischen Doppelplanungen diskutieren.

Ich bin trotzdem nicht der Ansicht, daß jeder ohne weiteres „schreiben kann, wozu es ihn drängt“. Man muß schließlich auch an die Koordinierung der Kräfte und an die Rentabilität jeder Arbeit auf allen Gebieten unseres kulturellen und wirtschaftlichen Lebens denken.

Schon die ersten Abschnitte des Romans ergeben prompt – da wir eben beide den Reiz des Milieus und des erwachenden gesellschaftlichen Bewußtseins einer Frau erkennen mußten – in beiden Fassungen fast die gleichen, mindestens in der Konzeption sehr ähnlichen Szenen. In der politischen Linie müssen die Fassungen naturgemäß einander erst recht gleichen.

Lore Mallachow

Nachwort der Redaktion: Den Brief Hedda Zinners, auf den Lore Mallachow antwortet, haben wir absichtlich ohne Nennung seines Empfängers und ohne die auf Persönliches bezüglichen Stellen veröffentlicht. Nur sein prinzipieller Kern schien uns für die Öffentlichkeit von Bedeutung. Aus den gleichen Gründen veröffentlichten wir die Antwort Lore Mallachows mit geringfügigen Kürzungen. Ein Monopol auf einen literarischen Stoff kann es unserer Ansicht nach nicht geben. Ein Schriftsteller kann und soll schreiben, wozu es ihn drängt, auch wenn ein anderer Autor den gleichen oder einen ähnlichen Stoff behandelt; ihre Arbeiten werden sich stets wesentlich voneinander unterscheiden.

Untersuchung eines Plagiatvorwurfs

Der Vorstand des Deutschen Schriftstellerverbandes hat durch eine Kommission von Schriftstellern, bestehend aus Berta Waterstradt, Fritz Erpenbeck und Peter Nell, die Anschuldigungen des dreifachen Plagiats untersucht, die Slatan Dudow in dem Artikel „Der Komödie um eine Komödie 3. Teil“ (veröffentlicht im „Eulenspiegel“ Nr. 28, 2. Novemberheft) gegen Dr. Heinar Kipphardt erhoben hatte. Die gewissenhafte Prüfung der Manuskripte und anderer vorliegender Materialien

sowie die Aussprache mit allen Beteiligten ergibt folgenden Sachverhalt:

1. Die Komödie „Shakespeare dringend gesucht“ stellt keine geistige Anleihe, geschweige denn ein Plagiat an dem Stück „Dichter und Dramatiker“ von Irma Lengersdorff dar. Die Ähnlichkeit besteht darin, daß beide Stücke im Theater spielen und sich in einem Falle der Intendant, im anderen der Dramaturg der Entwicklung der jungen Dramatik hemmend in den Weg stellt. Das jedoch sind Tatsachen der Wirklichkeit, die jeder Bühnenautor aufzugreifen berechtigt ist.

Die Untersuchung ergab, daß zu dem Zeitpunkt, als „Dichter und Dramaturg“ beim Deutschen Theater eingereicht wurde, die Kipphardtsche Komödie bereits zu zwei Dritteln fertig war und der Intendanz der Gesamtplan des Stückes vorlag.

2. Der von Dudow erhobene Vorwurf, Kipphardt hätte für seine Komödie „Shakespeare dringend gesucht“ zwei Akte aus dem Dudowschen „Feigling“ in bezug auf Schauplatz, künstlerische Konzeption und Teile der literarischen Ausführung verarbeitet, ist unbegründet. Die Akte spielen in beiden Fällen in einem Krankenhaus und einem Gefängnis. Schauplätze der Handlung aber sind urheberrechtlich nicht geschützt, es gibt kein Plagiat des Schauplatzes. Die künstlerische Konzeption, nur zu verstehen im gesamten Zusammenhang des Stückes, ist bei Kipphardt eine völlig andere als bei Dudow. Ähnliche Situationen in Krankenhäusern und Gefängnissen gibt es in zahlreichen Dramen der Weltliteratur.

3. Die Kommission sah sich außerstande, den Vorwurf Dudows, Kipphardts neues, noch in Arbeit befindliches Stück hätte große Ähnlichkeit mit dem Dudowschen „Leichtgläubigen Thomas“, zu prüfen, da von der neuen Komödie von Kipphardt erst ein Akt vorliegt. Auch Dudow kennt nach eigenen Angaben das Stück noch nicht. Er stützte seine Vermutung auf eine Formulierung von Kipphardt in einem Zeitungsinterview. Wenn der Ideengehalt

in beiden Stücken sich mit dem Begriff „Ausverkauf aller Werte und Tugenden“ umschreiben läßt, so ist damit nicht ein Plagiat bewiesen, sondern die Identität der gesellschaftlichen Situation. Einen Plagiatvorwurf, der auf solchen vagen Vermutungen basiert, zu veröffentlichen, ist in höchstem Maße leichtfertig.

4. Unter diesen Umständen mißbilligt der Vorstand des DSV das Verhalten von Slatan Dudow, der, ohne die Möglichkeiten einer Überprüfung in der Rechts- und Berufskommission im DSV in Anspruch zu nehmen, unbegründete und unbewiesene Anschuldigungen gegen einen Kollegen in der Öffentlichkeit erhob.

5. Der Vorstand des DSV verurteilt auf das schärfste das Verhalten der Redaktion des „Eulenspiegels“.

Keiner der verantwortlichen Redakteure hat bis zum Zeitpunkt der Untersuchung auch nur eines der in dem Artikel genannten Stücke gelesen, um sich von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Behauptungen zu überzeugen.

Auf Anfragen des Sekretariats des DSV teilte der Chefredakteur des „Eulenspiegels“ dem DSV am 21. Oktober 1954 mit, daß die Redaktion den hier behandelten Artikel von Slatan Dudow bringen werde, daß dieser Artikel aber keine Formulierung enthalte, die Dr. Kipphardt des Plagiats an dem Stück von Frau Lengersdorff bezichtigte.

Es kann nicht die Aufgabe einer satirischen Zeitung sein, ungeprüfte Behauptungen zu veröffentlichen, die das Ansehen eines ehrlichen Bürgers empfindlich schädigen. Da aber, wie der Fall des jungen Dramatikers Hans Lucke zeigte, die Redaktion nicht zum ersten Male solche falschen, schädlichen Veröffentlichungen zuläßt, erwartet der Vorstand des DSV, daß die Verantwortlichen energisch zur Rechenschaft gezogen werden.

Erklärung

In zwei Artikeln „Komödie um eine Komödie“ („Eulenspiegel“ Nr. 8 und Nr. 28) kritisierte ich eine Reihe von Unzulänglichkeiten am Deutschen Theater und beschuldigte in dem

zweiten Artikel Dr. Kipphardt des Plagiats. Eine Kommission des Deutschen Schriftstellerverbandes befaßte sich mit den von mir gegen Dr. Kipphardt erhobenen Beschuldigungen des Plagiats und stellte fest, daß sie zu Unrecht erhoben worden sind. Ich erkenne das Untersuchungsergebnis der Kommission an und entschuldige mich bei Dr. Kipphardt. S. Dudow

Kleine westdeutsche Chronik

In welche Wildnis der Verzweiflung, Menschenfeindschaft und Resignation die kulturfeindliche Atmosphäre des Adenauerstaats den sensitiven Künstler treibt, zeigt folgender Klageruf der begabten Schriftstellerin Luise Rinser: „Der Dichter steht heute einem Publikum gegenüber, das von der Ratio behext ist. Dieses so vertruftelte intelligente Publikum unserer Tage ist jedoch nichts weiter als ein verwirrter, blinder Haufen, den wir getrost „Masse“ nennen können. Diese Masse ist, ohne es zu wissen und zu wollen, kulturfeindlich.“

*

Wir haben seinerzeit, in einer Besprechung des Weisenbornschen Buches „Der lautlose Aufstand“ (Hft 3/1954) auf die Verschiebung der Proportionen, auf die Verzerrung des Bildes vom antihitlerischen Kampf innerhalb Deutschlands hingewiesen, die offenbar in Westdeutschland durch die dort herrschende Atmosphäre selbst einem Autor guten Willens eingegeben werden. In noch stärkerem Maße als bei Weisenborn läßt sich diese Verfälschung des Widerstandsbildes bei Reinhold Schneider, Käthe Kuhn und Helmut Gollwitzer feststellen, die „Abschiedsbriefe und Aufzeichnungen des Widerstandes 1933 bis 1945“ gesammelt und unter dem Titel „Du hast mich heimgesucht bei Nacht“ herausgegeben haben. In der Ankündigung heißt es u. a.: „Dies ist kein politisches Buch. Vergeblich wird man nach kritischen Auseinandersetzungen mit dem totalitären Staatssystem suchen. Die Gewalt erlaubte keine politische Kritik...“ Unter den 117 Männern und Frauen gibt es auch einen „menschheitsgläubigen Kommunisten“.

Hamburger Bilderbogen

Zwischen Dammtorbahnhof und Stephansplatz hockt ein stumpfer, rechteckiger Steinklotz, kaum noch besehen von den Tausenden, die täglich an ihm vorbeireisen, von den Zweigen schwerer Bäume Jahr um Jahr mehr eingeschüllt, als schämten sie sich des gemeißelten Spruchs:

„Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen.“

Und sie starben. 40 000 Hamburger im ersten imperialistischen Weltkrieg; im zweiten allein durch Luftangriffe, vorsichtig geschätzt, über 50 000 ... Der Steinklotz überdauerte Zeiten und Regime, stumpf und entseelt schreiten die Soldaten des 76. Reserve-Infanterieregiments weiter um ihn herum, Vorbild traurigen Gehorsams, der sorgsam konserviert werden soll. Längst hätte diese steinerne Verlogenheit durch geschickte und leidenschaftliche Künstlerhände in ein antimilitaristisches Monument verwandelt werden können. Doch man hatte seine Gründe, dies zu verhindern.

Noch einmal ruchbar wird diese Absicht am 8. Mai 1954, dem 9. Jahrestag der militärischen Zerschmetterung des Faschismus, da hier im Schatten der Bäume und des Klotzes zwei Hundertschaften jener zusammengekommen sind, für die Zivil keine Kleidung, sondern eine Degradierung bedeutet. Mitten unter ihnen weilt der Polizeisenator.

An der Seite, den breiten Durchgangsweg fast verstopfend, schaut eine vielköpfige Menge stumm, aber mit hartgespannten Gesichtern, dem Treiben zu, während ein Bataillon Kriminalbeamte um sie herumschwirrt, sich wohl auch unter sie mischt, vergeblich neugierig-harmlose Passanten spielend.

Der Polizeisenator, sehr schwarz – Melone, Mantel, Anzug, Schuhe, auch

schwarz von Typ –, ein vorsichtiger Herr, überläßt sich nicht allein dem Schutze seiner Kriminalbeamten, in weitem Umkreis hat er vollbesetzte Mannschaftswagen stationiert, um gegebenenfalls ihn und die Seinen aus der Mitte solcher herauszuheben zu lassen, die sich den Totenmarsch der 76er durchaus nicht zum Vorbild nehmen wollen.

Als nun plötzlich, wie explodierend, die Menge auf dem Durchgangsweg lebendig wird, „Faschisten raus!“ schreit, und wieder „Faschisten raus!“ – zieht der Schwarze ein verdutztes Gesicht, sieht seine Dispositionen über den Haufen geworfen, greift hilfeschend nach seinem Stock. Mutigere vor dem Mal stimmen, zornblassen Gesichts und mit ehrfurchtzitternder Stimme, jenen Sang an, den Tucholsky ein „wirklich schlechtes Lied“ nannte und der heute in Westdeutschland schon wieder – oder immer noch – als „Nationalhymne“ fungiert.

Vernommen davon werden aber nur wenige Takte, da nun so brausend das „Wacht auf, Verdammte dieser Erde ...“ einsetzt, daß der große Platz, der ganze Raum zwischen Erde und Himmel, einzig von der „Internationale“ erfüllt zu sein scheint.

Bienenemsig versuchen die Kriminalbeamten in die Menge hineinzustechen, aber die Gewalt des Gesangs schleudert sie zurück, sondert sie aus, gibt sie preis!

„Es rettet uns kein bößres Wesen, kein Gott, kein Kaiser noch Tribun ...“ Knarrend setzt sich die Menge in Bewegung, überklettert die niedrige Steinbarriere, drängt, mächtig im Gesang, gegen die stumm gewordenen Dunkelmänner an, deren Dunkelster, hilflos die Melone schwenkend, in ihrer Mitte treibt.

„In Stadt und Land, ihr Arbeitsleute, wir sind die stärkste der Parteien ...“ Einer Welle

gleich, die allerlei Geröll fortschwemmt, so brandet nun die singende Menge gegen die zerbröckelnde, sich auflösende, geschobene Schar unglücklicher Zivilisten. „Faschisten raus!“ Ein einziger Mund ist die Menge: „Faschisten raus!“

Mögen sie verschwunden sein in die Bahnhöfe, die Straßenbahnen, die Taxis, die Hotels, die Gaststätten oder gar in die Seele – plötzlich ist von den Feiernden niemand mehr zu sehen, zu hören, zu spüren, gleichsam als hätten sie sich verflüchtigt, als seien sie unsichtbar geworden.

Allein die Melone, sich ihres Amtes bewußt, gestikuliert heftig vor der nahen Revierwache, fluchend und stockschwenkend. Blasse Polizisten, die wenig getan hatten, ihn zu befreien, fürchten sich vor ihm.

Aber dann rücken die Kohorten der Melone im Eilschritt heran. Inzwischen hatte sich jedoch, wie geschildert, der Fall erledigt. Darüber erbost, machen sich drei Polizisten über eine Frau abseits her, schlagen ihr mit dem schweren Gummi das Kreuz krumm, treten ihr in die Seite, ziehen die Wimmernde an den Haaren über die Straße – wobei einer der Polizisten auf der Blutspur ausglitscht.

Da, unwiderstehlich den Gürtel des uniformierten Gehorsams durchbrechend, ist die Menge herangefegt; Tschakos wirbeln durch die Luft, heftiger gestikuliert die Melone, ohnmächtig wird die Mißhandelte hinausgetragen – aus der „Bannmeile“, welche die Abgeordneten des Hamburger Rathauses vorsorglich und beizeiten gezogen hatten, auf daß ihnen das Volk nicht, wie heute, allzu dicht auf den Leib rücke.

Denn durchaus nicht immer, so weiß man auch dort, ist es gehorsam.

*

Genau vierundzwanzig Stunden später offeriert ein Pariser Modefabrikant in den Parterresälen des feudalen Hotels „Atlantique“ Kleider der Herbst- und Winterkollektion an den rassigen Figuren graziler Mannequins.

Mit rotem Kokos sind die Laufstege belegt, blumengarniert an den Seiten. Was daran längs sitzt, ist nicht weniger eindrucksvoll. An einem Tisch, nahe der gedämpft, aber ununterbrochen musizierenden Kapelle, thront ein aus hiesigen Modejournalen wohlbekannter Falter, sehr frei, mit weißen, glatten Schultern, vom Busen abwärts ganz in erregendes Schwarz gehüllt, das schönste und – in diesen Kreisen allgemein bekannt – zugleich das dümmste Mannequin, „was, in der Tat, viel heißen soll,“ kommentiert unser Ober, nur mit Mühe ein Gähnen unterdrückend. Denn der Modeschöpfer und sein Gefolge haben gestern schon in diesen Sälen operiert. So starrt der Mann auf die schweren Stoffe an den hohen Fenstern.

Dabei entgeht ihm, wie Nicole den Strumpf mit der berühmten Chantilly-Spitze offenbart, kokett das weiße Kleid hochgerafft, trippelnd die raffinierte schwarze Spitze entblößend, aus der hell der Schenkel wächst.

Direkt am Laufsteg, fast mit der Nase an diesem Beinpaar, sitzt ein Monokel und weiß vor Entzücken nicht, wohin zuerst schauen. Über dem Einglas türmt sich ein mächtiger, blonder, hinten diskret mit zwei Klammern zusammengehaltener, sorgfältig gebürsteter Haarschopf.

Es schwelgt das Monokel – welche Modelle! Chevreuse, Coccinelle, Charbonneret, Alouette, dazu stets der passende Strumpf. Art Apres-midi oder Soir ... Wie besessen applaudiert das Monokel, sackt dann in sich zusammen, vor Begeisterung einer Ohnmacht nahe, völlig echauffiert.

Rechts wird von „Kempinski“ gesprochen, und daß es in der vorigen Woche abends noch zu kalt gewesen wäre, um auf dem „Kudamm“ draußen zu sitzen. Da halten wir die Zeit für gekommen, Orangensaft zu bestellen. Augenzwinkernd verschwindet der dankbare Ober mit diesem Auftrag in die Kellergewölbe und bleibt dort vorerst verschollen.

Dabei beweist der Modefabrikant jenseits seiner Preise durchaus Geschmack. Aber er muß auch heimgesucht sein von Perioden der Phantasielosigkeit! Diese Lücken überwand er, indem er die Einholetaschen gleich in die Mäntel einbaute, den wehrlosen Mannequins bis übers Knie reichende Riesenkrawatten umlegte oder sie mit ebenso überdimensionalen Trauerschleifen dekorierte.

Das Monokel, feminine Entzückenschrille ausstoßend, droht von einem Schlaganfall heimgesucht zu werden.

In dieser Menagerie spenden Trost nur Nicole, Rosemarie, Patricia und ihre Kolleginnen. Was immer sie vorführen, sie tragen es unnachahmlich, nur die Andeutung eines Lächelns bietend (was sie wohlthuend unterscheidet von den oftbar für Zahnpasten reklamelaufenden Mannequins Westberliner, Düsseldorfer oder Hamburger Modehäuser).

Oben auf der Empore, neben dem Scheinwerferauge schaut – eine Idylle! – das blondbezipfte Töchterlein des Beleuchters offenen Mäulchens auf die Pracht drunten im Saal, auf die vielen Farben, die Wundergebilde – Douce (Robe cocktail organdi blanc brodi), Faune (Tailleur après-midi flanelle grise), Bocage (Redingote lainage gris) und auf die siebenundachtzig anderen Modelle.

Die strahlenden Mannequins, vom Schlußapplaus umtobt, verneigen sich – schweißgebadet. Hingebungsvoll, ganz weit öffnen die Blumen ihre Herzen – zum letztenmal; eine halbe Stunde später sind sie achtlos auf den Müll geworfen. Rot wirkt hier wie Blut. Und wie Neid das Gelb.

Und mehr und mehr verblaßt die Szenerie, verschwimmen die Gesichter von Milch und Blut; immer näher, wachsender tritt hervor das schmerzverzerrte, blutbesudelte, zorngezeichnete Antlitz der mißhandelten Frau von gestern.

Verlorene Dokumente

Wertvolle Dokumente zur Geschichte der USA, die in der Bibliothek des Staates New York aufbewahrt wurden, sind kürzlich durch die Unachtsamkeit einiger Bibliotheksangestellter in Verlust geraten: zusammen mit anderen ausrangierten Materialien waren sie zum Altpapier geworfen worden. Die Historische Abteilung der Bibliothek hat zwei ihrer Mitarbeiter nach Kanada entsandt, damit sie dort in einer Papierfabrik unter den Tausenden Ballen einzustampfenden Altpapiers nach den verlorenen Dokumenten suchen.

Die in der amerikanischen Presse veröffentlichte Information über diesen Vorfall hat in internationalen Kreisen großes Aufsehen erregt. Sofort ist die Frage laut geworden, ob nicht das rätselhafte Verschwinden weiterer bedeutsamer geschichtlicher Dokumente auf ähnliche Weise zu erklären ist. Es wird vorgeschlagen, in den Mülltonnen des USA-Innenministeriums in Washington nach der Verfassung der Vereinigten Staaten, in den Papierkörben des State Department nach den Abkommen von Teheran, Jalta und Potsdam, und in denen des Weißen Hauses nach der Atlantik-Charta zu suchen. Alle diese geschichtlichen Dokumente sind bekanntlich seit längerer Zeit in Vergessenheit geraten. Die Öffentlichkeit gibt jedoch nicht die Hoffnung auf, daß sie wieder aufgefunden werden und gebührende Beachtung finden könnten.

Schwarz, aber sonst perfekt

Als Musterbeispiel eines erfolgreichen Schriftstellers wird den Lesern der amerikanischen Zeitschrift „Time“ der Romanier Frank Yerby vorgestellt. Er „macht mit Büchern wahrscheinlich mehr Geld als jeder andere heutige Autor in den Vereinigten Staaten“. Seine historischen Romane sind „in acht Millionen Exemplaren erschienen und haben ihm eine Million Dollar eingebracht“. Das „wahrhaft pikante an dieser amerikanischen Erfolgs-

geschichte“ ist . . . nun was denn? „Frank Yerby ist ein Neger, aber seine Geschichten sind genauso furchtbar und unterhaltend wie die jedes weißen Schriftstellers.“ Er ist freilich ein vernünftiger Neger, wie es wohl im Jargon der weißen Supermänner heißt, er vermeidet es, „sich für die Sache der Neger einzusetzen“. In seinen historischen Romanen, die in den Südstaaten spielen, kommen „weiße Aristokraten, schmachtende reiche Erbinnen und radebrechende schwarze Diener vor“, so daß seine Leserinnen, vorwiegend Damen der besseren Gesellschaft mit gewissen Rassevorurteilen, „überhaupt nicht ahnen“, daß ihr Lieblingsautor schwarz ist.

Yerby hat seine Lektion in der amerikanischen Literaturindustrie gut gelernt. „Mein erstes Buch“, sagt er, „war seriöse Epik. Ich war damals Arbeiter und schrieb einen Roman über einen Jungen, der im Stahlwerk arbeitete. Ich war in Bessemer-öfen verliebt. Ein schreckliches Buch.“ Natürlich fand sich kein Verleger, dafür fand Yerby aber das Rezept für gängige Literatur. Er entschloß sich, „heiße, schnelle, historische Erzählungen“ zu schreiben. „Ich glaube nicht, daß es die Aufgabe des Schriftstellers ist, moralische, politische oder religiöse Ansichten zu ändern.“ Natürlich hält sich Yerby beim Schreiben an die Parole „Zeit ist Geld“. Ein Roman von mehreren hundert Seiten wird in wenigen Wochen produziert. „Wenn seine Verleger Änderungen verlangen, schreibt er ihnen in vier bis fünf Wochen eine völlig von der ersten verschiedene neue Fassung.“ Sein neuestes Werk wimmelt von „Raufereien, Verführungen, Betrugereien, Totschlägen in der Fassung der Comic-Bücher“.

Obwohl Frank Yerby, wie man sieht, ein vollendetes Beispiel von hundertprozentigem literarischem Amerikanismus darstellt, zieht er es vor, an der französischen Riviera und nicht in Gottes eigenem Ländchen zu leben . . . begreiflicherweise, denn in Amerika würde es ihm passieren, daß er aus einem Restaurant hinausgewiesen, in einem Hotel nicht aufgenommen und auf der

Straße einer südlichen Stadt vom Bürgersteig geprügelt werden könnte, weil er – schwarz ist.

Perspektiven?

Unter den kostspieligen Zeitschriften, die von den Amerikanern finanziert und dirigiert werden, um sogenannte Kulturpropaganda zu betreiben, ist „Perspektives“ eine der kostspieligsten. Die deutsche Ausgabe wird vom S. Fischer-Verlag für den Auftraggeber „Intercultural Publications Inc, New York“ herausgegeben. Jede Nummer bringt Übersetzungen mitelmäßiger amerikanischer Prosa und Lyrik, Essays und Buchbesprechungen, Reportagen und Artikelauszüge. Kürzlich veranstaltete die Redaktion unter ihren Lesern in mehreren Ländern eine Umfrage über den Inhalt der bisherigen Hefte und die Wünsche des Leserpublikums für weitere Nummern. Auf die Frage, ob die Zeitschrift sich nicht so ausschließlich mit amerikanischen Problemen befassen, sondern internationaler (die Redaktion wählte bezeichnenderweise den Ausdruck „kosmopolitischer“) werden solle, antworteten 63 Prozent mit ja. Die Leserschaft hat die Fütterung mit Übersetzungen aus dem Amerikanischen eben satt. Dabei setzt sie sich aus Angehörigen der „gebildeten Stände“ zusammen und ist mehr oder weniger pro-amerikanisch eingestellt. Wundert es einen da, daß sie für Gottfried Benn, Ernst Jünger und Franz Kafka schwärmt? Während die Genannten je einige Dutzend Stimmen erhielten, konnten Goethe, Herder und Schiller nur je eine Stimme buchen.

In der Sackgasse

Stig Dagermann, einer der begabtesten jüngeren Schriftsteller Schwedens, hat Selbstmord begangen. Er hatte Erfolg, verdiente viel Geld, war mit einer schönen Frau verheiratet, aber er krankte an der „Krankheit des Bürgertums unserer Tage“, er hatte Angst vor dem Leben, sah keinen Weg in die Zukunft, verzweifelte an der Menschheit. Unter seinen Büchern ist der Roman „Die Schlange“ hervorzuheben.

O diese Sprache!

Sprachgewalt

In der Literaturbeilage einer angesehenen westdeutschen Zeitung liest man über ein Buch von Max Frisch:

„Der gerade erschienene Roman ‚Stiller‘ des dreißigjährigen Schweizer Autors übertrifft an sprachlicher Virtuosität, Reichtum der Phantasie und Kraft der Gestaltung die besten deutschen Erzählungen der letzten Jahre . . . Nur eine ungewöhnliche Sprachkunst kann . . .“

Nach solcher Ankündigung mußte man gespannt sein. Das Thema des Buches ist allerdings nicht eben originell: ein Mann möchte nicht mehr er selber sein. Die Italiener Pirandello und Ugo Betti, auch Georg Kaiser haben dieses Motiv ausgiebig behandelt. Bei Max Frisch bestehen „Reichtum der Phantasie und Kraft der Gestaltung“ eigentlich nur darin, daß er das Thema existentialistisch „vertieft“. Das sieht etwa so aus:

„Ein einziges Wort und ich bin ‚frei‘, das heißt in meinem Fall dazu verdammt, eine Rolle zu spielen, die nichts mit mir zu tun hat. Andererseits, wie soll einer denn beweisen können, wer er in Wirklichkeit ist? Weiß ich es denn selbst, wer ich bin?“ usw.

Es muß also doch wohl so sein, daß die Stärke des Buches in der so sehr gerühmten „sprachlichen Virtuosität“, in der „ungewöhnlichen Sprachkunst“ liegt. Wir schlagen an einer beliebigen Stelle auf. Die Situation: Stillers, des Helden, ehemalige Gattin sitzt ihrem sein Ich verleugnenden ehemaligen Gatten gegenüber. Wir lesen:

„Sie rieb sich hastig . . .“ Hm, es ist keine sehr hübsche Vorstellung, daß eine junge Frau . . . Aber der Satz geht ja weiter:

„Sie rieb sich hastig, so hastig, daß es mehrmals knickte . . .“ Das ist ja nun noch weniger schön. Warum tut die arme Frau das? Auch scheint hier ein Druckfehler

vorzuliegen: müßte es nicht „knackte“ heißen? Aber der Satz geht weiter:

„Sie rieb sich hastig, so hastig, daß es mehrmals knickte, ein Streichholz an.“ Ach, so war das gemeint! Die Frau rieb nicht sich (das „sich“ ist Dativ!), sondern sie rieb ein Streichholz, und zwar rieb sie es an, und zwar für sich. Und es (das Streichholz) knickte dabei mehrmals!

Darüber ließe sich reden, obwohl einige Geschicklichkeit dazu gehört, selbst ein Nachkriegsstreichholz so anzureiben, daß es mehrmals knickt. Warum dann aber nicht gleich so: „Hastig, so hastig, daß es mehrfach knickte, rieb sie ein Streichholz an“ – wenn schon alles in dem Satz drin sein soll, was der Autor drin haben will.

Aber lesen wir weiter: die Frau hat Stiller ein „vergilbtes Brieflein“ eingehalten („beschrieben mit flüchtigen Bleistiftzügen, die mich als Schrift eher befremden“ – auch das ein sonderbares Sprachgebilde). Dann hat sie sich das Streichholz angerieben und nun heißt es:

„Ein Kommentar zu diesem Textchen, dem letzten, den sie von ihrem verschollenen Stiller bekommen hatte, schien ihr überflüssig.“ Dieser grammatisch wie stilistisch völlig verunglückte Satz ist wohl nur durch „ungewöhnliche Sprachkunst“ zu erklären, ebenso der folgende, der kurz und bündig lautet:

„Sie rauchte.“

Daß die Frau rauchte (wenn damit gemeint ist, daß sie eine Raucherin war), brauchte eigentlich nicht gesagt zu werden – wozu hätte sie sonst das Streichholz angerieben? Daß sie rauchte (wenn damit gemeint sein soll, daß Rauch aus ihr aufstieg), wollen wir nicht hoffen: sie wird zwar als krank, aber auch als ausgesprochen frigide geschildert. Was soll dann dieses „rauchte“? Man braucht wirklich kein ungewöhnlicher Sprachvirtuose zu sein, um zu spüren, daß nach den beiden

vorangehenden Sätzen die Tatsache, daß die Frau nun ihre Zigarette angezündet hatte und „rauchte“, nur durch die Schilderung eines *Teilvorgangs* dargestellt werden konnte.

Lesen wir noch einmal im Zusammenhang diesen ganz zufällig herausgegriffenen Abschnitt aus dem Werk unseres Sprachvirtuosen:

„Sie rieb sich hastig, so hastig, daß es mehrmals knickte, ein Streichholz an. Ein Kommentar zu diesem Textchen, dem letzten, den sie von ihrem verschollenen Stiller bekommen hatte, schien ihr überflüssig. Sie rauchte.“

Weitere Kommentare zu diesem Textchen scheinen auch uns überflüssig. Nicht nur das Denken, auch die Sprache verdirbt, wo sich Ich-Flucht und Existentialismus breitmachen!

B. Z.

Eine billige Frage

Unser Freund, der HO-Auslagendekorateur, zog die Stirn kraus, als wir ihn fragten, ob er Preise verkaufe, weil auf dem Spruchband, das er soeben angebracht hatte, zu lesen stand, daß die Preise verbilligt würden. Das sei schon richtig, gab er nach einer Weile des Nachdenkens zu, man *verbillige die Ware und senke oder ermäßige die Preise*, aber . . . (unser Freund ist ein Literaturkenner) heiße es nicht bei Grimm: „Das ist der billigste Preis?“ Ja, so heißt es dort, aber in diesem Fall wird „billig“ in der ursprünglichen Bedeutung gebraucht, wie wir sie aus der Redensart „Was dem einen recht ist, ist dem andern billig“ kennen. Und deshalb können sich weder die Übersetzer Helmut Bartushek und Karl Friese noch die Verlagsredakteure des Aufbau-Verlags auf den guten alten Grimm berufen, wenn man sie fragt, warum in den – sonst mit soviel Liebe herausgebrachten – „Meisternovellen“ Guy de Maupassants von den „sehr billigen“ anstatt „niedrigen“ Preisen die Rede ist,

zu denen Herr Loiseau „sehr schlechte Weine an die kleinen Gastwirte auf dem Lande verkauft“.

Das Gestaltungsgeschwür

Maxim Gorki hat mehr als einmal darauf hingewiesen, daß Weitschweifigkeit und Schwulst in der Sprache eines Schriftstellers nur Unklarheit und Gedankenarmut verdecken sollen. Wenn man etwas nicht einfach und klar sagen kann, nimmt man zu Umschreibungen und bombastischen Wort- und Satzungebümen seine Zuflucht. Zu den häßlichsten Spracharten der letzten Zeit gehört der Mißbrauch, der mit dem Wort „gestalten“ getrieben wird. Alles wird *gestaltet*, vom Sieg einer Fußballmannschaft bis zum Verputz der Staatsoper. Und natürlich hat es beim einfachen „Gestalten“ nicht sein Bewenden; das „schöpferische Gestalten“, das „wahrhaft schöpferische Gestalten“, „die hervorragende Einzelgestaltung“ und so weiter wuchern allerorten in den Kritiken, Aufsätzen und Zeitungsmeldungen.

In einem kurzen Artikel über die 30 schönsten Bücher des Jahres 1954 (im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“) haben wir folgende Exemplare der Gestaltungswucherung festgestellt: *Buchgestalter, Gesamtgestaltung, typografische Gestaltung, gut gestaltete Verlagsprojekte, zehn Buchgestaltungen, buchgrafische Gestaltung, Einzelgestaltungen*. Der Schlußsatz enthält die köstliche Formulierung „. . . gab der Hoffnung Ausdruck, daß im nächsten Jahre alle Verlage der DDR sich am Ringen um die Gestaltung der schönsten Bücher beteiligen.“ Man stelle sich das einmal vor: der Schwergewichtler Karl Gossow vom Aufbau-Verlag (in rot-weiß gestreiftem Trikot) ringt mit dem Fliegengewichtler Werner Klemke von Rütten & Loening (in gelber Schwimmhose) um die Gestaltung eines Punktsieges im gestalterischen Wettbewerb zwecks Feststellung der best-gestalteten Buchgestaltung des nächsten Jahres!

Schwarz eingerahmt

Ein bisher unbekanntes Werk
von Bredel?

Im „Neuen Deutschland“ vom 29. Dezember 1954 lesen wir in dem Artikel „Unsere Schriftsteller vor sowjetischen Studenten“: „Warum ist die Gestalt von Fritz Nenners aus dem Filter so schematisch dargestellt?“ – will eine junge Studentin wissen.“ Da Willi Bredel die ihm gestellte Frage ohne Wimperzucken beantwortet hat, muß wohl bei uns, die wir den Bericht lesen, eine Bildungslücke vorhanden sein. Wir kennen nämlich diesen Fritz Nenners nicht. Und was ist der „Filter“? Ein neues Werk von Willi Bredel?

Aber nein, es handelt sich um die Gestalt Fritz Mengers aus dem Roman „Die Väter“, und das Ganze ist offenbar ein besonders gelungener Übermittlungsfehler. Man sollte allerdings meinen, daß die Mitarbeiter der Kulturredaktion des „Neuen Deutschlands“ entweder Bredels Bücher kennen oder, falls nicht, es für selbstverständlich halten, Namen und Buchtitel zu kontrollieren.

Was wird hier exportiert?

Im Wiener „Abend“ lesen wir: „Auf einer Art Wegweiser sieht man von hinten die hängenden Schultern zweier, trotz griechischen Tuniken, typischer moderner Intellektueller in lebhafter Diskussion.

Darunter steht ‚Philosophie‘. Ebenso flott gezeichnet steht auf einer anderen Tafel eine Kuh quer über Schienen vor einer aufgeregten Lokomotive: ‚Verkehrstechnik‘. Diese Wegweiser bezeichnen neun große Abteilungen der von H. Sussmann und seinen Mitarbeitern aus dem ‚Atelier 54‘ übersichtlich, originell und geschmackvoll eingerichteten Buchausstellung der Deutschen Buchexport und -import G.m.b.H. Leipzig.“

Rot eingerahmt

Mal was Neues vom ADN

Aus gewöhnlich gutunterrichteten, dem Allgemeinen Deutschen Nachrichtendienst, (ADN) nahestehenden Kreisen erfahren wir, daß die Mitarbeiter dieses Instituts neuerdings gehalten sind, sich bei der Abfassung von Pressemeldungen einer klaren, präzisen und korrekten Sprache zu befleißigen. An dieser umwälzenden Neuerung, die auf eine Durchbrechung der seit Jahren gepflegten Traditionen des Hauses hinausläuft, sind einige in unseren Spalten erschienene Glossen schuld, in denen ADN-Notizen analysiert und „in der Luft zerrissen“ wurden. Sprachlich verunglückte Meldungen werden nunmehr, wie verlautet, in den Redaktionsräumen des ADN nur noch als „gefundenes Fressen für die NDL“ oder kurz als „NDL-Meldungen“ bezeichnet. Eine höhere Anerkennung unserer Bemühungen konnten wir uns nicht wünschen.

UNSERE ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGSSCHAU

Das künstlerische Abbild als Form der Widerspiegelung der Wirklichkeit, von N. Dimitrijewa, KL H. 6. 54/S. 775

Helden und Konflikte unserer Zeit, von Wera Ketlinskaja, KL H. 6./54/S. 889

Seelische Trockenheit in der Literatur, von A. M. Uhlmann, WB 1. 12. 54/S. 1506

Bekenntnisse eines Schriftstellers, von Fjodor Gladkow, KL H. 6. 54/S. 883

Das dramatische Jahrzehnt (Probleme der neuen polnischen Literatur), von Kazimierz Brandys, „Sonntag“ 12. 12. 54/S. 5

Romain Rolland auf unserer Seite, von Ewald Thoms, ND 30. 12. 54/S. 4

Zu Romain Rollands Händelbild, von Johanna Rudolph, „Aufbau“ Heft 12/54 S. 1058

Die Entstehung des Doktor Faustus, von Thomas Mann, „Aufbau“ Heft 12/54 S. 1040

Thomas Manns politische Essays, von Eberhard Hilscher, „Aufbau“ Heft 12/54 S. 1090

Episches Theater oder Dramatik (ein Diskussionsbeitrag anlässlich der Aufführung von Bertolt Brechts „Der kaukasische Kreidekreis“), von Fritz Erpenbeck, Th. d. Zt. Heft 12, 54/S. 16

Schöpferischer Wettbewerb und breite Diskussion (Aus dem Referat von Alexej Surkow auf dem II. Unionskongreß der Sowjetischen Schriftsteller), ND 22. 12. 54/S. 4 und TR 17. 12. 54/S. 4

Dichterparlament in Moskau (zur Eröffnung des II. Unionskongresses der Sowjetschriftsteller), von Hugo Huppert, WB 22. 12. 54/S. 1610

Wir wollen mithelfen, von Anna Seghers (Rede auf dem II. Unionskongreß der Sowjetischen Schriftsteller), TR 22. 12. 54 S. 4

Abkürzungen

ND = Neues Deutschland

WB = Weltbühne

TR = Tägliche Rundschau

KL = Kunst und Literatur

Th.d.Zt. = Theater der Zeit

NEUERSCHEINUNGEN

Belletristik

Bert Brennecke: Der Stein kommt ins Rollen (Johann Jacoby), (Große Patrioten), Rütten & Loening, 144 Seiten, mit Abb., DM 1,95

Eduard Claudius: Paradies ohne Seligkeit, Aufbau-Verlag, etwa 170 S., mit etwa 46 Abb., 32 Tafeln, DM 6,30

Leonhard Franke: Karl und Anna (Reclams U.-B. Nr. 8000), Philipp Reclam jun., 80 S., DM —,40

Friedrich Giese: Das Kind des Torfmachers, (Reclams U.-B. Nr. 7990), Philipp Reclam jun., etwa 96 Seiten, DM —,40

Wolfgang Joho: Zwischen Bonn und Boden-

see, Aufbau-Verlag, etwa 200 S., etwa DM 4,20

Halldör Laxness: Weltlicht, Aus dem Island, von Ernst Harthern, Aufbau-Verlag, etwa 640 Seiten, etwa DM 9,—

Sinclair Lewis: Die Hauptstraße, Carola Kennicotts Geschichte, Aus dem Amerik. von Franz Fein, Aufbau-Verlag, 349 S., DM 2,85

Ernst Sommer: Das Leben ist die Fülle, nicht die Zeit, Eine Porträtstudie Ulrich von Huttens, Nachwort von Alfred Antkowiak, Aufbau-Verlag, 186 S., etwa DM 4,20

Friedrich Wolf: Ausgewählte Gedichte, Aufbau-Verlag, 111 Seiten DM 4,50